This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 1,369,855

FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

830.6
D49
V67

Deutsche

Viertel-Jahrsschrift.

Zweites Heft.

II.

1838.

Stuttgart und Tübingen.

Im Verlag und unter Verantwortlichkeit der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

UNIVERSITY OF MICHIGAN

Inhalt.

Seite

Rückblick auf praktiſche Seiten des antiken Münzweſens, von Creuzer 1

Wöhnlichkeit und Lebensgenuß in Deutſchland, von A. M. 38

Die Cholera, von H. 52

Die Romane, von W. M. 92

Blicke auf die neueſten Bearbeitungen der franzöſiſchen Staats- und Rechtsgeſchichte, von L. A. Warnkönig 138

Die Menſchenracen, von H. H. 170

Die Geſangbuchsreform, von G. 249

Ueber die Entſtehung und Erweiterung des großen deutſchen Zollvereines, von Fr. Nebenius 319

Ueberſicht der Leiſtungen der konſtantinopolitaniſchen Preſſe in den letzten ſieben Jahren, von Hammer-Purgſtall 360

Rückblick auf praktiſche Seiten des antiken Münzweſens.

Der eben jetzt zu Stand gekommene Verein deutſcher Regierungen über das Münzweſen veranlaßte einen Alterthumsfreund, auf die monetalen Zuſtände und Verhältniſſe der Griechen und Römer zurückzublicken. Es ſey ihm geſtattet, einige Ergebniſſe ſeiner Betrachtungen ohne viele gelehrte Beiwerke ganz anſpruchlos hier mitzutheilen. Die Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten werden dem Kenner von ſelbſt einleuchten.

Das Geld hatte bei den Chineſen im Laufe der Zeit ſehr verſchiedene Namen. Es hieß: Metall, Quelle, Zeug (Kleidungsſtoff) und Schwert. Wir neuern Europäer könnten es auch Intelligenz nennen, und überhaupt, um die Beziehungen zu erſchöpfen, noch manche andere Benennungen erſinnen, obſchon jene chineſiſchen für den Nachdenkenden beziehungsreich genug ſind. Wir haben hauptſächlich griechiſche und römiſche Zuſtände zu erwägen unternommen, und, weil bei den klaſſiſchen Völkern die Münzſtücke das einzige und allgemeine Vorſtellungszeichen alles Werthes waren, was ſie in neuerer Zeit in ſo ausgedehntem Sinne keineswegs ſind, ſo unterſcheiden wir zuvörderſt zwiſchen Geld und Münze. Jenes iſt jedes Vorſtellungszeichen des Werthes der Dinge; letztere repräſentirt den Sachenwerth nur unter drei Eigenſchaften: als Metall, unter öffentlicher Autorität, und mit beſtimmten Schrot und Korn. Jene Scarabäen (Käferſteine), wie man ſie aus einheimiſchen Felsarten oder aus Steingut in den

ägyptischen Grabstätten zu vielen Tausenden findet, können unter den Pharaonen Geld gewesen seyn, da Münzen jener Periode nicht gefunden werden, und jene in den Mumienkästen vorkommenden Goldplättchen nicht als Münze betrachtet werden können; eben so wie die Cowris (Kauris), d. h. jene Muschelarten, in ganzen Schiffsladungen eingeführt, in Guinea und unter Negerstämmen die Stelle der Scheidemünze vertreten, eben so wie Zeuge ehemals in China, und Baumwollenzeug in gewissen Provinzen von Peru, und Theeballen in der Mongoley. Ich verweile dabei eben so wenig, wie bei dem ältesten Tauschhandel in Naturalien, besonders in Vieh, wovon das A. T. wie Homer, so wie die griechische und italische Sprache so manche Spuren aufbehalten haben; noch bei jenem Zuwägen der Metalle, womit civilisirte und Verkehr treibende Völker der alten Welt sich viele Jahrhunderte beholfen haben, und berühre nur jenen Uebergangspunkt, nämlich die von phönizischen Kaufleuten eingeführte Gewohnheit, Metallstücke mit eingeprägten Zeichen ihres Werthes im Handel zu gebrauchen. Von der spätern Menge phönizischer Münzen gibt eine neue Schrift des Cavaliere della Marmora über die auf den Balearen gefundenen Geldstücke dieses Volkes, auf zwei Tafeln, und von der Ausbreitung seines westlichen Handels die beigefügte, die Küstenländer von Tarsus in Cilicien bis nach Cadix in Spanien darstellende Karte eine anschauliche Vorstellung; und die punischen Charaktere auf den edelsten Münzgeprägen der griechischen Städte Siciliens sind sprechende Denkmale der langen Dauer der Herrschaft ihrer Colonien, besonders der karthagischen, über die schönsten Länder des süd- und westlichen Europa.

Die ältesten Gold- und auch wohl Silbermünzen scheinen bei den Lydern geprägt worden zu seyn, und zwar zu einer Zeit, als Griechenland an Gold noch sehr arm war. Den hohen Werth, den man auf die nach dem König Krösus genannten Goldstücke legte, beweiset der Vers eines griechischen Dichters, der, um einen Mann von ächtem Schrot und Korn, wie wir sagen, zu bezeichnen, ihn mit den Croesii, d. h. mit den Goldstateren des Krösus vergleicht. Zunächst darauf ließ der Perserkönig Darius, des Hystaspes Sohn, aus feinstem Golde Dariken schlagen, deren Gewicht von griechischen Königen, Philipp, Alexander und Lysimachus, beibehalten wurde, wie man sich noch heute überzeugen kann. Daß

der perſiſche Statthalter von Aegypten Aryandes ſie in ſeinem Silber nachprägen ließ, koſtete ihm, auf des Darius Befehl, das Leben. Der jetzige Statthalter deſſelben Landes, Mehemed Ali, prägt dagegen ſchon lange ungeſtraft Münzen in allen drei Metallen. Dürfen wir obigen chineſiſchen Namen unſere Bedeutungen unterlegen, ſo war dieſes Perſergeld recht eigentlich ein Schwert. Mit Anſpielung auf das den Dariken eingeprägte Bild eines Bogenſchützen ſagte der Spartaner Ageſilaus: er werde durch dreißigtauſend Bogenſchützen vom Perſerkönig aus Aſien vertrieben, weil die damit beſtochenen Volksführer ihn nöthigten, von ſeiner aſiatiſchen Siegesbahn nach Europa zurückzukehren. — Dieſe Dariusd'or waren damals auch der Sold der Truppen; dann wurden ſie auch zuweilen in Cycicenern bezahlt. Dieſe Goldſtateren, von der kleinmyſiſchen Stadt Cycikus genannt, und oft ſehr alterthümlichen Gepräges in den Sammlungen vorkommend (einerſeits ein Löwenkopf mit aufgeſperrtem Maule, andrerſeits ein eingeprägtes Quadrat — quadratum incusum —), waren eine der gangbarſten Geldſorten in Griechenland, Kleinaſien und im Pontus, und haben ſich lange im Cours erhalten; daß Einige ſogar den venetianiſchen Zecchino davon haben herleiten wollen. Daß Geld eine Waffe ſey, hat ſich übrigens in Griechenland wiederholt erwieſen. So beſoldeten z. B. die Arkadier ihre Truppen aus den Tempelſchätzen von Olympia, über welchen Ort ſie eine Zeitlang herrſchten; und wozu die Phocier das Gold des Tempels zu Delphi angewendet haben, daran brauche ich nicht erſt zu erinnern.

Stempelten die Phönizier ihre Metallmaſſen, ſo bedienten ſich auch die älteren Griechen in Silber, Erz und Eiſen eines ſogenannten Stabgeldes, woher der Obolus ſeinen Namen erhielt. Erſt kurz vor der erſten Olympiade (vor Chr. Geb. 895) ſoll Phidon, König von Argos, auf der Inſel Aegina Münzſtücke in Silber haben ſchlagen laſſen. Die Römer erhielten ihre erſte Münze mit dem Schatzungs- und Steuerweſen unter Servius Tullius, ſchwere Erzſtücke, deren Maſſe allmählig verringert ward. Ganz ſchwere Erzſtücke waren auch bei den Etruskern in Gebrauch geweſen, wie z. B. die ſogenannten Dupondien von Volaterra in unſern Sammlungen. Silber ward erſt vor Chr. 269 in Rom geſchlagen und Gold im Laufe des zweiten puniſchen Krieges 207 vor Chr. Geb., weil die Römer jetzt den Sold der Truppen oft in größern

Summen und weitern Entfernungen zu verſenden hatten. Daneben waren eiſerne Münzen bei einigen griechiſchen Völkern im Gebrauch aus verſchiedenen Urſachen; bei den Spartanern, aus alter, ſtrenger doriſcher Sitte, während der Staat alleiniger Beſitzer der edlen Metalle blieb; bei den Byzantiern aus Noth und bloß zum innern Verkehr (Silber ward zum Handel auswärts und zum Krieg verwendet) und bei den Klazomeniern ſtatt der Schuldſcheine; ſo daß bei ihnen das Eiſen unſer Papiergeld vertrat.

Ueberblicken wir nun jene Maſſen der griechiſchen Münzen von ihrem Urſprung bis zum Erlöſchen, ſo haben wir von jenem Phidon bis auf den Kaiſer Gallienus, unter deſſen Regierung das griechiſche Gepräge zu verſchwinden anfängt, eine Zeitperiode von mehr als tauſend Jahren. Sämmtliche antike Münzen aber, in welch verſchiedenen Größen ſtellen ſie ſich nicht dem Auge dar, von jenen ſchalengroßen, ſchweren Pfunderzen der etruriſchen und römiſchen Fabriken und den großen Medaillons aus verſchiedenen Zeiten durch alle Stufen herab bis zu jenen niedlichen Quinaren der römiſchen Geſchlechter und zuletzt bis zu den nur erbſengroßen Silber- und Goldſtückchen von Thaſos und Cyrene? Und welche Abſtufung in künſtleriſchem Betracht! Von Incunabel-Stücken anzufangen, ſo zeigen ſie auf ihrem flachen Revers eine Vertiefung, d. h. den Eindruck eines die Münze beim Prägen auf dem Ambos oder in der Zange feſthaltenden Vorſprungs (das ſogenannte quadratum incusum, das aber ſehr verſchiedene Veränderungen zeigt, und z. B. windmühlenflügelförmig wird); auf der converen Vorderſeite mehrentheils Thierbilder mehr oder minder roh, jedoch kräftig gezeichnet, wie die Land- und Seeſchildkröte auf den Silbermünzen von Aegina, der Delphin auf denen von Meſſana, nicht zu gedenken der rohen Karikaturbilder des Satyrs und der Nymphe auf denen von Thaſos, die gleichwohl in barbariſchen Fabriken nördlicher Nachbarländer Nachahmung fanden. Schreiten wir von da fort zum Großſilber von Akanthos, mit dem einen Stier niederwerfenden Löwen und mit andern Thierſtücken, z. B. auf den Münzen von Mende, ſo fällt die großartige charaktervolle Zeichnung der Typen auf, mit einer gewiſſen Härte verbunden; bis ſie im Verfolg neben dem Alterthümlichen das Zierliche erreichen. Es folgen die trefflichen Arbeiten der italiſch-griechiſchen, beſonders der ſiciliſchen Münzgraveurs. Ich nenne nur die Großſilbermünze von

Agrigent mit den auf einem Haſen ſitzenden zwei Adlern, mit der Heuſchrecke, dem Seekrebs und andern Nebenbildchen. Kann wohl das thieriſche Leben in ſeinen verſchiedenen Erſcheinungen geiſtreicher aufgefaßt, ausdrucksvoller und ſchöner zugleich dargeſtellt werden? Ferner die Silbermünze von Catana mit dem ſprechenden Haupt des unmuthsvollen Apollo, die von Velia mit dem Pallaskopf und ſchreitenden Löwen, die von Thurium mit dem kräftig-ſchönen Minervenhaupt. Welch ein Abſtand von jenem ſeelenloſen ſeltſamen Pallaskopfe der altfränkiſchen Tetradrachmen von Athen! Nun aber vollends jenes wundervolle ſchilfbekränzte Haupt auf den Großſilberſtücken von Syrakus, mag dieſe Jungfrau nun Arethuſa Artemis, Perſephone oder Sikelia ſelbſt genannt werden. In letzterem Falle würde dieſe Geſtalt zu jenen glücklichen Perſonificationen von Ländern und Oertern gehören, wovon die Münzkunde ſo herrliche Beiſpiele zeigt, wie in den Figuren der Aetolia, Aſia, Afrika, Bithynia und Hiſpania. Jene ſiciliſchen und italiſch-griechiſchen Münzſtempel-Künſtler waren hinter ihren Vorarbeitern, den Steinſchneidern, in keinem Stücke zurückgeblieben, weder in der Auffaſſung der Natur und in treffender Behandlung des Symboliſchen, noch in Verfeinerung der Technik, und ſo waren denn auch Männer wie Kimon, Eukleides, Euänetos und Andere von Syrakus, Kleudoros von Velia und Andere von andern italiſchen Städten eben ſo wohl berechtigt, ihre Namen den von ihnen gearbeiteten Münzſtempeln einzugraben, wie die Lithoglyphen Solon, Pyrgoteles und Dioskurides ihren Gemmen oder Cameen. Daß aber auch die Künſtler anderer griechiſchen Länder den eben genannten nahe gekommen, oder ſie erreicht haben, beweiſen unter andern die herrlichen Münzen von Theſſalien, Lesbos, Kos und Kreta. Auf den Silbermünzen von Opus in Lokrien beurkundet das edle Haupt der Ceres auf der Vorderſeite und noch mehr auf der Rückſeite die jugendliche Geſtalt des mit Schild und Schwert in den Kampf ſtürzenden Heros das Werk eines Künſtlers erſten Ranges — ein Werk, das an die lebendige und geiſtreiche Schilderung erinnert, die uns ein alter Autor von einem ähnlichen Gemälde des Theon geliefert; ein Werk endlich, das dem Marmorbilde des borgheſiſchen Helden an die Seite geſtellt werden kann. Dieſen Arbeiten reihen ſich an die Silberdenare Philipps von Macedonien mit dem zierlichen Haupte des Apollo und mehrere Münzen

Alexanders des Großen und seiner Nachfolger, namentlich die des Lysimachus, welche letztere den ausdrucksvollen Kopf jenes Königs in geistreichster Auffassung darstellen.

Mit dieser Erwähnung von Götter- und Heroengestalten befinden wir uns auf dem mythologischen Gebiet. So wichtig nun aber die antiken Münzen als Denkmale der Götterlehren und der Culte sind, so will ich doch diese Seite vor jetzt unberührt lassen, und den deutschen Leser nur erinnern, daß Herr Thomas Burgon im Septemberheft des Numismatic Journal (London 1836) über die auf antiken Münzen erscheinenden Symbole, Gottheiten, heilige Oertlichkeiten, Stiftungsscenen und Cultushandlungen Bemerkungen angefangen hat, welche große Aufmerksamkeit verdienen. Ich hebe nur aus, daß die Münzen auch auf diesem Gebiete von verhältnißmäßig größester Bedeutung sind, indem sie den Rang öffentlicher, unter Staatsaufsicht ausgegebener Documente behaupten, mithin die Bürgschaft mit sich bringen, daß die ihnen aufgeprägten religiösen Personen und Gegenstände nicht Ausgeburten individueller Vorstellungen oder abergläubischer Idiosynkrasien sind, sondern daß sie nur das Allgemeine zeigen, d. h. was im religiösen Bewußtseyn eines ganzen Volkes oder doch einer Gemeinde lebte und wirksam war.

Aber besondere Erwähnung verdienen die Cultusorte, d. h. diejenigen Oertlichkeiten oder Städte, die einen berühmten, vielbesuchten Tempel hatten. Seitdem die alte Welt geprägte Münze hatte, sind solche Orte als Depositäre von Schätzen aller Art, insbesondere aber auch von baaren Geldsummen zu betrachten. In griechischen Landen müssen hier besonders genannt werden: Samos, Ephesus, Delphi und Delos. Ueber das Vermögen dieser Heiligthümer geben uns theils die alten Schriftsteller Notizen, theils liefern uns die Inschriften mehr oder minder vollständige Inventarien. So besitzen wir z. B. eine von Böckh (dem wir überhaupt die meisten Belehrungen über das Geldwesen theils schon schulden, theils noch schulden werden) erläuterte Inschrift über das Vermögen des Apolliniſchen Heiligthums auf Delos. Auch wurden Schuldverschreibungen in Tempeln niederlegt, wenn heilige Kassen Gläubiger waren. Ob aber solche Heiligthümer ordentliche Banken nach heutiger Einrichtung gewesen, wie neuerlich der französische Schriftsteller Hr. Blanqui hat behaupten wollen, überlasse ich billig den

Gelehrten vom Fach zu entſcheiden; bemerke jedoch, daß man ſich hüten muß, die antiken Einrichtungen und Verhältniſſe den unſrigen allzuſehr analog vorzuſtellen; wie denn z. B. die alten Griechen auch keine Wechſel hatten, weßwegen auch Verbote der Geldausfuhr bei ihnen nicht wohl ſtatt finden konnten. Daß ungeheure Geldmaſſen in manchen Tempelorten Vorder- und Mittelaſiens zuſammengeſtrömt ſeyn mögen, läßt ſich aus Erzählungen der Geſchichtſchreiber ſchließen; wie zu Sardes in Lydien, zu Babylon, zu Zela im Pontus beim Tempel der Anaïtis. Hierarchiſche Reichthümer und Würden, verbunden mit anſehnlichem Grundbeſitz und mit Schaaren von Tempelknechten, zeigen ſich in den beiden Komana in Kappadocien und im Pontus. Daß in dem fernen Abendlande ähnliche koloſſale Verhältniſſe vorkommen, darf uns bei den notoriſchen Niederlaſſungen der Phönizier auf Europa's Süd- und Weſtküſten nicht Wunder nehmen. Namentlich hatte das Eryciniſche Heiligthum der Venus auf Sicilien nicht bloß bedeutende Schätze und Grundſtücke, ingleichen Tempel-Sklaven und Sklavinnen, die ſehr oft durch Erlegung von Geld ſich aus ihrem Dienſte löſeten, ſondern auch freie, oft ſehr begüterte Perſonen beider Geſchlechter, die der Göttin dienſtpflichtig durch Bezahlung einer Geldſumme ſich ein für allemal von den mitunter beträchtlichen Koſten des Cultus loskauften, und von da an Freigelaſſene jener Gottheit genannt wurden. Man kann ſich vorſtellen, welche Münzmaſſen ſich auf dieſe Weiſe in ſolchen Tempeln anhäufen mußten.

Das pontiſche Komana hatte daneben noch den Vortheil, ein Mittelpunkt des Handels nach Armenien zu ſeyn; womit ſich unſerer Betrachtung eine neue Ausſicht öffnet. Die Stadt Mazaka in Kappadocien hatte auch einen namhaften Cultus, einen heiligen Berg, welcher, nach dem Ausdruck eines griechiſchen Autors, den Einwohnern Gott, Eid und Bild war (ſie pflegten bei ihm zu ſchwören und ſtellten den Genius des Berges bildlich dar); das ſehen wir auf einigen griechiſchen Münzen dieſer Stadt, auf denen ſie den Namen Euſebia (die Fromme) führt; weit mehrere hat ſie aus der Kaiſerzeit geliefert von Tiberius an bis auf den Trebonianus, unter ihrem damaligen Namen Cäſarea. Aber daß aus dieſer Periode ſich nicht nur eine ganze Maſſe von Silbermünzen, ſondern auch Goldmünzen vorfinden, was bei griechiſchen Städten,

zumal der Binnenländer, ſehr ſelten, ja in Betreff der goldenen beiſpiellos iſt, — dieſe auffallende Erſcheinung läßt ſich nicht aus dem Cultus, ſondern einzig daraus erklären, daß Cäſarea (wie Hr. v. Steinbüchel ſagt) ſo in der Mitte aller Handelszüge von ganz Hinterafien und Indien mit Vorderafien und Europa gelegen war, daß es der Fluthen des Meeres nicht bedurfte, um hier die Maſſe des Reichthums aufzuhäufen, welcher ſich in dieſen Münzen ausſpricht, und das nothwendige Ergebniß eines ſo unermeßlichen Verkehrs ſeyn mußte. Dies hängt mit einem Hauptſatze Neumann's zuſammen, den uns deſſen hochverdienter Schüler, der ebengenannte Archäolog, mit folgenden Worten berichtet: „Silbermünzen habe man in der Regel nur von jenen alten griechiſchen Städten, die am Meere lagen. Was das heiße, ein Stapelplatz für Waaren, die ganze Wichtigkeit eines Seehafens mit den herrlichen Früchten vermehrten Handelsverkehrs, wie ſo viel ſicherer und ſchneller als auf die mühevollen Arbeiten des Bergmanns die edlen Metalle überall auf den Ruf des wahren Kaufherrn hervorquellen — das Alles wird in dieſer einen Bemerkung erſichtlich. Die Küſtenſchifffahrt der Alten erklärt, wie es ſo viele, zum Theil ganz nahe gelegene Seehäfen geben konnte, die ſich gleichzeitig eines zahlreichen Zuſpruchs erfreuten, im Gegenſatze zu dem, was in unſern Tagen der Fall iſt, wo, bei der Vervollkommnung der Schifffahrt einzelne Hauptpunkte, die andern übervortheilend, in ſich alle Richtungen des Handels vereinigen, und die Schiffe nur dieſen in möglichſt geraden Linien zuſtreben.“ Doch traten auch in der alten Welt einzelne Handelsplätze vor allen andern hervor, wie z. B. Athen, deſſen Münzen, namentlich die ſilbernen, in Griechenland, Kleinaſien und beſonders in den Küſtenländern des ſchwarzen Meeres Jahrhunderte lang im Umlauf waren, und eine allgemein beliebte Währung bildeten. Daraus laſſen ſich mit Wahrſcheinlichkeit zwei ſonderbare Erſcheinungen erklären: zuvörderſt, warum mehrere kretiſche Städte, wie Cydonia, Gortyna, Hierapytna, Silbermünzen genau auf das Gepräge der Großmünzen Athens aus demſelben Metalle prägten, nämlich damit ihr eignes Geld in dem weiten Umfang des atheniſchen Handelsgebietes Aufnahme und gleiche Geltung gewinnen ſollte; worin ſie ſich auch keineswegs verrechnet hatten. Sodann erhält die ſonſt unerklärbare Sonderbarkeit dadurch Aufſchluß, daß die

atheniſchen Münzen unverrückt auch in jenen Perioden, worin Athen allen andern helleniſchen Städten es in allen bildenden Künſten zuvorthat, ihr herkömmliches, altväteriſches Gepräge beibehielten, während andere und geringere griechiſche Orte ſchöneres Geld ſchlugen; nämlich weil die ganze Handelswelt an jene altbewährten Münztypen gewöhnt war, und in ihrer Unveränderlichkeit eine Bürgſchaft des ungeſchmälerten innern Gehalts erblickte. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit dem ſogenannten Korinthiſchen Silber, d. h. mit jenen Silbermünzen, die auf der Vorderſeite das mit hohem Korinthiſchem Helm bedeckte Haupt der Pallas, auf der Kehrſeite den Pegaſus oder das bekannte Flügelroß zeigen; weßwegen man dieſe Münze auch Roſſe nannte. Des vielen derſelben auf der Rückſeite eingegrabenen altväteriſchen Kappa (ſtatt des nachherigen K) wegen, wurden ſolche Münzen ehemals ſämmtlich der Stadt Korinth zugeſchrieben, während Andere ſie nach Syrakus verwieſen. Da aber auf vielen ſtatt jenes K andere Charaktere ſichtbar ſind, ſo mögen ſie verſchiedenen Korinthiſchen Kolonialſtädten angehören. Jetzt gleichen ſich dieſe Differenzen durch folgende Sätze aus: „Sie waren nämlich (bemerkt Herr v. Steinbüchel im 62ten Bande der Wiener Jahrbücher d. Lit.) die allgemein geltende Währung der Küſten- und Handelsſtädte des adriatiſchen Meeres (größtentheils Kolonien Korinths und der dahin handelnden Städte Siciliens und Unteritaliens), von allen dieſen Städten eben ſo gleichmäßig in derſelben allgemein angenommenen Art geprägt, wie in Aſien das Gepräge Alexanders (des Großen), das allgemein angenommen war; * und wo in derſelben Art die einzelnen Münzſtädte kaum noch durch einzelne kleine Beizeichen ſich zu erkennen gaben.“ Es wurde, füge ich hinzu, bei dieſen allgemein curſirenden Gepräge weniger auf Schönheit geſehen. Ihr Werth ſcheint den ebenfalls ſehr zahlreichen Silbermünzen von Tarent gleich geweſen zu ſeyn, ſo daß alſo der

* Ich erinnere, als an ein Beiſpiel, an die Goldmünzen, welche die Griechen zu Ehren des Titus Quintius Flamininus haben ſchlagen laſſen (auf der Vorderſeite ſein Haupt, auf der Rückſeite die Victoria mit Palmzweig und Kranz und Quincti). Sie iſt ohngeachtet der römiſchen Inſchrift, griechiſches Gepräge, und an Gewicht und Typus den Goldmünzen Alexanders nachgebildet. (S. die Tafel bei Mionnet, Suppl. Vol. III. p. 260.)

Geldverkehr aller dieser Handelsorte nirgends erschwert war. Was Asien betrifft, so ist von den Dariken in Silber und Gold, so wie von den Cycicener-Münzen schon oben die Rede gewesen. Nach dem dort üblichen Gepräge Alexanders des Gr. scheinen die sogenannten Cistophoren (nach einem auf denselben geprägten mystischen Korbe des Bacchus genannt) sich als Lieblingswährung der asiatischen Städte ausgebildet zu haben. Ueber das System der Währungen äußert sich derselbe Gelehrte (a. a. O. S. 66) in folgenden Worten: „Es ist sonderbar, wie in Ermangelung aller ausdrücklichen Belehrung durch die alten Schriftsteller die alten Münzen selbst, unabhängig für sich, zur Enthüllung der tiefer liegenden Verhältnisse des Geldmarktes bei den Alten führen. So ist das System der Währungen, wonach z. B. österreichische Theresien- und spanische Säulenthaler, venetianische Zecchinen und Holländer-Dukaten in einzelnen Theilen der europäischen Handelswelt fast die ausschließende Münze, für den Kaufmann wenigstens, bilden, in unsern Tagen ein Geheimniß, das offen daliegt, dessen kluge und wohlberechnete Beobachtung aber noch immer reichlichen Gewinn befördert; und eben so ergibt sich das Daseyn eines ähnlichen Verhältnisses für die alte Welt, wo eine allgemeiner anerkannte Währung ein um so größeres Bedürfniß seyn mußte, als alle diese kleinen Städtestaaten ganz unabhängig ihre Münze prägten.“

Es war im Vorhergehenden von den Handelsstraßen nach Oberasien über Mazaka-Cäsarea die Rede. Dies war die mittlere der drei Straßen, die von den europäischen Küstenländern durch Kleinasien führte; eine südliche lief über den persischen und arabischen Meerbusen, Phönizien u. s. w.; die nördliche ging von den Donauländern über den Pontus Euxinus, Kolchis, Armenien und Medien. Wenn diese letztere in ihrem westlichen Theile in Taurien und dem Flußgebiete der südlich ausmündenden russischen Ströme, wo früher griechische Kolonien und Handelsplätze lagen, unter anderm antiken Vorrath auch viele griechische Münzen geliefert haben, so muß man dagegen erstaunen über die ungeheuren Münzschätze, die seit wenigen Jahren am östlichen Ziele dieser Handelsstraße, besonders in Baktrien und in den Flußgebieten des Indus aus dem Schooße der Erde oder aus alten Bauwerken hervorgegangen sind. Noch Eckhel konnte nur vier bis fünf baktrische Könige in Münzen nachweisen von jenem Theodotos

dem Erſten an, der ſich zuerſt in dieſen Ländern von der Herrſchaft der Seleuciden losgeriſſen (vor Chr. Geb. 256); und doch hörte man bei den Schriftſtellern von einer ausgebreiteten Herrſchaft der Griechen über oberaſiatiſche Länder ſeit der Eroberung Alexanders des Gr.; man hörte von 62 Kolonien dieſes Königs in jenen Gebieten, und, wenn auch vielleicht mit Uebertreibung, von 1000 Städten eines ſeiner dortigen Nachfolger Eukratides. Jetzt verdanken wir es einem Zuſammentreffen glücklicher Umſtände, daß Engländer und Franzoſen europäiſche Cabinette mit Münzen jener Länder bereichert haben, worauf die Forſchungen unſerer Archäologen, Geographen und Geſchichtsforſcher, beſonders Heeren's, K. O. Müllers, Raoul-Rochette's und Karl Ritters ſich ſtützen konnten. War Baktrien ſchon in grauer Vorzeit der Mittelpunkt einer großen Handelsſtraße des fernern Orients, und war Gold und Silber durch Handel vermuthlich aus Turkeſtan dorten im Umlauf, ſo tritt uns nun eine ganze Reihe vorher unbekannter griechiſcher Könige in erſt neulich aufgefundenen Münzen entgegen; wir ſehen, wie in dieſen Wohnſitzen vorweltlicher Civiliſation ſich griechiſche Cultur verbreitet und Jahrhunderte lang erhalten hatte; wir erhalten in dieſen Münzen ſprechende Beweiſe für die welthiſtoriſche Wichtigkeit der Eroberungen Alexanders. Beſonders ſind aber die in Peſchawer, in den Khyberbergen um Jellalabad, um Kabul und auf der Ebene von Begram gelegenen Tope's an Münzen ergiebig geweſen. Unter dieſen Tope's haben wir, nach Wilh. v. Humboldt, uns öffnungsloſe, zur Aufbewahrung oder Verbergung eines Heiligthums beſtimmte Maſſen zu denken, nicht innerlich zu Lebenszwecken beſtimmte Gebäude, ſondern für Jahrtauſende geſchloſſene Denkmäler. Es gränzt ans Fabelhafte, was uns Hr. Karl Ritter nach Maſſon berichtet, daß allein zu Kabul in der Münze und von Kupferſchmieden auf 30,000 in den Umgegenden gefundene Münzen jährlich eingeſchmolzen werden. Es ſind im Allgemeinen Geldſtücke aus allen drei Metallen, und zerfallen in indo-griechiſche, indo-ſkythiſche, römiſche, perſiſche (ſaſſanidiſche) und mohamedaniſche. — „Welche angeführte zahlreiche Münzen (ſagt der angeführte Geograph in ſeiner Abhandlung über die Stupa's = Tope's) in unendlicher Mannichfaltigkeit von Gepräge, Legenden und Typen, die Uebergänge der griechiſch-baktriſchen Herrſchaft bis in das indiſche Mittelalter herab, bis in die Periode des Mohamedaner

Einfalls belegen. Wir übergehen hier die vielen merkwürdigen Folgerungen, welche ſich über die Gleichzeitigkeit des verſchiedenſten Religionscultus in dieſen Oertlichkeiten, der Griechen, Zoroaſterdiener, Mithrasverehrer, Buddhiſten und Brachmanen und über die Nachwirkung griechiſch-baktriſcher Cultur und Kunſt in den Gebieten ſo vieler indo-ſkythiſcher Dynaſtien für jene Periode vom Norden her eingewanderter getiſcher oder dakiſcher Herrſcher, an der ganzen Weſtſeite des Induſtroms von Kelat über Kabul und Bamiyan bis in die Gebirgslandſchaften aus alle dieſem ergeben.“

Dies erinnert andrerſeits an die ſonderbare Thatſache, daß nicht nur phönizíſche und römiſche Münzen, ſondern auch kufiſche in germaniſchen und ſlaviſchen Gräbern des nördlichen Europa bis nach Polen, Preußen und Schweden hin ſich vorgefunden, auf welche Hr. v. Minutoli ganz neuerlich die Aufmerkſamkeit der Gelehrten gelenkt hat, weil man hierdurch mit der Zeit nähere Aufſchlüſſe über die Handelsverbindungen und Handelswege der jene Nordländer bewohnenden Völker mit denen des Südens und beſonders des Morgenlandes erhalten möchte. Gerade aus der ſüdlichen Weltgegend kommen eben jetzt arabiſche Goldmünzen, von Bugia eingeſendet, zum Vorſchein, deren Erklärung der größeſte Kenner des Arabiſchen uns gegeben hat, und da ein Gelehrtenverein aus der Mitte des franzöſiſchen Inſtituts mit der älteren Geſchichte des Gebietes von Algier beſchäftigt iſt (ſ. Journal des Savants 1837, Septembre et Octobre, und daſelbſt Sylvestre de Sacy, Dureau de la Malle und Letronne), ſo ſteht zu erwarten, daß auch die antiken Münzen aus dieſen Erdſtrichen großen Zuwachs und erwünſchte Erläuterung erhalten werden. Daß der erſtere ſehr reichlich ausfallen werde, iſt um ſo weniger zu bezweifeln, da es dem königl. dän. Conſul Hrn. Falbe ſchon vor mehreren Jahren möglich war, in ſeinem Werke über Karthago (man leſe meinen Bericht darüber in den Heidelb. Jahrb. d. Lit. 1836 Nr. 23) eine Reihe von mauretaniſchen, römiſchen, vandaliſchen und byzantiniſchen Münzen mitzutheilen und zu erläutern. Was aber in meinem Bericht unerwähnt geblieben, will ich jetzt nach der glorreichen Eroberung von Conſtantine nachträglich bemerken. Derſelbe gelehrte Freund hatte mir ſchon 1828, alſo zwei Jahre vor der franzöſiſchen Beſetzung von Algier, eine Erzmünze bekannt gemacht, deren

Abbildung mit mehreren andern vor mir liegt, mit folgender Notiz: „Médaille de Carthage ou des colonies de Carthage en Sicile, trouvée à Constantina Royaume d'Alger. Je ne crois pas qu'elle soit connue avec la lettre punique“ (die Hauptſeite zeigt ein mit Aehre oder Schilf bekränztes Frauenhaupt, die Rückſeite einen Pflug oder das Vordertheil eines Schiffs, denn das Gepräge hat gelitten; daneben einen puniſchen Buchſtaben). Wir dürfen uns demnach der Hoffnung hingeben, daß aus dieſer Reſidenz der numidiſchen Könige, erſt Cirta (d. h. Stadt vorzugsweiſe), nachher, dem Kaiſer Conſtantinus zu Ehren, Constantina genannt, und nachher Hauptſtadt des öſtlichen Theiles des Reichs Algier — demnächſt der Münzwiſſenſchaft manche antike Stücke zuſtrömen werden.

Kriege und Heereszüge äußern auf Prägung und Verbreitung der Metalle den allergrößeſten Einfluß. Es iſt bekannt, welche Maſſen von Gold die macedoniſchen Könige aus den Bergwerken ihres Reiches und der Nachbarländer alljährlich gewannen, und wie viel Goldſtücke, insbeſondere ſeit Philipps, des Amyntas Sohn, Regierung, in den Münzſtätten ausgeprägt wurden. Seit dem kamen die nach ſeinem Namen genannten Philippei in Umlauf, und blieben mit demſelben darin auch unter ſeinen Nachfolgern. Wenn wir nun beim Livius leſen, daß in Folge der römiſchen Siege und endlichen Eroberungen von Macedonien Quintius 14,514 ſolcher Philippsd'or nach Rom als Kriegsbeute brachte, Scipio Aſiaticus 140,000, M. Fulvius 12,432 und Cn. Manlius 16,320, ungerechnet die vielen Umſchmelzungen und Verarbeitungen dieſer Münzſorte, — ſo kann man ſich von der unzählbaren Menge dieſer Philippeer leicht eine Vorſtellung machen, und wird ſich nicht wundern, da der Sold der Heere noch lange in ſolchen Goldmünzen ausbezahlt wurde, daß einzelne Stücke davon noch heute in Gegenden gefunden werden, wo römiſche Standquartiere geweſen, bis in unſern rheiniſchen Donnersberg hin. Stoff zu einer andern Beobachtung bietet das an Macedonien gränzende Thracien dar. In altgriechiſcher Periode kommen nur Münzen der Handel und Verkehr treibenden Seeſtädte vor, von den Binnenorten keine; dagegen zeigen in der römiſchen Zeit gerade dieſe letzteren, wie Serdica, Philippopolis, Trajanopolis und Hadrianopolis einen überſtrömenden Münzreichthum, weil ſeit Trajan

auf den durch das Innere dieſes Landes führenden großen Heerſtraßen römiſche Armeen nach Aſien hinüber und von dort nach Europa zurückzuziehen pflegten. Ganz neulich hat Hr. Fr. von Streber in den Abhandl. der Münchner Akademie noch auf eine bemerkenswerthe Thatſache aufmerkſam gemacht, nämlich, daß wir erſt jetzt aus Münzen allein das Daſeyn macedoniſcher Binnenſtädte, wie z. B. von Trälium und Trinris, erfahren, von denen die alten Schriftſteller keine Sylbe berichten. Das Gebirge Pangäus, zwiſchen den Flüſſen Strymon und Neſtos, war reich an Silber und Gold, wovon eine Menge ausgeprägt wurde. Die Küſte war herrlich für den Handel gelegen; reiche und mächtige Städte erhoben ſich im Innern, warum die Küſtenfahrer ſich wenig bekümmerten, welche aber durch ihre Münzen ins Gebiet der Erd- und Länderkunde eintreten, deren Menge uns täglich aufs Neue in Verwunderung ſetzt.

Die nahe gelegene thraciſche, nachher macedoniſche Landſchaft Chalcidice, von der wir eine Reihe der ſchönſten Gold- und hauptſächlich Silbermünzen haben (Vorderſeite: das wunderſchöne belorbeerte Haupt des Apollo; Rückſeite: die Lyra), von den Griechen früh beſetzt, und wegen ihrer vortheilhaften Handelslage am ſtrymoniſchen und thermäiſchen Meerbuſen ſowohl als wegen ihres Metallreichthums lange behauptet, eben deßwegen aber auch von dem Macedonier Philipp, des Amyntas Sohn, mit großen Anſtrengungen und Opfern endlich erworben, — dieſes wichtige Küſtenland erinnert uns an ſeine und ſo vieler andern Kolonien Mutterſtadt, an die eubböiſche Chalcis. Dieſe durch ihre Lage an Mittel-Griechenlands Geſtade, ſowie durch Klima und Fruchtbarkeit von Anfang an hochbegünſtigte Stadt behauptete nicht nur in den nachherigen Römerkriegen ihre militäriſche Wichtigkeit, ſondern, als Negroponte, noch in den Zeiten der Venetianer und der Osmanen. Aber, was uns hier angeht, in althelleniſcher Vorzeit haben dieſe Chalcidier von Euböa den Griechen zuerſt neue See- und Handelsſtraßen eröffnet, zuerſt Italien beſucht, und an der Küſte beſetzt; Städte gegründet, wie Kumä; von wo wiederum Neapolis, Zankle (nachher Meſſana), Himera und Mylä ausgegangen. Ferner waren chalcidiſchen Urſprungs in Sicilien Naxos, Leontini, Katana, Tauromenium und andere Orte. Auch hatten die Chalcidier, wie zuvor gemeldet, Thracien koloniſirt. Wir laſſen es jetzt auf ſich

beruhen, ob auch jene Töpfer- und Vaſenmaler-Fabriken, deren Kunſtarbeiten in neueſter Zeit aus dem Schooße etruriſcher Grabesſtätten ſo überraſchend und zahlreich hervorgegangen ſind, aus den chalcidiſchen Kolonialſtädten Campaniens ihren Urſprung herleiten. Uns genügt zu bemerken, daß ſchon von grauer Vorzeit an bis in die römiſche Periode herab das chalcidiſche Geld einen ausgebreiteten Umlauf hatte, in Oſten, Norden und Weſten, unter verſchiedenen Typen (in der euböiſchen Mutterſtadt ſelbſt, in Silber, mit dem Junokopf und mit dem eine Schlange oder einen Haſen zerreißenden Adler; unter den römiſchen Kaiſern, in Erz, mit der ſitzenden Juno und mit der griechiſchen Beiſchrift ihres Namens; in Thracien, mit den oben bemerkten Bildern); es war der Repräſentant eines großen Bundes- und weitverbreiteten Handelsvereins. Daher auch die mächtigſte aller griechiſchen Kolonien an der Südküſte Thraciens, Olynthos, ſeitdem ſie (Olymp. 100) der chalcidiſchen Conföderation vorſtand, dieſes Geld bei ſich einführte; deſſen Maſſen zwei und dreißig Jahre ſpäter, nebſt anderer Kriegsbeute, dem Eroberer Philipp ungeheure Mittel zu weiteren Unternehmungen in die Hand gaben.

So haben wir arkadiſche Bundesmünzen mit dem Kopfe des Jupiter und mit dem Pan als den von Alters her verehrten Gottheiten des Landes. Denn alle dieſe Bünde waren auf gemeinſame Stammculte gegründet. Ein geiſtreicher griechiſcher Autor * erklärt ſich bei Erwähnung der pythiſchen Verſammlungen über die Entſtehung und Natur ſolcher Vereine auf folgende Weiſe: „Denn die Menſchen pflegten nach Stämmen und Städten zuſammenzukommen, theils weil ſie von Natur zur Geſelligkeit geneigt waren, theils ihres gegenſeitigen Vortheils wegen; und aus denſelben Urſachen fanden ſie ſich zu gemeinſamen Opfern, zu Feſttagen und feierlichen Verſammlungen zuſammen. Denn Alles dergleichen, was von Tiſch- und Trinkgenoſſenſchaft, ſo wie von Beiſammenſeyn unter Einem Dach ausgehet, iſt zum Anknüpfen der Freundſchaft geeignet. Je größer aber eine ſolche Zuſammenkunft, und aus je mehreren Gliedern ſie an einem Orte ſich beiſammenfindet, für deſto größer wird auch ihr Nutzen gehalten.“ Es gab manche Amphiktyonien in griechiſchen Ländern, keine aber war bedeutender

* Strabo IX. 5, p. 503. Tzsch.

und in ältern Zeiten wichtiger als die vorzugsweise sogenannte, die das delphische Heiligthum zum Mittelpunkt hatte. Von dieser pyläischen Amphiktyonie, deren Abgeordnete sich bei Thermopylä in der Nähe des Fleckens Anthele versammelten, um der pyläischen oder amphiktyonischen Ceres ein Opfer zu bringen, und sich von da nach Delphi begaben, sind uns erst neulich einige schöne Silbermünzen der besten Kunstperiode vor Augen gekommen. Sie zeigen auf ihrer Hauptseite den ährenbekränzten beschleierten Kopf der Ceres; auf der Rückseite den pythischen Apollo, oder, richtiger erklärt, die erste pythische Priesterin Phemonöe, bekränzt mit Lorbeern, auf einem Felsen sitzend, den gebogenen rechten Arm auf eine Leier stützend, in der linken Hand einen Lorbeerzweig haltend. Vor der Figur im Felde steht ein kleiner Dreifuß. Daß diese Münzen, so wie die anderer Conföderationen des alten freien Griechenlands, wahres Bundesgeld gewesen, darf nach allen Analogien nicht bezweifelt werden. Dies gilt hingegen nicht von allen denen, welche die Aufschrift „das Gemeinsame“ (τὸ κοινόν), mit dem Beisatz eines Stammes, Landes oder eines Stadtgebietes, wie: der Jonier, der Thracier, der Lesbier, oder von Bithynia, haben. Sie gehören größtentheils der römischen Zeit an, sind nach den großen Medaillons der Kaiserzeit geprägt, und da in den Beischriften oft Feste, Spiele und dergleichen erwähnt werden, so müssen diese Münzen, wenn auch solche Versammlungen selbst mit gemeinsamen Berathungen verbunden waren, dennoch als Schau- und Denkmünzen betrachtet werden, die nicht als Geld in den Umlauf kamen. Der Freundschaftsbund von Städten wird auch zuweilen durch die Aufschrift Eintracht (ὁμόνοια, concordia) bezeichnet, wie z. B. der Bund der Stadt Asia in Lydien mit Smyrna in Aeolien, wo die erstere, als Lanzen schwingende Frau, letzterer, als Amazone mit der Streitaxt vorgestellt, die Hand reicht; wogegen Asien als Proconsular-Provinz auf einem Silberdenar des Kaisers Hadrian mit dem Steuerruder in der Hand, auf dem Vordertheil eines Schiffes stehend, abgebildet ist, weil es hier galt, die Bedeutung dieser Provinz für die römische Marine und den Seehandel hervorzuheben; zum Beweise, wie glücklich in den bessern Römerzeiten die Stempelschneider in Personificationen waren. Ueberhaupt bekunden die römischen Familien- und die früheren Kaisermünzen das Fortleben des Geistes und Geschmacks,

den die römiſchen Graveurs ſich von den Griechen angeeignet hatten. Auf den erſteren ſind die Urſprünge der Geſchlechter (Familien) und ihre Schickſale, die Perſonalien der großen Männer, die ihnen angehörten, deren Kriegsthaten, Staatshandlungen und ſonſtige Merkwürdigkeiten aufs Treffendſte und oft aufs Schönſte zugleich dem Anblick der Mit- und Nachwelt übergeben. Ich erinnere hier nur aus dem Gedächtniß an die Münze der gens Plautia mit dem ſchönen Kopfe der Cybele und mit der knienden Figur neben einem Kameel, mit der Inſchrift Bacchius Judaeus, an die Silberdenare der gens Cassia mit dem Täfelchen und dem beigeſchriebenen Libertas, weil der Tribun L. Caſſius Longinus durch ſein Geſetz des ſchriftlichen Abſtimmens in Staatsprozeſſen der Freiheit des Volks Hülfe geleiſtet; an die gens Acilia mit den Bildniſſen der Heilgöttinnen und der Beiſchrift Valetudo, zur Erinnerung an die Verdienſte der Acilier um die Anſtellung eines griechiſchen Arztes in Rom und die Gründung des Medicinalweſens. In einem andern Sinn erſcheint die Göttin Salus auf Goldmünzen des Kaiſers Nero, ſitzend auf einem Throne mit einer Schale in der rechten Hand, darunter: Salus. Ein ſchönes Exemplar in Gold, ohnweit des Doms zu Speier gefunden, befindet ſich in einer Heidelberger Sammlung. Desgleichen eine andere deſſelben Metalls von demſelben Kaiſer mit der in demſelben Sinne gewählten (Tac. Ann. XV, 74) Aufſchrift: Juppiter custos, eine Schreibart dieſes Namens, die man neulich hat verwerflich finden wollen. Solche Münzen eröffnen einen wahren hiſtoriſchen Bilderſaal. Aus demſelben können wir uns auch von der ungeheuren Menge von Matrizen der römiſchen Münzſtätte einen Begriff machen. Ich beſchränke mich auf den einzigen Beleg mit den Silberdenaren der gens Papia. Die Münzen dieſes einzigen Geſchlechts liegen vor mit nicht weniger als drei und ſechzig Varietäten der artigſten bildlichen Beiwerke.

Ich kehre nach Griechenland zurück, wo der achäiſche Bund als eine welthiſtoriſche Erſcheinung unſre Aufmerkſamkeit fordert. Entſtanden Olympiade 124 — 4, vor Chriſti Geburt 281, behauptete er ſich, obwohl unter wechſelvollen Umſtänden und keineswegs in gleicher Blüthe 136 Jahre (bis 146 vor Chriſti Geburt). Er hatte ſeine Geſchichtſchreiber, die in verſchiedenem Geiſt ſeine Schickſale erzählten. Wie alle ſolche Bünde

des Alterthums auf Gemeinschaft des Cultus gegründet, stand er unter dem Schutze des Zeus Homorios (des die Bundesgrenzen beschützenden Jupiter, auch Homagyrios genannt) und der panachäischen Demeter (Ceres), woneben noch eine und andere Gottheit genannt wird, z. B. zu Paträ eine panachäische Pallas. Die Versammlungen wurden jährlich zweimal gehalten, im Frühling und gegen den Herbst. Die ältesten Versammlungsorte waren Helike, sodann Aegion in der Landschaft Achaia; späterhin aber auch andere, namentlich Sikyon, Korinth, Argos, ja selbst Tegea in Arkadien. Auf den richtigen Standpunkt, den wir hier zu nehmen haben, versetzt uns Polybius. * Nachdem er der Entstehung des Bundes gedacht, fährt er fort: „Einen solchen und so großen Zuwachs gewann diese Sache zu unsern Zeiten, daß unter den Achäern nicht allein kriegsgenossenschaftlicher und freundschaftlicher Verein der Geschäfte sich gebildet hat, sondern daß sie sich auch derselben Gesetze und Gewichte und Maaße und Münzen bedienen, außerdem aber dieselben Obrigkeiten, Rathsherren und Richter haben. Mit Einem Wort, der ganze Peloponnesos würde das Ansehn einer einzigen Stadt haben, träte nicht der Unterschied ein, daß seine Einwohner sich nicht im Umfang einer und derselben Ringmauer befinden. Alles übrige ist sowohl insgemein als auch städteweis bei Allen und Jeden Dasselbige und Gleichartige.“

Was nun diesen Achäischen Münzverein betrifft, so muß vorerst unterschieden werden unter den Münzen der Landschaft Achaia, und denen des achäischen Bundes; sodann ist zu bemerken, daß die Städte des eigentlichen Achaia sich auf ihrem Gelde des Orts- und nicht des allgemeinen Namens Achäer bedienen. Wenn eine Korinthische Münze davon durch die Inschrift: „der Korinthier, der Achäer“, eine Ausnahme zu machen scheint, so bestätigt sie vielmehr die Regel, indem jener Zusatz den öffentlichen Ausdruck erhält, daß sie, die Korinthier, (durch den Aratos) vom macedonischen Joche befreit, dem Bunde der Achäer beigetreten seyen; denn Regel war es, daß alle außerhalb Achaia gelegenen Städte sich auf ihren städtischen Münzen Achäer nannten, so wie sie nämlich in den Bund aufgenommen waren, um damit das

* II. 37, p. 306 sq. Schweighaeus.

Bekenntniß abzulegen, daß das allgemeine Bundesgesetz von nun an die Norm für alle ihre innern Angelegenheiten sey. Ferner, jede dieser Städte lieferte in bestimmten Fristen (nach dem sogenannten Achäerjahr) ihre Geldbeiträge in die allgemeine Bundescasse; wo sie für eintretende Kriegsbedürfnisse aufbewahrt wurden. In den Versammlungen bei den Heiligthümern der Ceres und Pallas wurden nicht nur Opfer und andere Cultushandlungen verrichtet, sondern auch Märkte und Messen gehalten. Die Bundesmünzen liegen in Silber und Erz vor. Die ersteren haben auf der Vorderseite den Kopf des Jupiter, auf der Rückseite das achäische Monogramm mit verschiedenen Nebenzeichen, zum Theil auf die einzelnen Bundesstädte bezüglich; die letzteren: den stehenden Jupiter mit dem Namen einer Magistratsperson, oder die sitzende Ceres mit dem Namen der einzelnen Bundesstadt. *

Was aber die Hauptsache ist, die achäischen Bundesmünzen waren sämmtlich in gleicher Größe und in gleichem Schrot und Korn geprägt. Hierdurch wurde einem großen Unwesen gesteuert. Es war nämlich der Mißbrauch eingerissen, daß jede griechische Stadt sich nur ihrer eigenen Münzen bediente, und die der andern Städte mehrentheils (nämlich wenn sie nicht besonders gehaltvoll waren, so daß man durch Umtausch und Umschmelzen daran gewinnen konnte), als zu geringhaltig zurückwies, wodurch dem Handel und Verkehr die größten Hemmungen angelegt, und dem Wucher und der Agiotage Thür und Thor geöffnet wurden. Jene durchgreifende Maßregel leistete nunmehr große Hülfe. Das neue

* Hr. Karl Friedr. Merleker in der sehr fleißig gearbeiteten Schrift: Achaicorum libri tres, Darmstad. 1837, pag. 473, vermuthet, diese Drachmen mit jenem Monogramm seyen sämmtlich zu Aegion geschlagen; welche Vermuthung ich auf sich beruhen lasse, wie dann der verdienstvolle Verfasser die Münzen zu spät und fast nur im Nachtrag berücksichtigt hat; sonst würde er auch wohl die Silbermünzen mit der Schildkröte nicht noch jetzt der Stadt Aegion zugeschrieben haben. Hätte er die von Eckhel nachgelassenen Addenda zur Doctrina Num. Vet. pag. 27 nachgelesen, so würde er gefunden haben, daß der große Numismatiker diese Meinung schon selbst halb zurückgenommen hatte. Sie muß aber ganz zurückgenommen werden, denn diese Münzen gehören nach Aegina.

achäiſche Geld konnte im ganzen Umfang der Conföderation ungehindert circuliren.

Die ſogenannten Contre-marques hat man ſehr verſchieden erklärt, d. h. jene Gegenzeichen, die oft ſehr ſchonungslos auf die Typen geſchlagener Münzen aufgeprägt wurden. Man betrachtet ſie nämlich theils als Zeichen erhöheten Werthes, oder der Erlaubniß ihres Curſes in einem fremden Gebiet oder Stadt, als Zeichen für die öffentlichen Arbeiter, als Marken zum Einlaß in die Schauſpiele u. ſ. w. Nach der ſkeptiſchen Zurückhaltung, womit Eckhel ſich darüber erklärt hatte (Prolegg. pag. CXII.), muß ich mich wundern, daß neuerdings ein brittiſcher Schriftſteller (im Num. Journal, June 1836) ſich alſo darüber ausdrückt: „The countermark on this coin (auf der Vorderſeite einer bithyniſchen Münze mit dem Kopfe der Julia, Donna und griechiſcher Schrift) was doubtless intended to alter its original value, or to give it currency in other cities, as in the case of the Spanish dollars, which circulated in this country with the stamp of the head of George the Third, during the late war.“

Das Verhältniß des Goldes zum Silber war bei den Griechen und ſpäter auch bei den Römern wie 1 zu 10. In gewiſſem Sinne könnte man ſagen, die Münzen ſeyen bei beiden Völkern heilig geweſen; denn die Götterbilder, die ihnen häufig aufgeprägt wurden, waren nicht bloß als Denkmale der Localculte zu betrachten, ſondern die Münzen ſollten dadurch auch als den Göttern geweiht und unter ihren Schutz geſtellt bezeichnet ſeyn. In Athen befand ſich die Münzſtätte auch bei der Kapelle eines Heros, wie zu Rom beim Tempel der Juno Moneta. Sie wurde auch Juno Monetalis genannt, wie Apollo Monetalis. Perſonificirt erſcheint die Moneta auf Münzen des Diocletian und Maximian, mit der Wage in der rechten und dem Füllhorn in der linken Hand, zu ihren Füßen eine Metallmaſſe. Der Münze wurden die Beinamen heilig (sacra) und göttlich (divina) gegeben; wer ſie verfälſchte oder ihr Gewicht verringerte, verfiel in Strafe, wie der, welcher ſich an der geheiligten Perſon eines Volkstribunen vergriffen hatte.

Alles dieſes konnte mannichfaltige Verfälſchungen und Betrügereien nicht hindern. Daß Polykrates von Samos durch mit

Goldſchaum überzogenes Blei die Spartaner betrogen, will zwar der treuherzige Vater der Geſchichte nicht glauben; * aber ein ſolches Gerücht ſetzt doch ſchon Thatſachen voraus; und ſie laſſen ſich auch nicht lange ſuchen, da der Piſiſtratide Hippias ſich betrügeriſche Zwangsmaßregeln mit dem atheniſchen Silbergeld erlaubt hatte; und der ältere Dionyſius von Syracus den Staatsgläubigern Zinngeld, 4 Drachmen geltend und nur 1 Drachme werth, aufgenöthigt, und ein andermal bei Todesſtrafe alles Silbergeld ſich ausliefern und in dem halben Werth hatte ausprägen laſſen. Auch fanden ſchon Verſchlechterungen der Münze durch Zuſatz von Blei und Kupfer vor Solon in den griechiſchen Orten ſtatt, und in den folgenden Zeiten werden ähnliche Klagen bei griechiſchen Schriftſtellern gehört.

In Rom zeigen ſich Münzfälſchungen ſchon während des Freiſtaats. Wir kennen zwar die Mittel nicht, welche die Behörden bei dem Münzprobiren angewendet; wiſſen jedoch, daß es Sache der Volkstribunen im Verein mit den Prätoren war, ſchlechte Münzen von Zeit zu Zeit auszuſcheiden. Bemerkenswerth iſt eine Thatſache aus dem Jahr d. St. 667; vor Chr. 87, die uns Cicero ** unter den ſittlichen Würdigungen mit der merkwürdigen Aeußerung erzählt: „Damals ſey ſolches Geld im Umlauf geweſen, daß Niemand habe wiſſen können, was er in Händen habe.“ Da man nun damals ein Mittel ausgefunden, die Silberdenare zu probiren, ſo hatten die Prätoren den Beſchluß gefaßt, das Geldweſen im Namen des ganzen Collegium zu reguliren. Es wird weiter erzählt, wie der Prätor Marius Gratidianus durch Ueberliſtung ſeiner Amtsgenoſſen die Ehre dieſes Münzgeſetzes und die große Popularität in Folge deſſelben ſich allein zuzueignen gewußt, und wie ihm das Volk in allen Stadtquartieren Bildſäulen errichtet, und dabei Fackeln und Rauchwerk angezündet habe. Nach der Meinung des Grafen von Clarac haben wir in der Statue im Louvre (Nr. 712, gewöhnlich Germanicus genannt), die einen als Mercur coſtümirten Redner vorſtellt, noch eine derſelben

* Herodot III. 56, p. 100 ed. Baehr, wo in der Note die Stellen der Alten und Neuern zuſammengeſtellt ſind, und wo ich ſelbſt auf Böckh u. ſ. w. verwieſen habe; — vergl. meine Anmerk. zu Cic. de N. D. III. 18, p. 569, ed. Moser in Cic. de divin I. 45, p. 221.

** de offic. III. 20: — „Jactabatur enim temporibus illis nummus sic, ut nemo posset scire, quid haberet.“

übrig; eine Deutung, welche an Wahrscheinlichkeit sehr gewinnen würde, wenn, wie der Erklärer glaubt, was der Redner in der Hand hat, ein Schrötling, oder vielleicht eine ganz kleine Kapelle wäre, womit man Metalle zu probiren pflegte. Durchgreifender war das Cornelische Münzgesetz (lex nummaria) des Sulla. Es bildete die Grundlage aller nachherigen Münzverordnungen, wird von Ulpian und andern classischen Juristen besprochen und noch im Codex Theodosianus angeführt. Zwar verbanden in der Kaiserzeit die Römer und römischen Unterthanen mit der cursirenden Münze den Begriff der Heiligkeit, welche durch das aufgeprägte Bild des Kaisers unter den Schutz des Monarchen gestellt und unverletzlich und deren Verfälschung mithin ein Majestätsverbrechen sey; Vorstellungen, die sich unter den christlichen Fürsten der spätern Periode erhielten, und wovon wir noch sehr charakteristische Aeußerungen des Königs der Ostgothen, Theodorich, in den amtlichen Schreiben seines Ministers Cassiodorus übrig haben, worin es unter Anderm heißt: * „Die Fürsten lassen ihr Bildniß auf die Münzen prägen, zum Zeichen, daß es ihren Unterthanen durch den Handel Nahrung gewähre. Dem Gelde muß man seine Aechtheit zu erhalten suchen; denn ihm ist einestheils unser Bildniß aufgedrückt, anderntheils wird dadurch der allgemeine Nutzen befördert. Was in der Welt wird noch sicher seyn, wenn man auf unserm Antlitz sündigen darf, und wenn der Unterthan den, welchen er von Herzen zu verehren schuldig ist, mit unheilig frevelnder Hand zu verletzen sich beeilt? — Wer wird es daher gestatten, daß eines Einzigen Vortheil in sündhafte Verluste Aller ausschlage? — Rein sey, was mit den Gesichtszügen unserer Durchlauchtigkeit sich vermählet. Die königliche Klarheit leidet nichts durch Färbung Getrübtes. — Des Goldes Flamme strahle hell ohne schnöde Beimischung; des Silbers Farbe lache uns an in lieblichem Weiß; des Erzes Röthe erhalte sich in seiner natürlichen Eigenschaft.“ — Solche Ermahnungen sind eben so viele Belege für wiederholt vorgekommene Uebertretungen unter kaiserlicher und königlicher Autorität gegebener Gesetze; und wirklich hatten sich in späterer Kaiserzeit erschreckliche Dinge ereignet. So hatten z. B. unter Aurelianus die Münzmeister (monetarii) selbst ihren Oberen

* Cassiodori Variar. VI. 7, VII. 32.

erschlagen, die Münzen verfälscht, und einen Bürgerkrieg erregt, der siebentausend Soldaten das Leben kostete. Aus den Verordnungen ergeben sich folgende Hauptklassen von Unterschleifen: das Beschneiden der Münzen und Abfeilen (corrodere) ihrer Ränder; das Verfälschen durch Zusätze, wie Silbers zum Gold, Kupfers zum Silber, des Bleies zum Kupfer (adulterare, nummi tincti); — das Ausscheiden. Dies traf besonders die sogenannte pecunia maiorina, d. h. die groben Münzsorten, die eine Beimischung von Silber hatten. Letzteres schieden die Fälscher aus (stagnabant) und prägten neue desselben Stempels aus bloßem Kupfer; — endlich das Ueberziehen eines geringhaltigen Kornes (anima) mit einer Bekleidung aus edlerem Metall (nummi pelliculati).

Es ist im Eingange von Münztypen, besonders griechischer Städte, welche die getreueste und glücklichste Auffassung und Darstellung von Naturkörpern, besonders des Thier- und Pflanzenreichs, beurkunden, die Rede gewesen. Hier möchte ich die Aufmerksamkeit der Leser schließlich noch dem Materiellen zuwenden, d. h. den Naturprodukten und zum Theil Handelsartikeln, welche in so großer Anzahl auf den Münzen abgebildet sind. Ich beschränke mich auf wenige Andeutungen. Welch eine Mannichfaltigkeit schon an Landthieren, von den Hasen und Büffeln auf sicilischen und griechisch-italischen Münzen bis auf das Kameel auf denen von Arabien und den Elephanten auf syrischen * und jetzt auch auf indischen Münzen griechischer Könige! An Thiergruppen ist schon oben erinnert worden; und wer kennt nicht die säugende Kuh auf den Drachmen von Epidamnus? Auch Handlungen zeigen sich auf diesem materiellen Gebiet. Auf dem vor mir liegenden Abdruck einer seltenen Silbermünze von Tarent in der Sammlung des Herrn Falbe erblicken wir den Taras, wie er mit einem Dreizack einen Seepolypen sticht. Eine ähnliche hat neulich Hr. Raoul-Rochette in seiner Lettre à Mr. le Duc de Luynes bekannt gemacht. — Auf andern Münzen derselben Stadt erscheint die Kammmuschel. Aus den Stechmuscheln derselben Küste hat der

* Auch numidischen; wie denn neuerlich Hr. Pinder eine Münze des Königs Juba des Ersten mit dem Bilde eines Elephanten und mit numidischen Charakteren, im königlichen Museum zu Berlin, zuerst edirt hat.

Bischof von Tarent, Capece-Latro, nach dem Vorgange der Alten, Seide gewonnen, nämlich aus den seidenen Fäden, womit diese Muschel sich im Grunde des Meeres befestigt. Auf einer prächtigen bbotischen Münze in Silber erscheint auf der Vorderseite das edle Haupt des Jupiter, auf der Rückseite Neptun, mit der ausgestreckten Rechte einen Delphin darreichend, gleichsam um den Einwohnern diesen so nutzbaren Fisch anzubieten. Der Delphin, die Lamprete und der Thunfisch erscheinen im Meeresgrunde, als die drei vorzüglichsten Bewohner der mittelländischen See, auf griechischen Vasenbildern, aber in freierer, mehr phantastischer Zeichnung. Die Darstellung von Seethieren auf den Münzen sind nicht nur getreuer, sondern auch unendlich reicher. Sie enthalten die ganze bunte Wasserwelt und das bewegte Seeleben des Mittelmeeres wie der pontischen Küsten. Da sieht man auf den Münzen der italischen Seestädte, bis auf denen von Olbia im europäischen Sarmatien, Seekälber, Rochen, Polypen, Lampreten, Seekrebse, Thunfische u. s. w. Diese letzteren auf den Münzen von Byzanz hatte schon Ez. Spanheim richtig auf den in dortigen Gewässern sehr einträglichen Fang dieser Fische bezogen; wovon uns ganz kürzlich die öffentlichen Blätter aus Konstantinopel eine auffallende Thatsache berichtet haben. Aber es war einem berühmten Archäologen, dem Herrn v. Köhler in Petersburg, vorbehalten, die häufige Erscheinung von Fischen, Fischergeräthen, Muscheln und andern Seethieren auf so vielen Münzen griechischer Städte aller Perioden in ihrem Zusammenhang darzustellen, und mit Hülfe dieser bildlichen Denkmale und der Zeugnisse der Alten höchst belehrende Aufschlüsse über den Fischfang im Alterthum, über die Arten der Fische und ihre verschiedene Bereitungs- und Aufbewahrungsart, die Speisen und Brühen, die daraus zubereitet wurden, so wie endlich über den ausgebreiteten Handel, der mit diesen Artikeln in verschiedenen Ländern getrieben worden, auf eine Weise zu erklären, die selbst für die heutigen Küsten- und Uferbewohner von praktischem Nutzen seyn wird. Auch haben wir in der oben erwähnten Inschrift von Delos Angaben von Verpachtung der Fischereien an den Küsten dieser Insel, so wie der Ausbeutung des Seesalzes. Die Abbildungen von Pflanzen zeigen sich nicht weniger häufig und mannichfaltig auf den griechischen Städtemünzen längst der Küstenstriche ums Mittelmeer, von jenen alten Incusen von

Metapont an, oder denen mit ährenbekränztem Kopfe der Ceres von derſelben Stadt, worauf die italiſche Kornähre mit größeſter Naturwahrheit abgebildet iſt, bis auf die Roſen auf den Silbermünzen von Rhodus neben dem Kopfe des Sonnengottes, die Trauben auf denen von Maronea in Thracien und die Orangen auf den Silberſtücken aus Cyrenaika.

Hat der kundige Leſer bemerkt, daß ich bei dieſen Betrachtungen größtentheils antike Münzexemplare vor mir liegen hatte, aus deren Anſchauung jene entſtanden ſind, ſo wird er, denke ich, nicht ungern ſehen, wenn ich am Schluſſe derſelben einige Bemerkungen über eine unedirte Münze niederlege, bei welcher Erſcheinungen des Thier- und Pflanzenreichs mit einem berühmten Handelsartikel zuſammentreffen.

Dieſelbe iſt von dem jetzigen königl. franz. Conſul in Tunis, Herrn Schwebel, nebſt mehreren andern jener Länder vor zwei Jahren in einer Heidelberger Sammlung niedergelegt worden. — Vorderſeite: das mit einem Diadem umgebene bärtige Haupt des Jupiter-Ammon, von vornen dargeſtellt, darunter die Charaktere KV; Rückſeite: eine Silphium-Staude, an deren Früchten rechts eine aufwärtsſpringende Antelope nagt; links: APIΣTOM. . Silber; Größe 7½. — Ueber dieſe Silbermünze haben auf mein Erſuchen die Herren v. Minutoli, Raoul-Rochette, Karl Ritter und v. Steinbüchel ihre Stimmen abgegeben, letztere beide aus eigener Anſicht. — Daß ſie nach Cyrenaika gehöre, würde auch ohne die Anfangsbuchſtaben auf der Vorderſeite entſchieden ſeyn. Der Magiſtratsname Aristomachos oder Aristomenes kommt hier auf einer cyrenaiſchen Münze zum erſten Mal vor; und einen Jupiter-Ammonskopf en face hat erſt ganz kürzlich Mionnet in ſeinem letzten Supplementbande nach einer Münze von Barce abbilden laſſen. Die Pflanze auf der Rückſeite iſt das weltberühmte, aber eben ſo räthſelhafte Silphion der Alten, worüber ältere und neuere Pflanzenkenner ſeit Saumaiſe bis auf della Cella, Pacho, Beechey, Sprengel, Böttticher, Link und Decandolle die verſchiedenſten Urtheile gefällt haben. Ich übergehe ſie hier, ſo wie die andere Frage, ob dieſe Pflanze gänzlich ausgegangen ſey, oder ob ſie ſich hie oder dort in jenem afrikaniſchen Küſtenlande noch vorfinde. Wir haben nur zu bemerken, daß dieſer Strauch, der in Cyrenaika oft die Höhe von drei Fuß erreichte, auch in einem Grenzlande

Wöhnlichkeit und Lebensgenuß

in

Deutſchland.

I tedeschi son ricchi, perché sanno vivere da poveri.

Dieſer Ausſpruch Macchiavelli's iſt noch heute eben ſo tief und wahr, als er es vor 300 Jahren geweſen iſt. Die Herrſchaft einer Idee, etwas vom Traumleben oder der Verzückung ins wirkliche Leben Eingedrungenes, hilft uns Deutſchen über ſo manches Unbequeme hinüber, ſchützt uns vor vielen Verlockungen! Wenn in romaniſchen Landen die Kunſt, arm zu ſeyn, ohne es zu ſcheinen, in unerreichter Vollkommenheit geübt wird, ſo ſtellt der Deutſche oft arm ſich dar, auch wenn er es nicht iſt, und behilft ſich mit Wenigem, wo er es ſich bequem machen könnte. Sogar mitten unter den Anglo-Amerikanern hält er noch an dieſer Weiſe feſt, ſo ſehr das unbändige Jagen nach Reichthum und das perſönliche Hervordrängen Jener ihn verlocken mögen, und ſo unzertrennlich dieſe Richtungen von vollkommener geſetzlicher und geſellſchaftlicher Gleichheit ſind.

Es iſt ſehr heilſam für Selbſtkenntniß und Buße, wenn man erfährt, was der Nachbar von uns ſagt. Wir ſind uns bewußt, ein treues deutſches Herz im Buſen zu tragen, das Bedürfniß der Beſſerung zu fühlen, und dieſer nach Kräften nachzuſtreben. Daher berühren wir getroſt und furchtlos dieſe Saite, wenn ſchon Frau von Staël uns Deutſche die empfindlichſte Nation der Erde nennt, und vielleicht nicht mit Unrecht in ſittlichen und geiſtigen Beziehungen.

Somit bemerken wir, daß der Ruſſe uns Schmerz, der Pole Schuster, der Franzoſe Lourdaud etc., der Ungar Schwab (nach dem deutſcheſten Deutſchen), ſogar der Holländer Muff, der Däne Draussen bey mir nennt. Der Engländer hat ſeine unvergeſſene Karrikatur, wo Einer der Unſern im Bette liegt, beſtiefelt und beſpornt, die Füße hinausſtreckend über das zu kurze Bette, und behaglich in der unlieblichſten Umgebung ſeine Pfeife dampfend, und ſo Friedrich des Großen Bild beräuchernd. Man ſieht, die Mehrheit unſerer werthen Nachbarn wirft uns Aermlichkeit und Unbehilflichkeit vor.

Nur die Italiener, welche doch ſonſt manche Urſache haben, ſich über uns zu beklagen, haben keinen allgemein umlaufenden Spottnamen für uns. Dagegen fehlt ihnen ein deutlicher Begriff unſerer Nationalität ſo ſehr, daß ſie alle Oeſterreicher Tedeschi nennen und zwar oft mit Ausſchluß aller nicht öſterreichiſchen Deutſchen, welche ſich alsdann mit Prussiani etc. zu begnügen haben.

Wenn die Rede iſt von Wöhnlichkeit und materiellem Lebensgenuſſe, ſo ſind die Engländer gewiß am meiſten befugt, über uns ein Wort mitzuſprechen; denn der Grund-Charakter ihres Weſens und Lebens iſt deutſch. Wer von den Unſern den Fuß auf engliſche Erde ſetzt, wird an jene alten deutſchen Städte gemahnt, welche weder der Krieg bis zu Zerſtörung der alten Ueberlieferungen heimgeſucht, noch die hin und herſchwankende Modernität der Höfe verquickt hat. Wohnung, Geräthe, die ganze Intonation des täglichen Lebens Englands ſtammen von Sachſen; Dänen und Normannen wurden vielleicht in früheren Jahrhunderten nach dem Vorbilde der ſchneller vorgeſchrittenen Flamingen vervollkommnet, ſind aber im Grunde urnatürlich entſtanden und ſelbſtſtändig ausgebildet. Zudem reist der Engländer vorzugsweiſe vor allen andern Europäern, und dennoch ſind und bleiben ſeine Eigenthümlichkeiten ſo feſt mit ihm verwachſen, ſo in ſeinem ganzen Weſen gegründet, daß er kein Opfer ſcheut, um überall ſo leben zu können, wie es ihm naturnothwendig ſcheint, eben weil ſeine Lebensweiſe aus Einem Stücke iſt.

Das Alles können wir Deutſche von uns nicht rühmen, wohl aber behaupten, daß wir uns den Engländern beſtimmt ſehr verähnlicht haben würden, wenn auch uns ein freundlich umgürtendes

Meer geschützt und von dem Festlande abgeschieden hätte. Nähert sich doch bereits schon der Anglo-Amerikaner auffallend — als Festländer — dem deutschen Wesen. Wenn aber der Deutsche einige Zeit unter Engländern gelebt hat, so will es ihm weniger scheinen, er habe sich geändert, als vielmehr, er habe seine uranfängliche Eigenthümlichkeit gekräftigt, bereinigt und sich selbst klar gemacht.

Nachdem alle europäischen Kriege auf unserem Boden ausgefochten wurden, nachdem auch innere, von unvermeidlichen Nachbarn sorgfältig genährte Zwietracht uns Jahrhunderte hindurch heimgesucht hatte, ist Armuth keine Schande für uns! Wir begannen jedes Mal, sobald das Unglück der Zeiten uns einige Ruhe gönnen mochte, uns auf unsere Weise wieder einzurichten, und zwar mit erfreulicher Standhaftigkeit und bewunderungswürdiger Zuversicht auf die Zukunft. Wir begannen jedes Mal mit größerer Reinlichkeit. Aus den ersten Zeiten, in welchen unser Vaterland sich einiger Sicherheit und eines steigenden Wohlstands erfreute, aus der Zeit der Kirchenversammlungen zu Constanz und Basel, haben wir die merkwürdigen Zeugnisse eines Porgio Braccio-lini und eines Aeneas Sylvius Piccolomini. Macchiavelli stellt mit politischem Scharfblicke die Häuslichkeit und Wehrbarkeit unserer Städte dem genußreichen, aber verweichlichten Leben der Südländer gegenüber.

Bis zum dreißigjährigen Kriege findet man überall in Deutschland einen bedeutenden Aufwand. Aber auch dieser bezieht sich mehr auf das Haus als auf öffentliches Erscheinen, mehr auf Feste, wie man sie Einmal im Leben gibt, Einmal im Jahre genießt, als auf tägliches Wohlleben. Warme Gemache, zwar reichliche, aber meist dem heimischen Boden entnommene Nahrung, Vorräthe für den Winter und nachhaltiger Luxus führten jenen herbei. Nur der Trunk wurde mit Ueppigkeit und Ueberfluß gereicht, wie auch noch vor kurzer Zeit in England.

Nach dem dreißigjährigen Kriege vermochte Deutschland nicht, den alten Faden sogleich wieder aufzufassen, denn es hatte zugleich sich aus tiefster Armuth empor zu arbeiten, sich des ausländischen Einflusses zu erwehren, und den Druck der eigenen, meist entarteten Regierungen zu dulden. Das war zu viel auf einmal! Es entbehrte eines politischen, geselligen und geistigen

Mittelpunkts, welcher zwar viele Nachtheile haben, aber eine Reorganiſation, wie ſie damals erfordert wurde, ſehr erleichtern würde. Die alten ehrwürdigen Reichsſtädte verkümmerten zugleich mit Handel und Gewerben, und die Reſidenzſtädte erlangten ein Uebergewicht, welches ſie früher nie gehabt hatten. Hierdurch wurde die Betonung des Lebens höchſt verſchieden, wechſelte nach den Perſönlichkeiten der Herrſcher und dem politiſchen oder ſocialen Uebergewichte des Auslandes. Das norddeutſche Leben näherte ſich ſonſt mehr England, das weſtdeutſche Frankreich, das ſüddſtliche Italien. In Thüringen und Oberſachſen ſcheinen dieſe Impulſe ſich indifferentiirt zu haben.

Die norddeutſche Weiſe, ſo wie die der Niederländer, hatte außer der Namensverwandtſchaft mit den Engländern noch daſſelbe Klima, dieſelbe Nähe der See, dieſelbe Richtung der Glaubensformen, dieſelbe im Ganzen mehr hügelige und ebene als gebirgige Geſtalt des Bodens zur Grundlage. Somit ſetzte ſich der Branntwein leicht an die Stelle des theuern Weins und des für ſeine Güte zu theuern Biers; der Thee an die Stelle der Suppe, welche bereits dem Butterbrode das Feld hatte überlaſſen müſſen. Der Verkehr des Theehandels ging vorzüglich nach England, und überdies hatte ein Theil des nordiſchen Deutſchlands mit England denſelben Beherrſcher, und war unter den durchſichtigen Schlacken einer abgeſonderten Regierung in den Haupt-Bezügen eigentlich eine engliſche Provinz. Die Folgen dieſer Stellung für einen Theil Norddeutſchlands waren von bedeutenderem Einfluß auf das Leben, als man auf den erſten Anblick glauben ſollte.

Das weſtliche Deutſchland war ſo zerſtückelt, daß es nur das nahe kompaktere, von einem Alles beherrſchenden Mittelpunkte aus geleitete Frankreich ſich zum Muſter nehmen konnte. Ueberdies hatte es den ſelbſtgekelterten Wein, das leichtere Blut, eine größere Selbſtbehülflichkeit und Schnellkraft mit den Nachbarn gemein. Der Bürgerſtand war hier älter, feſter gegründet, und bei der Zerſtückelung der Gebiete herrſchte er vor, und gab den Ton hier eben ſo mächtig an, als der Adel im ſächſiſchen und ſlaviſchen Norden. Das Vermögen war vertheilter, Reichthum ſeltener, Wohlhabenheit häufiger zu finden als dort.

Das ſüddſtliche Deutſchland war in größern Maſſen vereinigt, ſonderte ſich mehr vom übrigen Lande deutſcher Nation

aus, als daß es ſich dieſem anſchloß, obgleich das Reich von Wien aus dem Namen, aber nicht der That nach beherrſcht wurde. Fremde Zuthaten kamen durch undeutſche Völker in das Leben, welche gleichfalls dem Scepter der Habsburger gehorchten. Durch die zum Theil gewaltſame Wiederherſtellung der römiſchen Glaubensform im ſiebenzehnten Jahrhundert, wandten ſich dieſe Lande ungleich mehr gegen Italien, als gegen das übrige proteſtantiſch gebliebene Deutſchland. Dieſe Richtung war eben ſo bedeutend für den Fürſtenpalaſt als für die Bauernhütte. Die untern und mittlern Klaſſen der Geſellſchaft blieben zwar dem alten Provinziellen getreu, aber gegen das übrige Deutſchland zurück. Dagegen ſprangen die Höhern in der ganzen Lebensweiſe weit mehr ins Italieniſch-Spaniſche über, als daß ſie geſtrebt hätten, ſich volksthümlich und von innen heraus auszubilden.

So verſchieden ſich dieſe Hauptmaſſen geſtalten mußten, ſo auffallend wurden weiter die Abſchattungen von Stand zu Stand und von einer Glaubensform zur andern in derſelben Provinz.

Durch ganz Deutſchland, ohne Unterſchied, herrſchte das verderbliche Beiſpiel des Hofs Ludwigs XIV. vor, an geiſtlichen wie an weltlichen Höfen. Die Fürſten und der Adel ſuchten überall wie in Sprache, Kleidung und Sitten, ſo auch in Wohnung, Küche und Vergnügungen, möglichſt vom Volke ſich abzuſondern. Die Reichen und Gebildeten des Bürgerſtandes mußten es ſich zur großen Ehre rechnen, wenn ſie in den Prunkzimmern des Adels zugelaſſen wurden, um dort eine ſehr untergeordnete Rolle ſpielen zu dürfen. Nur in einigen Handelsſtädten herrſchte der Geldadel ausſchließlich, ahmte aber trotz alles gegenſeitigen Spottes dem Geburts- und Hofadel nach Kräften nach.

Handel und Verkehr bewegten in jenen Zeiten ſich in ungleich engeren Kreiſen als ſeither. Gereist wurde wenig; daher ſah man oft wackere kräftige Männer ihren letzten Willen hinterlegen, ehe ſie das Wagniß unternahmen, eine Reiſe von 50 Meilen anzutreten. Freilich waren auch Wege, Gaſthöfe und beſonders Poſtwagen ſo beſchaffen, daß es wohl begreiflich war, wie der an ſein Ende denken mochte, welcher fortan ihnen überantwortet war. Bei kleineren Reiſen wurde möglichſt viel Gepäcke mitgenommen, beſonders behängten ſich die Ehefrauen der ehrlichen Philiſter gewiß mit dem Beſten, was ſie beſaßen, um ja auswärts eine reputirliche

Figur zu machen. Fußreisen zum Vergnügen zu machen, zeigte starke Richtung gegen das Irrenhaus, und ein Mann, welcher sich selbst rasirte, galt für einen halben Freigeist. Man bedurfte damals weniger, um sich in einem Gewerbe zu bereichern, als man jetzt an Geschicklichkeit, Thätigkeit und Glück besitzen muß, um sich oben schwimmend zu erhalten. Wer Eine neue Idee in seinem Leben gehabt hatte, konnte an diese getrost seine ganze Existenz anlehnen. Nachahmer und Mitbewerber folgten langsam und in weiter Entfernung dem, welcher es gewagt hatte, sich einen neuen Weg zu bahnen.

Somit war überall die örtliche Physiognomie sehr scharf ausgeprägt. Der Wohlstand hielt sich mehr durch wenig ausgeben, als durch viel einnehmen. Alle Anschaffungen von Geräthe, Geschmeide ꝛc. wurde auf Einmal für ein ganzes Leben abgethan. Ein ordentlicher alter Herr war an seinem dritten Rocke, denn der erste hatte ihm von der Confirmation zur Copulation, der zweite von da bis zur Taufe des ersten Enkels gedient.

Eben so charakteristisch umrissen sich die Weisen der katholischen und der evangelischen Lande in Gegensätzen, am schärfsten da, wo beide Glaubensformen mit gleicher Berechtigung neben einander standen, oder ein kleines Gebiet von Bekennern des andern Glaubens in breitem Gürtel umgeben war. Bunte Kleidung und Lustigkeit, gebundene Wirthschaft, aber weder rationeller noch sehr thätiger Betrieb bezeichneten das katholische Landvolk. Das protestantische dagegen ging schwarz gekleidet und ernst, oft trübsinnig einher, baute seine walzenden Güter fleißig und näherte sich in Bildung und Gewerbsamkeit dem Städter.

An diesem bemerkte man die Anziehungskraft Hollands im gesammten evangelischen Deutschland, und in den reformirten Kantonen der deutschen Schweiz, was sowohl von der Handelsverbindung im Allgemeinen, als von dem hieraus entspringenden Reiselaufen, Wandern der Handwerksgenossen und der Kaufmannssöhne herrühren mag. Zudem erblickte man in den Vereinigten Niederlanden ein protestantisch-häusliches, nordisch-deutsches, bürgerlich-reinliches Leben, wie in Modellen oder Musterwirthschaften. Auch die Gartenkunst, die bürgerliche Baukunst, unzählige Bezeichnungen des täglichen Lebens mahnten im äußerlichen Bestande des ganzen protestantischen Deutschlands vorzüglich an Holland. Man

sonderte sich mit Scheu von allem ab, was entfernt an Katholizismus mahnte; sogar gewisse Speisen blieben von protestantischen Küchen ausgeschlossen, z. B. Schnecken und andere die Fastenzeit erquickende Schüsseln. Man pflegte sie „katholisches Essen“ zu nennen.

In katholischen Städten dagegen hatte man manche alterthümliche Sitte festgehalten im Geiste des stationären Prinzips, mit auszeichnender Kleidung der verschiedenen Zünfte, mit örtlichen oder allgemeinen Festen, besonders dem Fasching. Wie sich unter den Handelsleuten dieser Städte viele Italiener befanden, so war auch manche Kunstübung, manche Eigenthümlichkeit des täglichen Lebens mehr Italien entnommen, als dem germanischen Norden. Der Wohlstand war mehr persönlich, als erblich. Betriebskapitale und Erwerbfleiß waren beschränkter, der Lebensgenuß erschien fröhlicher, ja zuweilen sorglos bis zum Leichtsinne. Die Klöster waren nicht nur Versorgungsanstalten für beide Geschlechter, sie waren auch angenehme gesellige Mittelpunkte, und zuweilen Schule für die Bereitung von Leckerbissen. Der Menschenschlag der katholischen Städte war schöner als der der protestantischen, besonders im weiblichen Geschlechte. Er konnte sich reichlicher nähren, hatte weniger erschöpfende Arbeit. Dagegen nahm die Bevölkerung nicht zu. —

Uebrigens lebten beide Theile friedsam neben einander, wo nicht unduldsame Geistliche aufhetzten oder Regierungen einen Theil durch ungerechte Bevorzugung des andern reizten. Ja es lebte sich in Städten gemischter Bevölkerung auffallend angenehm. Protestantische Bildung und katholischer Lebensgenuß wirkten vortheilhaft auf die Gegenüberstehenden ein. Mannheim und Breslau, Erfurt und Augsburg waren hiefür bekannt, und wurden von unabhängigen wohlhabenden Familien gern und vorzugsweise zum Aufenthalte erkohren. Doch lebten beide Theile treulich im Geiste der Perücken- und Zopfzeit.

Wohl möchte es den Kindern unserer Zeit beinahe fabelhaft klingen, wenn Greise ihnen erzählen, wie damals, als sie jung waren, eine solche Genügsamkeit geherrscht habe, daß Gellerts „Schwedische Gräfin“ und „Sophiens Reisen“ die ganze Romanen-Lectüre einer Frau waren, daß man Knigge's Romane schon für gefährlich gehalten habe, daß Männern nur mit ehrerbietiger Scheu

genaht worden sey, welche drei lebende Sprachen verstanden, gereist waren bis nach Philadelphia, oder gar etwas hatten drucken lassen. Und dennoch können sie aus Goethe's „Wahrheit und Dichtung" und so vielen andern werthvollen Werken, einer Periode, wo Wissenschaft und Kunst noch mit priesterlicher Ehrfurcht behandelt wurden, einzelne Züge dieses selbst durch seine Beschränktheit jetzt interessanten Zustandes entnehmen, und ihre Großväter um den Genuß beneiden, als diese in der Hungerzeit der siebziger Jahre die Kartoffel gegen bedeutende Küchenopposition auf die Liste der gewöhnlichen Speisen brachten, oder sich die Zähne erkälteten mit dem ersten Becher Eis, welcher ihnen auf einer Landpartie des Hofs serviert wurde.

Die Revolutionskriege unterbrachen jenen langen, aber in keiner Hinsicht gehörig genützten Friedenszustand. Die politische Gestaltung unsers Vaterlandes mußte sich überall, die religiöse in vielen Landen gewaltsamen Aenderungen unterwerfen, und sowohl die gesellschaftliche als die ökonomische jenen folgen.

Eine (mit Ausnahme Thüringens) ungleich minder bunte Landkarte, Aufhebung der Klöster, Stifte und geistlichen Fürstenthümer, schnelles Aufschießen der Residenzen der neuen Souveränitäten, dagegen Verkümmern der ehemaligen Hauptstädte, welche nun zu Provinzialstädten herabgesunken waren, ungleich größere Mischung der Stämme, der Glaubensformen und der Stände, Zerrüttung des alten Reichthums durch Staatsbankerutte, neue Namen und Wappen, vermehrte Abgaben, allseitig gesteigerte Ansprüche, — das sind ungefähr die Hauptmomente, welche wir zu beachten haben, wenn wir den Zustand unsers Vaterlands billig beurtheilen wollen, indem es sich erst sehr langsam, dann mit zunehmender Schnelligkeit von den Wunden erholt, welche ihm nicht nur das stets feindselige Ausland, welche es auch sich selbst geschlagen hatte. Hierbei darf nicht vergessen werden, daß ungleich mehr Katholiken protestantischen Regierungen unterworfen wurden, als umgekehrt, daß also das Prinzip des Vorschritts schon deßhalb zu vollständigerer Herrschaft gelangte, als früher der Fall war, und daß alle Impulse daher ungleich mehr von Preußen ausgingen als von dem, fortan gegen Osten und Süden gerichteten, von Deutschland sich aussondernden Oesterreich.

Während jener trüben Uebergangszeit konnte man sich nicht klar werden, auch wenn man es gewollt hätte, konnte das Leben nicht genießen, auch wenn man sonst gewohnt war, es so leicht und herzhaft als möglich anzufassen; denn Berufe, Aufenthalt, Ansichten und Verbindungen wechselten wie im Fiebertraume, man kam in gezwungene Berührung mit seither enge abgeschlossenen Existenzen, dann pochte die Noth an jede Thüre, Alle hatten gesündigt, Alle gebüßt, Alle strebten redlich, sich der Wiedergeburt würdig zu machen.

Nehmen wir das Jahr 1816 als Ausgangspunkt der neuen Zeit an. Hunger, Krankheiten und jene Ermattung, welche außerordentlichen Anstrengungen zu folgen pflegt, bezeichnen ihn.

Man war endlich in der Lage, die übergebliebene Habe und den erlittenen Verlust, Bedürfniß und Deckungsmittel berechnen zu können, sich wieder auf einen bleibenden Zustand einzurichten, und die Blicke auf entferntere Gegenstände zu werfen, welche seither von dem Nothstande der nächsten Umgebung in Anspruch genommen worden waren. Zwar hatten jene Kriege Deutschland nicht so durchweg mit Trümmern bedeckt, wie der dreißigjährige Krieg gethan hatte, aber sie hatten dagegen eine noch gründlichere Zerrüttung der vorigen Zustände zurückgelassen, die Grundlagen aller Existenzen noch tiefer unterwühlt, eine krankhafte Reizbarkeit zurückgelassen, mit unklarem und mit den Kräften in keinem Verhältnisse stehenden Streben nach Verbesserungen und Aenderungen. Wir finden Unbehaglichkeit, Unruhe und übeln Humor in allen Klassen der Gesellschaft durch alle deutschen Gaue.

Das neu eröffnete England trat in vieler Rücksicht in eine ganz andere, weit bedeutendere Beziehung zum Festlande, als früher der Fall gewesen war. Es war politisch und social wichtig und vorherrschend geworden. Seine reiselustigen Kinder holten in desto größerer Anzahl das Entbehrte nach, als zugleich Reisen außerhalb England viel wohlfeiler für sie war, als Stillesitzen mit standesmäßigem Leben in England. Zugleich dehnte dieses seine alten Handelsverbindungen mit beispielloser Kraft und Behendigkeit aus, schuf mit unermüdeter Umsicht neue.

Frankreich dagegen war im Kampfe mächtiger Parteien über Lebensfragen befangen, und die Beschäftigung mit der Politik hinderte es, seinen frühern Einfluß auf Europa, was Mode betrifft,

sogleich wieder einzunehmen. Im Gegentheil fing es an, England nachzuahmen, dessen Anziehungskraft sich nun noch auffallender äußerte, als in den Jahren, welche der Revolution vorhergegangen waren.

Das arme Italien war in einem eben so, ja noch mehr zerklüfteten Zustande wie Deutschland, und Oesterreich übte dort nunmehr dasselbe Uebergewicht, welches seither von Frankreich aus gehandhabt worden war.

Somit war von äußern Impulsen nur der englische mächtig. Ehe wir ihn näher beleuchten, wollen wir versuchen, darzustellen, was er vorfand. Es ist nicht überflüssig, an die Zustände jener Zeit zu erinnern, um die Schwachen im Glauben zu kräftigen, die Tadler dagegen zu billigem Schweigen zu bewegen. Beginnen wir mit den Wohnungen.

Freilich war die Zeit der Kriege so geartet, daß oft angenehmer gewesen wäre, ein Zelt zu besitzen, als ein festgemauertes Haus, oder ein Streitroß statt einer Hausfrau. Dennoch wurde in jenem Zeitraume gebaut meist in den Hauptstädten der neuvergrößerten Staaten. Wer sehen will, wie man nicht bauen soll, betrachte nur die schnell zusammengesetzten, zum Theile aus andern Orten her versetzten Holzgebäude Stuttgarts, die barocken Schöpfungen Weinbrenners in Karlsruhe, die zwar solideren, aber durch Einförmigkeit und kleinliche Verhältnisse beleidigenden Bauten Münchens aus jener Periode (vor dem Karls- und Marthor). Man trachtete nur, die neu ausgesteckten Straßen bald mit Häusern besetzt zu sehen, gleichsam um sich über die Verarmung der Länder zu täuschen. Die öffentlichen Gebäude thaten es den Privatwohnungen an Unscheinbarkeit, Zweckwidrigkeit und Unfestigkeit wenigstens gleich. Der französische, alles Charakteristische verschmähende Baustyl der Kaiserzeit verband sich mit der Aermlichkeit der Zeit, und mit einer noch nicht ganz abgelegten Sünde der Deutschen. Viele unter uns ärgern sich durch dreißig Jahre über eine knarrende Thüre, lassen sie aber nie schmieren, lassen den Baumeister walten, und bedauern nachher recht sehr, einen Schandfleck für Jahrhunderte hingestellt zu haben, und daß sie nicht sogleich den rechten Mann herausgegriffen hatten, welcher ihnen auf die rechte Weise und auf die rechte Stelle hingebaut hätte, was sie haben wollten. Glücklicherweise ist ein Theil jener schnellen, durch

Herrscherlaunen hervorgerufenen Schöpfungen bereits dergestalt aus dem Lothe, daß man bald von ihrem unlieblichen Anblicke befreit seyn wird.

Waren die Wohnungen ohne innere Bequemlichkeit, ohne Vorzimmer, ohne Rücksicht auf ein inneres, sich abschließendes Familienleben, ohne äußere Charakteristik, und theilweise auch ohne Solidität gebaut, so waren die Geräthe ihnen angemessen; denn die Kaiserzeit gefiel sich in Vergoldung falsch antiker Formen, in unbequemer Pracht, in Vermählung des Haarbeutels mit dem Backenbart.

Eine Seite des deutschen Lebens hatte sich jedoch in jenen bedrängten Zeiten ausgebildet: die Lesezirkel, Casino's ꝛc. wurden in demselben Verhältnisse aufgesucht, in welchem man aufhörte (aus Armuth oder Furcht vor der Polizei), zu Hause Gesellschaft zu sehen, in welcher man aber dennoch das Bedürfniß fühlte, über so Vieles, was drückte, über Hoffnungen und Furcht, sich mit Gleichgesinnten zu unterhalten. Häuslichkeit und guter Ton mögen durch derlei Vereine nicht gerade gewonnen haben, dennoch scheint ihre schnelle und allgemeine Verbreitung auf ein wahres Bedürfniß für jene Zeiten hinzuweisen.

Man sollte glauben, daß in einer Zeit, wo vom Tag zu Tage vom Grundstock mehr als von den Zinsen in steter Erwartung des Aeußersten gelebt wurde, man sollte glauben, daß in solcher Zeit die Küche und der Keller die einzigen Mittel dargeboten hätten, um den Schmerz über die Gegenwart wenigstens zu übertäuben. Dem ist aber nicht also! Denn die gute alte Schule war mit den guten alten Häusern, mit den Stifts- und Ordenspräbenden verschwunden, die anbefohlenen ämtlichen Essen waren ohne Fröhlichkeit, und die Kontinentalsperre entzog an täglichen Genüssen zu viele und zu wesentliche, als daß außerordentliche hätten dafür entschädigen können. Ueberdies dienen Kriege mehr dazu, neue Ideen zum Behufe zukünftigen Lebensgenusses zu geben, alte zu erweitern, als denselben in der Gegenwart darzustellen. Denn es kömmt eine Hastigkeit, eine Rückkehr zum Wilden in das Leben, welche alle Bethulichkeit ausschließt, und wenn man im beständigen Wechsel des Aufenthalts manches treffliche Eigenthümliche kennen lernt, so hat man vorerst dennoch keine Zeit, sich dieses anzueignen, es für sich zurecht zu legen, obschon man Ruhe und

Häuslichkeit gerade zwischen Entbehrungen und Rohheit zugleich als Angewöhnung der Kindeszeit und als reizend durch Neuheit schätzen muß.

Nun waren wir zwar in der erwähnten Epoche so ermüdet, daß wir gewiß der Ruhe uns recht sehr erfreuen konnten; der Lebensgenuß aber wollte aus vielen Gründen nicht sogleich sich einfinden. Die Klassen der Gesellschaft, welche vorzüglich berufen waren, die Zierden des täglichen Lebens zu pflegen, standen nun an politischer und ökonomischer Geltung hinter denen zurück, welche der Krieg bereichert, welchen der verschwenderisch zugeschriebene Zins der neuen Renten-Emissionen ungewöhnlichen Aufwand möglich gemacht hatte. Ueberhaupt erholt der Handelsstand sich schneller von allgemeinen Landesleiden als der Stand der Grundbesitzer, und diesen trifft nicht nur der Uebergang vom Kriegs- zum Friedenszustande am Härtesten, sondern es sind auch in ihm die Schwingungen am Längsten fühlbar, welche jeder großen Bewegung als Uebergang zur Ruhe folgen.

Somit herrschte der Geldreichthum vor, während die Höfe sparen wollten und der Adel sparen mußte. Was Wunders daher, daß die Betonung des Lebens vorzüglich von England ausging, da dieses selbst auf Frankreich, und durch dieses auf die deutschen Grenzprovinzen zu wirken begann! Es kam hierdurch ein gewisser Hang zum Reellen, eine mit vollständiger Ausfüllung des Beibehaltenen verbundene Selbstbeschränkung, eine äußere Gleichstellung an die Tagesordnung. Die politischen Fragen waren zu ernst, als daß die alte frivole Weise noch länger anständig gewesen wäre. Man konnte sogleich bemerken, als man sich einigermaßen auf Friede und bleibenden Zustand wieder eingerichtet hatte, daß nunmehr der Schein der materiellen Wirklichkeit, kurz, das romanische Prinzip dem germanisch-englischen auch in den Beziehungen des täglichen Lebens werde weichen müssen.

Man fing an, sich zu Hause heimisch zu fühlen. Die Wohnung war klein, aber rein. Tausend kleine Bequemlichkeiten bot der wetteifernde Kunstfleiß nicht vergebens an. Vielleicht erinnert sich hier mancher Leser mit Freuden an die Empfindung von Wohlbehagen und Ueberraschung, mit welcher er eine ihm seither unbekannte Zuthat zum Schmucke des täglichen Lebens, die Verbesserung eines nothwendigen Werkzeugs betrachtete, welche so sinnreich

und zugleich so einfach war, daß man darüber erstaunte, warum man nicht schon vor Jahrhunderten auf sie gestoßen worden seye. Meist kamen diese Gegenstände aus England, und selbst der Theergeruch des Packpapiers machte einen ganz eigenen wohlthuenden Eindruck. Es war, als käme man durch diese umgearbeiteten Schiffstaue in Verbindung mit dem großen Weltverkehr; denn bekanntlich erregen Gerüche am Lebhaftesten Erinnerungen und dunkle Ahnungen. —

Somit war der Gegensatz gegeben von Rout und kleiner Gesellschaft um den Theetisch, von Suchen und Meiden, je nach politischer Färbung, von einem beschränkten, aber zierlich ausgestatten Innern, wo nur wenige Freunde Zutritt hatten, und allumfassenden Prunkgemächern oder Clubb-Sälen. Während die äußere Erscheinung der Männer auffallend farblos und einfach, das Wesen ernst und rücksichtsvoll wurde, wußten die Damen kaum mehr eine andere Mode zu ersinnen, als eine, welche an die Zeiten Ludwigs XIII. oder die Jugendjahre Ludwigs XIV. mahnte. Sie fühlten das Epigramm nicht, welches sie dadurch auf sich selbst machten, oder wollten es nicht fühlen. Aber sie vermochten nicht, den unvermeidlichen Gang der Dinge aufzuhalten. Alle Versuche, Haarpuder, gestickte Kleider und überhaupt die Zeichen des vorsündfluthigen Zustandes zurückzuführen, mißlangen eben so wiederholt, als die fälschlich sogenannte altdeutsche Kleidung als anderes Extrem bald in die Trödelbude wanderte. Sogar Tänzer begannen zu mangeln im Vaterlande des Walzers. Der reife und überreife Mann aber bemühte sich, durch gefärbtes Haupthaar und nicht eingestandene Perücke Jugendkraft zu heucheln. Tolle Verschwendung und Liederlichkeit hatten aufgehört, Mode zu seyn und guter Ton. Dagegen guckte das Einmaleins zu Vielen und zu grell aus den Augen heraus. Bankiers und Diplomaten blieben bald die Einzigen, welche ein Haus machten.

Dieselbe Durchkreuzung alter und neuer Einflüsse, daher dieselbe Anarchie wie in der Gesellschaft, fand sich auch in Küche und Keller, sobald die Zeiten wieder gestatteten, hier an etwas anderes zu denken, als an die Befriedigung des nächsten dringenden Bedürfnisses. Die europäische Normalküche, die französische, hatte sich merklich vergröbert, ohne die Trefflichkeit des ersten Stoffes, das Grundprinzip der englischen, als obersten Grundsatz unbedingt

anzuerkennen. Auch von der bescheidenen Nachahmerin, der deutschen Küche, war nichts zu melden, was einer Verbesserung ähnlich gesehen hätte. Die alte derbe einfache, aber wohlschmeckende Hausmannskost war nicht mehr wie sonst. Ihre beiden Hauptbedingungen, Güte des Urstoffs und anhaltende Aufmerksamkeit der Behandlung, konnten durch Kriege, Unhäuslichkeit und Kontinentalsperre nur leiden. Ja wir sind die damals aufgekommenen Surrogate noch heute nicht losgeworden, wollen aber dennoch dankbar anerkennen, daß wenigstens die Schule der guten bürgerlichen Küche nicht untergegangen ist. Die Gasthöfe verschlimmerten sich durch die Menge und Eiligkeit der Verzehrer. Sie verloren den Charakter bequemer häuslicher Absteigquartiere und wurden im eigentlichen Sinne Heerbergen. Sie lernten sich auf lange Brühen verlegen, deren Fadheit sie durch Gewürze zu übertäuben suchten.

Vor allen aber litt der Keller. Nicht nur legte man weniger und geringeren Wein in Privatkeller, und trank den alten schneller weg, man fing auch an, den Weinbau an seiner Wurzel anzugreifen; denn man bestockte fortan die Weinberge vorzugsweise mit solchen Rebensorten, welche vielen, schnell trinkbaren, aber geringeren Wein liefern. Auch die Kunst der Weinverfälschung wurde möglichst vervollkommnet, besonders als so viele Fehljahre sich unmittelbar einander folgten, nachdem die Vorräthe durch die Kriege aufgezehrt worden waren. Wir wollen an dieser Stelle anmerken, daß gleich damals eine auffallende Hinneigung zu neuem Weine, und eine beinahe ausschließliche Vorliebe für Champagner bemerkbar wurde, Letzteres wohl in Erinnerung an die Feldzüge. Diesem vorherrschenden Geschmack ist es zuzuschreiben, daß die Bereitung schäumender Rhein-, Mosel- und Neckarweine versucht, und seit den erhöhten Eingangszöllen schnell vervollkommnet wurde. Da aber nun auf guten französischen Tafeln nur Champagne sec oder höchstens crémant erscheint, welche aller Nachahmung zu trotzen vermögen, so könnte leicht geschehen, daß die auf ihren Vortheil so aufsichtigen Franzosen die Nebenbuhler bald verdrängen, was wir, als in Sachen des Sinnengenusses keinem Patriotismus huldigend, ruhig abwarten wollen.

Die wieder errungene Ruhe schlug zwar den Deutschen mehr an als den Franzosen, hatte aber dennoch die Aufgabe, eine

gänzlich veränderte Stellung der Stände gegen einander ins Gleichgewicht zu bringen. Die veränderte Gestalt, der umgebildete Organismus der Staaten hatte die vergrößerten Residenzen mit vielen fremdartigen Zuthaten beschenkt. Der Adel war durch die Kriege am meisten zurück, die Juden waren überall und gar sehr emporgekommen. Es erforderte einige Zeit, ehe die neuen Elemente sich gegen die alten ins Gleichgewicht setzten. Anfangs herrschte eine Unruhe, wie Binnenländer sie an Bord eines Schiffes empfinden. Man war zugleich unruhig und unbeschäftigt. Doch griff die jüngere Generation das Leben herzhaft an. Gereist konnte man beinahe Jeden nennen; die Meisten hatten die Feldzüge in ferne Fremde geführt. Da mußten sich nun die Kreise der Kenntnisse und Begriffe erweitern, und auch dem Beschränktesten mußte der Unterschied der gelben Kutsche Sachsens oder der Postkarrette Hannovers und Holsteins mit außerdeutschen Lokomotiven auffallen. Der Oertlichkeits-, Provinzial- und Innungsgeist, die Sucht, Alles auf eigene Weise haben und machen zu wollen, mußte somit nothwendig wie im Felde der Politik, so auch in den Beziehungen, von welchen wir hier reden, einem allgemeinern Sinne, einer dem Vorschritte der rationellen Nachahmung und Nachbildung zugewendeten Weise weichen.

Es ist auch hier erfreulich, die bedächtig langsame, aber im Grunde dennoch rastlose, die mit organischer Folgerichtigkeit nach Vervollkommnung strebende Beharrlichkeit der Deutschen zu beobachten. Sie hat die Friedensjahre diesmal besser genützt als je. Die Deutschen sind in den meisten Beziehungen gar sehr vorwärts gekommen, und dennoch sie selbst geblieben. Während sie sich für Gegenwart und Zukunft zurecht setzten, haben sie unterscheiden gelernt, was und wie sie nachzuahmen haben, wie die älteren, von großen Mittelpunkten ausgehenden Culturen zu benützen seyen für ihr von jeher vielgestaltetes Leben, wie wenig ihnen im Mittelpunkte Europa's einseitige Abschließung zieme, wie sie vielmehr den Gesammterwerb des Westens und Südens zu verarbeiten, und dem Osten und Norden mitzutheilen berufen seyen.

Hat doch weder das abgeschlossene England, noch das auf seine Eigenthümlichkeiten so eitle Frankreich, ja haben doch weder die italienische noch die pyrenäische Halbinsel es versagen dürfen,

der Zeit, dem erneuten gemeinschaftlichen Leben ähnliche und nicht unwichtige Zugeständnisse zu machen!

Denn unverkennbar ist die gegenseitige Annäherung der Völker, ihrer Stämme und der verschiedenen Klassen. Zwar liegt es in der Menschennatur, daß jedes Volk, ja jede Ortschaft, jedes Geschlecht sich eigenthümlich zu gestalten hat, nur sollen die Besonderheiten nicht zu Mißtönen gesteigert werden, wie dieses nur zu oft der Fall in den früheren deutschen Zuständen gewesen ist. Aber die alte Einseitigkeit wurde verdrängt durch das willkührliche Zusammenwerfen und Trennen der Volksstämme, die beständige Versetzung der Staatsbeamten und die Mischung aller Klassen der Gesellschaft durch die Conscription. Seitdem haben sich die Berührungspunkte unendlich vermehrt; man erkennt sich wechselsweise an, und ahmt das Gute nach. Die allgemeine deutsche Bildung hat durch sorgfältigere Erziehung ihre Rechte bereits so sehr geltend gemacht, daß Viele anfangen, zu fürchten, es möge zu große Gleichmachung eintreten, das Oertliche zu tief verwischt werden.

Wie weit eine Provinz in Ansichten und Lebensweise sich vom Allgemeinen aussondere, ist wohl am Sichersten aus dem Vorherrschen ihres Dialekts im Gegensatze gegen die Büchersprache zu beurtheilen. Es ist noch gar nicht lange her, daß sogar Fürsten die krassesten Provinzialismen affektirten. Mit allgemein deutschem Sinne und allgemein deutscher Bildung dringt auch die Sprache mit jedem Jahre mehr in Gegenden, und abwärts in die Kleinsten der Gesellschaft ein, welche noch vor 50 Jahren ihnen völlig unzugänglich waren.

Der gewaltigste Anstoß zu diesen durchgreifenden Veränderungen kömmt vom Strande der Meere und den Ufern unsers Rheins; deßhalb wird Rheinpreußen bedeutend kräftiger auf Berlin wirken als umgekehrt. Sogar in den österreichischen Staaten, welche ein so gewaltiges Ganzes bilden, und in so vieler Beziehung sich aussondern von allgemein deutschen, ist der Einfluß Schlesiens, Sachsens, ja Bayerns unverkennbar, nicht nur an den Grenzen, sondern tief ins Land hinein. So moderniſiren sich die alten Reichsstädte sichtlich (und vielleicht nur zu viel), während in Karlsruhe byzantiniſch, in München piſaniſch und in Berlin attiſch gebaut wird. Sogar die Hauptabscheidung Deutschlands in ein Wein-, ein Bier- und Schnapps-

trinkendes verschwindet täglich mehr, und wird hoffentlich bald nur noch in den untersten Klassen der Gesellschaft kenntlich seyn.

Auf gleiche Weise verähnlichen sich die verschiedenen Religionsparteien; denn die Mischung wird durch die Toleranz in einigen, die vollkommene Rechtsgleichheit in den meisten Landen und durch den erweiterten Handel befördert, welcher seinem Wesen nach der Duldung zugewendet ist. Aeltere Leser haben wohl das Bild Münchens, Kölns, Paderborns oder des lutherischen Spaniens, wie man Würtemberg zu nennen pflegte, bewahrt, und werden bezeugen, wie in wechselseitiger Annäherung seit 40 — 50 Jahren dort das Unglaubliche geschehen sey. Wenn auch noch nicht so gut deutsch als man es wünschen möchte, doch ungleich deutscher als früher, sind selbst die Israeliten geworden. Wie im Glauben, so im Leben suchen die verschiedenen Abschattungen jetzt eher sich einander durch das Gemeinsame zu nähern, als durch das Verschiedene auszuscheiden.

Vorzüglich aber haben die sonst so strenge abgestuften Klassen der Gesellschaft die Einwirkung der Zeit erfahren. Die höheren sind bedeutend populärer, gemäßigter und industrieller geworden. Die Mittelklasse — im ganzen Abendlande der thätigste Träger der Cultur — hat sich ungemein gekräftigt, in Lebensweise und Ansichten den höhern Ständen genähert. Die gesellschaftliche Geltung ist vollkommen dynamisch geworden. Auch der Mann wird nach seinem Börsengewichte geehrt, welcher sich ganz von unten zu bedeutendem Reichthum hervorgearbeitet hat. Wenn er nur nichts Ungehöriges sich zu Schulden kommen läßt, so ehrt man selbst seine Beschränktheit. Vereine aller Art ersetzen dem Deutschen (welcher durch alle Zeiten eine vorherrschende Neigung zu corporativer Aussonderung und Einschachtelung hatte) die zu leichtsinnig vernichteten Zünfte und Herrenstuben, und in Kurzem wird die englische Bezeichnung von Gentleman und Nicht-Gentleman im praktischen Leben alle die Unterordnungen ersetzen, mit welchen wir uns noch aus früheren Zeiten her zu schleppen pflegen; denn ehe die jetzt so häufige Vermischung des Bluts ohne Rücksicht auf Stände und Confessionen vor sich gehen konnte, mußte bereits die Ansicht der neuern Zeit im Innern der Familien zur Herrschaft gelangt seyn.

Somit brauchten unnatürliche Hemmniſſe und Scheidungen auch nur theilweiſe hinweggeräumt zu werden, und das deutſche Leben entwickelte ſich ſogleich auf ſeine eigenthümliche Weiſe, wie man es bei einem lebenskräftigen und auf die längſte Rolle in der europäiſchen Geſchichte angewieſenen Volke erwarten darf. Die Aenderungen, welche wir andeuteten, ſind mehr eine Rückkehr zu natürlichen uranfänglichen Zuſtänden, als etwas Neues, mehr eine Wiedergeburt, als eine Geburt. Wenn Drangſale, allgemeine Wehrpflicht und erweiterter Verkehr uns ungleich praktiſcher gemacht haben, ſo wird es dennoch, wills Gott! nie bei uns zur atomiſtiſchen Vereinzelung kommen, welche der Fluch der romaniſchen Völker iſt, denn dieſe iſt unſerm innerſten Weſen entgegen.

Die Folgen der erwähnten Anſtöße entwickeln ſich nun organiſch, vorzüglich in den Landen, welche durch den Zollverein verbunden ſind.

Der verſchnellerte und erleichterte Verkehr hat theils neue Genüſſe möglich gemacht, theils durch vermehrtes Reiſen neue Anſichten und Bedürfniſſe erzeugt, in Gegenden, welche ſeither abgeſchloſſen waren, und in Klaſſen der Geſellſchaft, welche früher aus Noth, Trägheit oder Gewohnheit beſchränkt gelebt hatten.

Die Reiſen ſind zuerſt zu nennen, wenn von neuen Genüſſen, Kenntniß verbeſſerter Werkzeuge, gereinigten Begriffen, von zweckmäßiger Aneignung fremder Weiſen, wenn überhaupt von Vorſchritt die Rede iſt. Es wird jeder Unbefangene anerkennen, daß er neben den Forſchungen von Berufs wegen unendlich vielen geiſtigen Erwerb zufälliger Begegnungen, hingeworfenen Aeußerungen verdanke, welche ihm auf ſeinen Wanderungen zu Theil wurden.

Um die Macht des Verkehrs mit andern Menſchen annähernd ſchätzen zu können, vergleiche man nur Bewohner entlegener Dörfer mit Landleuten, in deren Nähe Handelsſtraßen oder ſchiffbare Flüſſe ſich befinden. Nun ſind aber nicht nur in ganz Deutſchland die Landſtraßen unglaublich gegen früher vermehrt und verbeſſert worden, ſondern es iſt auch durch die allgemeine Wehrpflicht ein großer Theil der männlichen Bevölkerung auch der entlegenſten Thalzinken in eine ſehr wirkſame Schule, meiſt in Städte, geſendet worden, und zwar in einem Lebensalter, wo man das Löbliche bereits unterſcheiden, aber ſich noch aneignen kann, und in einem

Berufe, in welchem Reinlichkeit, Ordnung und Aufmerksamkeit auf sich selbst befohlen und gehandhabt wird. Die Zahl derer hat auffallend zugenommen, welche sich nicht mehr in die bäuerliche Landestracht kleiden, oder diese wenigstens sich bequemer und zweckmäßiger zuschneiden. Sogar die Bauermädchen ändern, modernisiren und verschönern die altmütterlichen Kleidungen vielfältig, und thun wohl daran; wogegen die Städterinnen des Mittelstandes ihr Interesse mißverstehen, wenn sie da und dort sich zu viel von der altherkömmlichen charakteristischen Tracht entfernen. Denn diese kleidet sie durch geschmackvolle Beschränkung auf wohlhabende Mittelmäßigkeit besonders gut, wofür die Riegelhauben zu München und Linz und die Filzhüte von Inspruck angeführt werden können.

Zu den erfreulichen Folgen des Zollvereins möchte ebenfalls zu rechnen seyn, daß durch Versendung des bayrischen Biers in weite Ferne die so unverantwortlich vernachlässigte Brauerei des nördlichen Deutschlands endlich sich ernstlich verbessern muß, daß der in Bremen verfertigte Franzwein dem ächten Rebensafte vom Rhein und von der Mosel wird weichen müssen. Wir erwarten mehr vom vermehrten Verkehre als von allen Mäßigkeitsvereinen das Verschwinden des Uebelstandes, daß der Fusel das tägliche und gewöhnliche Getränke des gemeinen Volks in Norddeutschland ist. Vielleicht wird in Zukunft nicht weniger Zeit in den Schenken vergeudet werden, aber Gesundheit und Sittlichkeit werden minder darunter leiden.

Bereits haben sich die Gasthöfe in Gegenden, wo man sie sonst am Wenigsten loben konnte, auffallend gebessert; bereits befleißigen sie sich größerer Reinlichkeit, geräumigerer Betten, und wenn nicht reichlicherer, doch gesunderer und wohlschmeckenderer Tafel. Der Reisende tritt reinlicher und geschonter auf, nun, da er mit kleinem Felleisen, Nachtsack und Hutschachtel quer durch Europa reist, als sonst, da er wie ein Nomade eine halbe Haushaltung mit sich führen mußte, um die gewohnten Bedürfnisse nur einigermaßen befriedigen, das unterwegs Verdorbene wieder ersetzen zu können. Kurz, das Verkehrsleben verhält sich jetzt gegen das vormalige ungefähr wie eine Cigarre zu einer Pfeife.

Neben den bequemeren, daher häufigeren und besser benützten Reisen sind hier die Bäder zu nennen, deren Besuch von Jahr zu Jahr zunimmt. Wenn es sehr erfreulich ist, den alten guten

Gebrauch der Waschbäder mit dem alten Wohlstande zugleich wieder aufleben zu sehen, so ist dagegen der Besuch der Bäder und Gesundbrunnen in der Ausdehnung, in welcher wir ihn jetzt erblicken, vollkommen neu. Er paßt trefflich zu der in Deutschland so häufigen mäßigen Wohlhabenheit, welche es noch nicht bis zu Erwerbung eines eigenthümlichen Landsitzes gebracht hat, und für die Abneigung, im eigenen Hause den Gastwirth zu machen, während man doch gerne der Freiheit des Landlebens genießen, andere Gesichter sehen, Bergluft athmen, und überhaupt den Sommer genießen möchte, welcher im Norden so kurz ist und so schnell vorübereilt. Die Villeggiatura des Italieners ist hier durch gebotene Sparsamkeit, und Modifikation durch klimatische Verhältnisse, abgeschattet wiedergegeben. So weit in die Mittelmäßigkeit der Lage herab, als bei Jenen es zum Landaufenthalt reicht, treibt es den Deutschen in Bäder und Gesundbrunnen. Diese verdankten ihren Ruf der Heilung der Kranken; Siechе folgten bald, und wegen dieser wurde erweitert, verschönert und an einige Ergötzlichkeit gedacht, wodurch denn die Luxusgäste herbeigezogen wurden, durch deren Vorherrschen das Badeleben vorzugsweise anmuthig wird. Gewöhnlich bestehen in kleinen Kurorten Rahmen von alteingewohnten Besuchern und Badkönigen, welche dem Leben der übrigen Badegäste, ihren Belustigungen und dem gesellschaftlichen Beisammenseyn eine gar angenehme Positivität verleihen. Durch diese wird sogar angewohnte Philisterei mit großweltlichen vorübergehenden Verhältnissen vermittelt. An diese Badefahrt knüpft sich so manche erheiternde Episode des ernsten Altaglebens, als Ehestiftungen, Wiedersehen alter Bekannten, wohl auch Vollendung literarischer Arbeiten, welche den Berufsarbeiten ewig hätten nachstehen müssen, wenn man sich nicht losgerissen hätte von dem täglich neu belastenden Schreibtische.

Ihrem Wesen nach sind jedoch Brunnen ungleich geselliger als Bäder. Jene vereinigen durch die obligate Morgenpromenade, diese sondern in enge (oft nur zu enge) Badezellen; beide aber haben ihre goldene Mittelzahl der Besuchenden, die, welche Auswahl des näheren Umgangs möglich, kastenweise Absonderung dagegen unmöglich macht.

Zu den herkömmlichen Belustigungen der Gäste, wenn diese sehr zahlreich zu seyn pflegen, gehört häufig das öffentliche

Glücksspiel. Ob es sittlich zu entschuldigen sey, ob es nicht an den heil. Crispinus mahne, wenn seine Pacht zu Verschönerungen und Armenbädern verwendet wird, wollen wir hier nicht untersuchen. Gewiß ist, daß es wegen der Leidenschaften, welche es erregt, mediciniſch nicht indicirt, daß es kein Beförderungsmittel schöner und erhöhter Geselligkeit sey.

Bereits versammeln sich die Besucher deutscher Gesundbrunnen und Bäder je nach ihren besondern Zwecken da oder dort. Wer ein europäisches Stelldichein sucht, geht anderwärts hin, als der, welcher ein physisches Leiden heilen oder lindern will. Wer sich nur verpusten, seine durch Stadtleben und Arbeit am Schreibtisch entwöhnten Beine durch Bergsteigen wieder gelenkiger machen will, geht vorzugsweise dahin, wo jene Beiden nicht sind.

Ueber zu großen Luxus, welcher an den Tafeln der Bäder und Brunnen herrschen soll, sind vielfach Stimmen laut geworden. Hier möchte gerathen seyn, zu unterscheiden, welcher von den erwähnten Abschattungen die Mehrzahl der Besuchenden angehöre. Daß z. B. in Karlsbad von der Regierung strenge darauf gehalten wird, daß keine der Wirkung des Wassers zuwiderlaufende Ueppigkeit der Tafel einreiße, ist löblich und klug; dagegen wäre in Baden bei Rastadt eine ähnliche Verordnung überflüssig und schädlich. Ueberall, wo die Mehrzahl der Gäste nur Erholung und Zerstreuung sucht, genügt es, wenn wirklich Leidende auf eine Weise leben können, welche ein mit den Wirkungen des Wassers wohlbekannter Arzt vorschreibt, und welche ihren Umständen am Angemessensten ist. Bergluft, Bewegung, angenehmer Müßiggang und große Gesellschaft stimmen ohnehin für die Freuden der Tafel, und der Wirthstisch wird sich trotz allen Verboten stets nach den Wünschen und Geldkräften der Gäste zu richten haben. Wo also die Luxusgäste in der Mehrzahl sind, genügen ein Krankentisch und Verbote jeder Störung der Nachtruhe.

Nach Hause zurückkehrend von Reisen und Badefahrten, haben wir im Vorübergehen schon außerhalb der Städte Begräbnißplätze mit Leichenhäusern und öffentliche Spaziergänge zu loben. In letzteren mag Frankreich uns noch übertreffen, jedoch geschieht überall in Deutschland viel für sie, obgleich nicht immer mit dem Kunstsinne, welchen man hätte fordern können. Die Thorthürme sind verschwunden, zu großem Nachtheile der Physiognomie der

Stadt, aber zum Heile bei Feuer-, Feindes- und Seuchen-Gefahr. Die asiatische Brechruhr, oder Furcht vor derselben, hat wohlthätig auf größere Reinlichkeit der Städte gewirkt. Die ersten Ergebnisse der allgemein angeordneten Baulinien sind bereits sichtbar. Die neuen Schulgebäude gewähren der Jugend wenigstens gewiß den Vortheil reinerer Luft. Für reines Trinkwasser und reinliche Brunnen wird unverkennbar größere Sorge getragen als früher. Die Erneuerung alter Bauwerke zeigt das löbliche Streben, die Weise der Väter, den geschichtlichen Grund zu ehren und möglichst rein wieder darzustellen. Ererbtes altes Geräthe wird nicht nur nicht mehr verschmäht, sondern als wohlanständig für Prunkzimmer anerkannt; denn seine breiten Formen, sein vergoldetes Schnitzwerk passen trefflich zu Familienbildern und der Stuccatur des wenig gebrauchten, daher lange in derselben Form bestehenden Gemachs. Ja, wenn eine Dame vor 70 oder mehr Jahren sich modisch eingerichtet, und den alten Trödel seither sorgfältig erhalten hätte, so könnte sie nun ihr hohes Alter durch die Betrachtung erheitern, wie sehr sie um jenen von den elegantesten Tonangeberinnen des Tags beneidet würde. Das Rococo, d. h. die Nachäffung des schlechtesten Geschmacks der Pompadour-Zeit, deutet auf das Streben, den Reichthum als einen ererbten, den schnell Emporgekommenen als Glied einer seit Langem in Wohlstand lebenden Familie darzustellen. Es wird aber vorübergehen; denn nur das Wahre, Zweckmäßige, folglich Schöne erhält sich lange, und verliert seine Herrschaft selten ganz und nie für immer.

So beengt die neueren Einrichtungen bürgerlicher Wohnungen sind gegen ehemals, so fehlt ihnen dennoch ein sichtlicher Zug nach Bequemlichkeit nicht. Die Bänke sind dem Sofa gewichen, aber der bequeme Großvaterstuhl lebt noch. Den ungeheuern Ofen der Vorzeit ersetzt eine kleinere, zweckmäßige, elegante Feuerung, ja zuweilen ein freundliches Kamin. Fußteppiche werden von Winter zu Winter gewöhnlicher. Spiegel und Fensterscheiben haben eine Klarheit und eine Größe erreicht, welche man früher kaum in Palästen finden konnte.

Man hat auch in Deutschland gelernt, mit weniger Umständen zu leben als früher, man stapelt weniger Vorräthe von Leinwand und Geschirre auf als ehemals; aber das Wenige, was man hat,

iſt elegant und zweckmäßig, obgleich oft noch nicht von der gehörigen Solidität.

Die ſo oft erprobte Schnellkraft des deutſchen Volks berechtigt uns, auch für die Zukunft der bürgerlichen Küche das Beſte zu hoffen, nämlich eine Vermählung des guten Alten mit erfreulichem Vorſchreiten und Verbeſſern. Rumohr hat in ſeinem „Geiſt der Kochkunſt“ goldene Worte über den Einfluß guter Hausküche auf die Sittlichkeit geſagt, und hoffentlich nicht vergebens.

Eine andere Seite des deutſchen Lebens, die Abendunterhaltungen, haben ſich durch das Allgemeinerwerden des Theetrinkens bedeutend geändert, und was Häuslichkeit und Nüchternheit der Männer betrifft, gebeſſert. Wenn die Kriege das Tabakrauchen zu einer früher unerhörten Allgemeinheit gebracht haben, ſo befördert dieſes wiederum den Gebrauch des Biers, und wir können mit Vergnügen bemerken, daß das Laſter der Völlerei weit ſeltener als früher gerügt zu werden braucht, obgleich nicht weniger, ja vielleicht mehr Zeit als früher in Wirthshäuſern vergeudet wird. Seine Pfeife oder Cigarre läßt ſich der Deutſche nicht gerne verbieten; denn der magiſche Kreis ihres Rauches vermittelt das angeborne contemplative Träumen mit der Außenwelt. Kein Zweig der öffentlichen Einnahmen war zur Zeit der franzöſiſchen Zwingherrſchaft verhaßter in Deutſchland, als die Tabaksregien.

Zu der Zierde des täglichen Lebens in Deutſchland, wie es jetzt iſt, gehören auch die Tagblätter. Wenn ſchon aus guten Gründen nicht ſo koloſſal wie in England, gehören ſie dennoch bereits beinahe überall zur obligaten Begleitung des Frühſtücks ſowohl als des abendlichen Trunkes. Wir wollen Manches hier verſchweigen, was ſich über ſie ſagen ließe, und nur bemerken, daß ſie wenigſtens, ſo weit als es ihnen geſtattet iſt, das lebhaft gefühlte Bedürfniß einer geiſtigen Beigabe zu ſinnlichem Genuſſe zu befriedigen ſtreben. Den zahlreichen Lokalblättern möchten wir zur Beachtung empfehlen, daß ihnen vorzüglich die Vermittelung des allgemein Wünſchenswerthen mit dem örtlich Beſtehenden obliege, und daß es nicht nur in ihrer Pflicht liege, ſondern auch in ihrem Intereſſe, auf Mängel und Uebelſtände aufmerkſam zu machen, Vorſchläge zu Verbeſſerungen mit Umſicht zu geben, und dem unvermeidlichen Geklatſche höhere und großartigere Anſichten unterzuſtellen.

Wenn wir mit Freuden bemerkten, wie das deutsche Leben sich stets freundlicher gestalte, und zu verschönern strebe, so dürfen wir dagegen einige Schattenseiten nicht verschweigen, welche durch die kräftige Färbung anderer Stellen desto greller hervortreten, und theils Ueberbleibsel der früheren bedrängten Zustände sind, theils Ergebnisse falscher Richtungen im allgemeinen Streben nach Verbesserung der äußern Lage. Zu jenen rechnen wir vorzüglich den Drang der untern Klassen nach Oben, nicht durch Vervollkommnung der eigenen Gewerbe, sondern durch Zudrang zu gelehrter Bildung und zum Staatsdienste, und den Genuß des Branntweins, zu diesen die Genußsucht und Schwindelei, das Money-making durch alle Stufen der Gesellschaft.

Der Drang der untern Klassen nach Oben war leicht begreiflich in Zeiten, in welchen man weder die Möglichkeit einsah, durch Händearbeit zu allgemeiner Anerkennung zu gelangen, noch andere Gewähr seiner Stellung hatte, als Macht. Bereits verliert diese Sucht sich merklich, die Zahl der Studirenden stellt sich auf die Höhe des wirklichen Bedürfnisses; vernünftig erweiterte Gewerbefreiheit, Sparkassen und besonders Nachfrage nach technischen Notabilitäten werden bald das Uebrige thun.

Die Branntweinpest, auf welche wir nothgedrungen zurückkommen, ward erzeugt durch das Bedürfniß, sich über einen trostlosen Zustand zu betäuben, und die Verdauung fader Speisen zu befördern, welche mehr den Magen belästigen als den Leib kräftigen. Um die so schauervollen physischen und sittlichen Uebel zu beseitigen, welche aus dem Mißbrauche und selbst aus dem Gebrauche des Branntweins entspringen, darf eine weise, ja eine nur kluge Regierung keine Opfer scheuen; denn es handelt sich um Erhalten oder Verlieren der so sehr gefährdeten alten Kraft des norddeutschen Landvolks. Nur sind die Uebergänge zur Verbesserung schwer zu ermitteln. Vielleicht würde öffentlicher Verkauf warmer, wohlschmeckender und wohlfeiler Getränke während kalter und nasser Witterung schon bedeutend den Mißbrauch vermindern. Zugleich müßte die vor Alters so berühmte, jetzt so gesunkene Brauerei des nördlichen Deutschland wieder erweckt werden. In jedem Falle sind Vorschläge zu Abhülfe der würdigste Gegenstand reichlich lohnender Preisaufgaben. Bis diese gelöst seyn werden, wollen

wir uns trösten mit der Hoffnung, daß die erhöhte Gewerbethätigkeit es den untern Volksklassen möglich machen werde, mehr warme und kräftige Nahrung zu genießen, den Wein wohlfeiler, das Bier gehörig gehopft und gemalzt zu erhalten, als seither. Im südlichen Deutschland hatte in den Jahren von 1812—18 das Branntweintrinken durch die beispiellos hohen Preise des Weins und Biers bedeutend eingerissen, wich aber bald wieder den vorigen Getränken, sobald bessere Jahre billigere Preise derselben brachten. Bessere Erziehung, Mäßigkeitsvereine und zugleich und vorzüglich möglichst gesteigerter Blasenzins werden den eben berührten Momenten kräftig zu Hülfe kommen, und die Rückkehr zum lobenswerthen Alten auch hier befördern. Dann wird auch die Verweichlichung, welche allgemein beklagt wird, während die mittlere Lebensdauer bedeutend hinausgerückt ist, ein wirksames Gegengewicht an vernünftiger, kräftigender Ausbildung der Körper bei beiden Geschlechtern finden.

Die einreißende Schwindelei aber zehrt sich selbst auf, und der jähe Fall Einzelner wird von Zeit zu Zeit den baaren, gesunden Hausverstand wieder zu Ehren bringen, welcher langsam erwerben, dauernd besitzen, und vor Allem seine Ehre wahren will.

Man vernimmt zuweilen Klagen über Abnahme der alten Zutraulichkeit und Gastfreundschaft. Jene schränkt sich begreiflicherweise bei vermehrtem Verkehre auf würdige, erprobte Freunde ein, und diese steht überall in umgekehrtem Verhältnisse zu der Vervollkommnung der gesellschaftlichen Zustände. Sie hat da nicht aufgehört, wo sie am Platze ist; aber, Gottlob, beinahe überall aufgehört am Platze zu seyn.

Somit berechtigt uns die Zukunft zu schönen Hoffnungen. Die Regierungen haben überall die materiellen Interessen im Auge, mehr als je. Der Zustand des Friedens wird hiedurch, je länger er dauert, desto gesicherter. Bereits beginnt eine sorgfältiger herangebildete, auf Vorschritt und allseitige Ausbildung gestellte Generation im praktischen Leben Platz einzunehmen. Verständige und verständliche Volksschriften, der reiche Gewinn der Forschungen der Gelehrten, welche nachgerade auch in Deutschland anfangen, dem täglichen Leben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, besonders aber die durch Mitbewerbung so sehr gesteigerte Thätigkeit aller Kräfte müssen vereint die Abglättung der noch vorhandenen rauhen Stellen vollenden.

Vor Allem aber wird der Zollverein verfeinerten Lebensgenuß herbeiführen. Nicht nur hat er den Markt erweitert und bringt den Gewerbtreibenden größeren Wohlstand, sondern durch ihn allein wird es der Mehrzahl der Deutschen möglich, sich gegenseitig kennen zu lernen, sich an einander heranzubilden, und mit den Preisen der Waaren zugleich Ansichten, Lebensweise und Lebensgenuß in das äußerst mögliche Gleichgewicht zu setzen.

Bereits sind die Erfolge des Zollvereins Staunen erregend; was sie in Zukunft bringen können, vermag kaum die lebhafteste Einbildungskraft zu erfassen. Um zu begreifen, wie sehr sich der Zustand des Landvolks verbessert habe, bleibe man nur bei den einfachsten Wahrnehmungen stehen. Man betrachte nur auf dem Lande die jährlich vorschreitende Blumenzucht, denn diese ist, nach vieljährigen Erfahrungen das sicherste Zeichen häuslichen Wohlbehagens.

Der deutsche Volksstamm geht aber auch in diesem höchst bedächtlich vorwärts. Wenn wir daher bemerken, daß er sich äußerlich stets mehr der Weise des deutsch-schweizerischen und niederländischen Lebens nähere, so dürfen wir auch annehmen, daß unser Volk sich zugleich von dem Theile seines Traumlebens getrennt habe, welchen die Noth ihm aufgedrungen hatte, daß es anfange, prosaischer, aber praktisch tüchtiger zu werden, daß sein Streben nun nach persönlicher Unabhängigkeit gehen, daß es aber seinem Wesen nach bei allem dem dennoch die Fähigkeit erhalten müsse, sich erreichbare Genüsse da zu versagen, wo Ueberzeugung und sittliches Gefühl entgegenstehen.

Und so wollen wir an den Lobspruch Macchiavellis am Eingange zum Schlusse die Worte Goethe's über uns knüpfen, und diese Worte ebenfalls für ehrende Anerkennung hinnehmen:

Weiß Brod und schwarz Brod sind das Schiboleth zwischen Franzosen und Deutschen!

A. M.

Die Cholera.

Wenn die Forderung, die geweihten Hallen wissenschaftlicher Doctrinen den Augen eines grösstern Kreises gebildeter Laien aufzuschließen, überhaupt in den Tendenzen des Jahrhunderts liegt, so ist wohl insbesondere nirgends der Zudrang zahlreicher und ungestümer, als zu Aeskulaps Tempel. Kein Wunder! die Güter, deren Pflege dieser Priesterkaste anvertraut ist, enthalten ja die Bedingungen zum Genuß aller übrigen, und gewiß verzeihlich ist die Begierde, auch nur ein Eckchen von dem Schleier einer Wissenschaft zu lüpfen, deren Objekt der Neugierige in jedem Augenblick selbst werden kann. Dieses so nahe liegende Interesse, die vermeintliche Leichtigkeit, in seinem nächsten Kreise selber wissenschaftliche Beobachtungen anstellen zu können, endlich die Spaltungen unter den Eingeweihten selbst, besonders das neueste große Schisma, bei welchem beide Parteien die Wissenschaft vor das Appellationsforum eines unwissenden Laienpublikums zu ziehen nicht errötheten, alles dies mußte nur zu sehr den medicinischen Dilettantismus fördern, ja ihn in vielen Fällen zur unerträglichen Anmaßung steigern. Und doch ist es keiner Doctrin weniger möglich, den esoterischen Kreis ihres Wissens aufzuschließen, als der Medicin, und in keiner ist das theilweise Eindringen in diesen Kreis für den Laien so verwirrend, ja positiv schädlich. Damit ist nicht gesagt, daß dem wirklich Gebildeten die innerhalb dieses Kreises gefundenen Resultate vorenthalten bleiben sollen; aber eben der Begriff wahrer Bildung setzt die Ueberzeugung voraus, daß dem Laien, dem die unübersehliche Masse der nöthigen Vorkenntnisse fehlt, nicht gestattet

ſeyn könne, mit eigenem Urtheil und noch weniger mit praktiſcher Anwendung dieſes Urtheils ſich auf dieſem Felde zu ergehen, ſondern daß er, wenn er einem ihn wirklich fördernden Intereſſe für den Gegenſtand nicht ganz entſagen will, ſich geſtimmt fühlen müſſe, vertrauensvoll aufzunehmen, was ihm mit Vertrauen und Offenheit geboten wird. Wahrlich, der Arzt bedarf keiner geringen Selbſtverläugnung, um von einem Gegenſtand, wie der dieſes Aufſatzes, dem Laien gegenüber mit der Offenheit zu ſprechen, die er ſeinem Vertrauen ſchuldig iſt, aber eben die Offenheit der Erklärung, daß große Irrthümer begangen worden ſeyen, und daß nach redlicher, unermüdeter Forſchung die Wiſſenſchaft hier vor einem in vielen Punkten noch ungelösten Problem ſtehe, muß ihn überzeugen, daß eine Wiſſenſchaft, die eine ſolche Erklärung zu machen wagt, ſich ſtark fühlen müſſe, und zwar nicht allein darum ſich ſtark fühlen müſſe, weil ja auch die geiſtreichſten Verächter der Heilwiſſenſchaft ſich der Heilkunſt nur um ſo demüthiger unterwerfen, ſobald ſie ihrer bedürfen.

Als Einleitung zu dem eigentlichen Gegenſtand des gegenwärtigen Aufſatzes, einer dem Laien verſtändlichen gedrängten Darſtellung des jetzigen Standpunkts der Wiſſenſchaft über ſämmtliche Verhältniſſe der aſiatiſchen Cholera, und der Wirkungen, die ſie auf die Heilkunde, die mediciniſche Polizei und das Leben überhaupt ausgeübt hat, wird eine flüchtige Skizze ihrer, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, politiſchen Geſchichte, dem Gedächtniß der Leſer nicht unwillkommen ſeyn.

Zwölf Jahre ſchon hatte die den Sümpfen des Ganges-Delta entſtiegene Hyder Aſien verheerend durchzogen, Vorder- und Hinter-Indien, Siam, China, die Inſeln Java und Ceylon, Perſien und Syrien heimgeſucht, ja ſie war (im Jahr 1823) an der Südoſtſpitze Europa's, in Aſtrachan, flüchtig aufgetaucht, ohne ein allgemeineres europäiſches Intereſſe zu erregen, als die ſich faſt jährlich wiederholenden Peſtepidemien des Orients oder die des amerikaniſchen gelben Fiebers. Die Gelehrten und Aerzte beſchäftigten ſich mit ihr, aber mehr als mit einem ſeltſamen ausländiſchen Ungeheuer, denn als mit einem Feind, der bald in der Nähe zu erforſchen und zu bekämpfen ſeyn würde; das zeitungsleſende Publikum legte bedauernd die Blätter aus der Hand, welche die Decimirung der aſiatiſchen Völkerſchaften berichteten, aber mit dem behaglichen,

der eignen Sicherheit bewußten Bedauern des Bürgers im Faust, dem nichts besser gefällt, als

„Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.“

Der Weitsichtigste glaubte sich im schlimmsten Fall hinter einem russischen Cordon vor der neuen Krankheit so sicher, als seit zwei Jahrhunderten hinter den österreichischen Contumazanstalten vor der Pest. Das Jahr 1829 war erschienen, der russisch-türkische Krieg, die mögliche Besetzung Konstantinopels, die Pest in Odessa beschäftigten alle Gemüther, da überschritt die fast verschollene Cholera im August zum zweiten Mal die europäische Grenze und setzte sich im russischen Gouvernement Orenburg fest. Im Oktober kam die Nachricht nach Petersburg, und den 24. Januar 1830 gab die allgemeine Zeitung Deutschland die erste Kunde von diesem im Anfang nicht weiter beachteten Ereignisse. Der Befehl zur gänzlichen Absperrung der Provinz Kasan von allen übrigen angrenzenden Gouvernements wirkte beruhigend auf das in contagionistischen Ideen befangene Europa; auch ließ sich die fast allgemein verbreitete Meinung, die Krankheit könne nur in asiatischem Boden wurzeln, durch ihr Erscheinen in einem zwar zum europäischen Rußland gerechneten, aber den Kirgisensteppen so nahe gelegenen Landstrich noch nicht erschüttern. Von weiterer Verbreitung hörte man den Frühling und Sommer über nichts. So war es denn nicht zu verwundern, daß die welterschütternden Ereignisse in Paris und ihr Widerhall in Brüssel die öffentliche Aufmerksamkeit wieder von einem Gegenstande abzogen, der sie bald so ausschließlich beschäftigen sollte. Denn als der Donner der Kanonen in Paris und Brüssel verhallt war, vernahm man mit Schrecken, daß trotz aller wiederholten Absperrungsmaßregeln die Cholera während des Sommers sich in viele russische Gouvernements verbreitet, und daß sie Ende Septembers den doppelten Militärcordon, der die alte Czaarenhauptstadt schützen sollte, durchbrochen habe und in Moskau erschienen sey.

Jetzt erkannte sich wenigstens das östliche Europa für bedroht. Kaiser Nikolaus erschien mit hochherziger Selbstverläugnung in Moskau, um seinem erschrockenen Volke zu zeigen, daß Furchtlosigkeit die beste Waffe gegen den tückischen Feind sey. Oesterreich

ernannte eine Commission zur Begutachtung der zweckmäßigsten Schutzmaßregeln und suchte die galizische Grenze durch einen Cordon zu schützen; Preußen schickte Aerzte nach Moskau zu Erforschung der Krankheit, und in Deutschland setzten sich zahllose Federn in Bewegung, um gelehrte Abhandlungen über eine Krankheit zu schreiben, die man noch nie gesehen hatte. Die russische Preisfrage wirkte als neuer literarischer Zunder. Man sah manchen Orts in Hauptstädten und Universitäten Deutschlands mitleidig auf das Unglück der russischen Aerzte in der Heilung der Kranken und auf das Unvermögen der russischen Regierung, die Weiterverbreitung der Seuche zu hemmen, herab: an deutscher Sanitätspolizei, so hoffte man, sollte die Epidemie, an deutscher medicinischer Gelehrsamkeit die Krankheit des Einzelnen scheitern; ein Professor versicherte in der Vorrede zu einem gelehrten Buche über die Cholera auf das Bestimmteste, Preußens höhere Intelligenz werde das übrige Europa vor der Seuche bewahren; Andere wollten beweisen, nur der slavische Stamm sey der Krankheit unterworfen, der germanische darüber erhaben; — wie bald sollte der Sturm daher brausen und die stolzesten Hoffnungen, die gelehrtesten Conjecturen wie Spreu vor sich her blasen. Trotz der militärischen Umzinglung Moskaus, trotz der Absperrung jedes einzelnen ergriffenen Bezirks breitete sich die Seuche immer weiter aus und erschien im April 1831 unter den kriegführenden Armeen auf polnischem Boden und Ende desselben Monats in Warschau. Jetzt erhob sich Preußen mit der ganzen Energie, die ihm die concentrirte Kraft seiner Regierungsform und sein gewaltiger, schnell beweglicher Militärorganismus möglich machte: ein Militärcordon sperrte die polnische Grenze ab, und als die Krankheit im Mai auch in Litthauen und Kurland erschien, wurde er auch auf die litthauische Grenze ausgedehnt. Ebenso suchte Oesterreich Gallizien zu schützen. Umsonst! Schon im April war Gallizien angesteckt, Ende Mai's war die Seuche in Lemberg, und zu gleicher Zeit hatte sie den preußischen Cordon durchbrochen und war in Danzig erschienen. Jetzt verbreitete sich ein panischer Schrecken durch Deutschland; man fing an zu zweifeln, ob die preußischen und österreichischen Cordons im Stande seyn würden, das westliche Europa zu schützen; man prüfte sich, ob man auch in der Verfassung sey, den gefürchteten Gast zu empfangen, ernannte Immediatcommissionen

mit besondern Vollmachten zur Ergreifung der nöthigen Maßregeln, schickte Aerzte zur näheren Beobachtung des Uebels aus, und horchte ängstlich auf jede Nachricht von seiner weiteren Verbreitung. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten: ungeachtet Danzig militärisch abgesperrt, alle Ostseehäfen mit Contumazanstalten versehen waren, und der Cordon gegen alle angesteckten Orte mit größter Strenge gehandhabt wurde; ungeachtet die Straße von dem angesteckten Riga nach Petersburg so mit Contumazen gespickt war, daß man 60 Tage zur Reise brauchte, erschien die Seuche doch im Juni in Petersburg, im Juli in Königsberg und Posen und am 3. August, den an die Oder zurückgegangenen Cordon zum dritten Mal überspringend, in Berlin. In Oesterreich war man indessen nicht glücklicher gewesen; auf allen Seiten überflügelt, zogen sich die Cordons in immer neue Stellungen zurück, um wieder andere, noch rein gebliebene Provinzen zu schützen, und vor Ablauf des Herbstes waren Ungarn, Mähren, Böhmen, das Erzherzogthum selbst und Wien von der Krankheit heimgesucht. Man erlebte das Unerhörte einer türkischen Quarantäne in Belgrad gegen Ungarn.

Eine so rasche und vielfach ausstrahlende Verbreitung hatte man noch nie gesehen; denn in demselben Jahr erschien der Feind noch in Breslau, Magdeburg, Hamburg, Lüneburg, in der Moldau und Wallachei, in Konstantinopel und Kairo, und in Sunderland und Newcastle in der englischen Grafschaft Northumberland. Durch das Erscheinen der Krankheit in Magdeburg war die letzte Stellung des preußischen Cordons, die noch haltbar erschienen war, an der Elbe umgangen, und Preußen entsagte jetzt seinem Cordonssystem und milderte auch sein Contumazsystem bedeutend, ohne daß diese große Lehre auf die Sperrmaßregeln kleinerer Staaten Einfluß gehabt hätte. Es gab einen sächsischen Cordon gegen Preußen, einen bayrischen gegen Böhmen und Oesterreich, einen hannövrischen gegen Preußen, einen dänischen gegen Hamburg u. s. w.

Den Winter über schlief die Hyder, wie gewöhnlich, fast überall; aber schon im Februar 1832 zeigte sie sich, jedoch unerwartet milde, in London, ungeachtet keine Sperranstalten getroffen wurden; im April machte sie den gewaltigen Sprung nach Paris, wo sie weit mörderischer auftrat, und verbreitete sich dann im Verlauf des Jahrs über den größten Theil von Frankreich,

Belgien, Holland, England und Irland, erschien auch wieder einmal mitten in Deutschland, in Erfurt, Töplitz, später in Aachen und Kassel und in demselben Jahre hatte sie die Reise über den Ocean gemacht und wüthete in Kanada und den Vereinigten Staaten. Im Jahr 1833 wurden Portugal und Spanien, und in der andern Hemisphäre Mexiko heimgesucht; und obgleich Andalusien, das zuerst von der Seuche befallen war, abgesperrt und in Belagerungsstand erklärt ward, breitete sich die Krankheit doch im Jahr 1834 fast über ganz Spanien aus; seltsamer Weise wurden in demselben Jahre auch die skandinavischen Länder, Schweden, Norwegen und Finnland befallen. In Jönköping starb der vierte Theil der Bewohner, auch in Stockholm war die Sterblichkeit sehr groß. In Spanien und Schweden wurden Sperren versucht, bald aber wieder aufgegeben. Das Jahr 1835 sah die Krankheit im südlichen Frankreich, besonders in Marseille; ferner im nördlichen Afrika, in Marokko und Algier; im Königreich Sardinien, namentlich in Genua, in der Lombardei, in Toskana und Venedig. Eine sehr große Verbreitung gewann die Krankheit im Jahr 1836. Im Mai brach sie in Triest aus, im Juni zum zweiten Mal in Wien; dieses Mal wurden keinerlei anticontagionistischen Maßregeln getroffen. Die Anwesenheit des Königs von Neapel während der Epidemie vermochte ihn indessen nicht, diesem Beispiel bei dem später erfolgten Ausbruch in seinen eigenen Staaten zu folgen. In demselben Monat zeigte sich die Seuche in Mailand, Como, Brescia, in Veltlin, in Friaul; sonderbarer Weise blieb das mitten in Sümpfen gelegene Mantua verschont. Modena, der Kirchenstaat und Neapel sperrten; allein im Herzogthum Modena brach die Krankheit aus, während die Herzogin, die von einer Reise zurückkehrte, in der Quarantäne saß; später zeigte sie sich in dem neapolitanischen Städtchen Trani und in Ancona, und nun standen sich, lächerlich genug, an der römisch-neapolitanischen Grenze zwei Cordons einander im Angesicht gegenüber. Am Saum der schweizerischen Alpen schlich die Seuche hin, ohne einzudringen, zog sich aber das Etschthal hinauf nach Botzen, Meran, Brixen bis Glurns und Mals. Im August waren außer Oesterreich unter der Ens und Salzburg alle Provinzen des Kaiserstaats, die meisten zum zweiten Mal, befallen. Im September setzte der Ausbruch der Epidemie in den bayerischen Marktflecken Mittenwald und

Altenötting, und im Oktober in München das bisher freigebliebene südwestliche Deutschland in Schrecken. Zu Ende des Jahrs zeigte sich die Krankheit in Neapel, bildete jedoch nur das Vorspiel zu der fürchterlichen Epidemie, die im Sommer 1837 Neapel, Rom und besonders Sicilien verheerte. In diesen Ländern, besonders im Kirchenstaat, wo jede einzelne Gemeinde ihre Maßregeln unabhängig von der Staatsregierung für sich nahm und sich gleichsam in Kriegszustand mit allen Nachbargemeinden versetzte, da jede die reinste seyn wollte, wenn auch die Cholera längst in ihr ausgebrochen war, erreichte das Unwesen der Sperren, Contumazen und Desinfectionen den höchsten Grad der Verkehrtheit nnd artete in förmliche Tollheit aus.

Jetzt, zu Anfang des Jahrs 1838 ist die Cholera in Europa ganz verschollen, nachdem sie im Herbst 1837 Berlin und einen großen Theil von Schlesien wieder hart heimgesucht hat, und es steht dahin, wo sie im nächsten Sommer wieder auftauchen wird. Die diesfallsigen Befürchtungen und Hoffnungen führen natürlich auf die Frage: wird die Cholera in Europa eine stationäre Krankheit bleiben, und ihre Epidemien in bestimmten Zwischenräumen wiederholen, wie die Pest im Orient? Es läßt sich diese Frage mit Bestimmtheit weder bejahen noch verneinen, da man in der Geschichte der Seuchen Analogien für beide Fälle findet. Die Pocken, die auch aus dem Orient zu uns kamen, sind uns geblieben, der sogenannte schwarze Tod, der von 1346 bis 1350 den größten Theil der damals bekannten Welt verheerte, ist nicht wieder erschienen, und allerdings ist die Analogie zwischen der Cholera und dem schwarzen Tod weit größer (besonders begründet das fixe Contagium bei den Pocken einen Hauptunterschied im Seuchen-Charakter), und so groß, daß man sogar vielfältig, aber fälschlich, eine Identität beider Krankheiten angenommen hat. Allerdings bieten gleich die ungeheure Verbreitung beider Krankheiten und die Hauptrichtung ihres geographischen Zugs, von Südost nach Nordwest, frappante Aehnlichkeiten dar. Beide entstanden im südlichen Asien: der schwarze Tod in China, die Cholera in Indien. Beide durchzogen in der angegebenen Richtung in wenigen Jahren ganz Asien und Europa. Beide Krankheiten besuchten vorzüglich zuerst die großen und volkreichen Städte und breiteten sich von da weiter aus. Der schwarze Tod zeigte sich, wie die Cholera, von Klima, Temperatur

und Lokalität unabhängig; ebenso, wie diese, verschonte er, ohne daß ein bestimmter, für alle Fälle passender Grund angegeben werden könnte, gewisse Gegenden und Länder, während er rings umher wüthete. Allein andrerseits scheint der schwarze Tod weit ansteckender gewesen zu seyn; er ergriff weit mehr alle Klassen der Gesellschaft; ein bestimmtes diätetisches Verhalten schützte nicht vor ihm, wie vor der Cholera; überhaupt waren seine Verheerungen viel ungeheurer, da er an manchen Orten zwei Drittel der Bevölkerung wegraffte, während ein Achtel bei der Cholera schon zu den schlimmsten Fällen gehört, und nur in wenigen Ausnahmen die Sterblichkeit noch höher gestiegen ist, und in Europa im Durchschnitt kaum ein Hundertstel der Bevölkerung beträgt. Noch größere Unterschiede finden sich im Verlauf der Krankheit bei einzelnen Individuen. Eine Auseinandersetzung derselben würde hier zu weit führen; es genüge, zu bemerken, daß an eine pathologische Identität beider Krankheiten nicht zu denken ist. Die große Analogie ihres epidemischen Auftretens aber (denn die Verschiedenheiten beruhen im Ganzen in dieser Beziehung doch nur auf der größern Intensität des schwarzen Todes) berechtigt zu der Hoffnung, daß uns die Cholera, wie der schwarze Tod, nach einer Reihe von Jahren ganz verlassen werde. Der Umstand, daß die Cholera sich an vielen Orten in Europa zum zweiten und dritten Male zeigte, kann nicht als Einwendung gelten, da dasselbe auch bei dem schwarzen Tode der Fall war. Vielleicht sind gerade die fürchterlichen Verheerungen, welche die Krankheit 1837 in Sicilien anrichtete, und durch welche die Hoffnung niedergeschlagen wurde, sie werde allmählig an Bösartigkeit verlieren, als das letzte Aufflammen der Weltseuche anzusehen, so daß sich hier im Großen wiederholte, was in jeder einzelnen Epidemie beobachtet wurde, daß nämlich die Krankheit, nachdem sie eine Zeitlang milder geworden war, in den letzten Tagen vor dem völligen Erlöschen sich jedesmal wieder zur höchsten Intensität steigerte.

Eine eigenthümliche, leider blutige Episode in der Geschichte der Cholera bilden die Volksaufstände, die sie an so vielen Orten, von der Newa bis zum Tajo, von der Ostsee bis zum Fuße des Aetna hervorgerufen hat. Sie entstanden theils aus dem Widerwillen des Volks gegen die Sperrmaßregeln und besonders gegen das gezwungene Transportiren der Kranken in die Hospitäler,

theils entsprangen sie bekanntlich aus der seltsamen Idee, die Cholera existire gar nicht, sie sey eine Erfindung der Regierungen und der mit ihnen verschworenen höheren Stände, um unter diesem Vorwande durch die Aerzte die armen Leute vergiften zu lassen, und sich so eines lästigen Theils der Bevölkerung auf eine bequeme Weise zu entledigen. Wunderbar bleibt die Uebereinstimmung, womit sich diese entsetzliche Verrücktheit an so verschiedenen Orten wiederfindet; denn daß sie durch Zeitungsnachrichten oder Tradition irgend einer Art von dem Petersburger Pöbel unter die Bauern des platten Landes von Ungarn und von da nach Paris und Madrid gekommen sey, ist theils wegen der Kürze der Zeit (in Petersburg war der Aufstand am 8. Juli, in Pest am 25. Juli), theils wegen des für auswärtige Nachrichten isolirenden Bildungsgrades der hiebei betheiligten Volksklasse unwahrscheinlich. Jedenfalls wirft diese Erscheinung, wo sie vorkam, ein trübes Licht auf den Culturzustand der untern Volksklassen und auf den Grad ihres Vertrauens zu den in der socialen Hierarchie höher stehenden, ein Mißtrauen, das in der Geschichte der Cholera durch die kein Opfer scheuende Humanität der Regierungen und die beispiellose Wohlthätigkeit der wohlhabenderen Klassen eine glänzende Widerlegung erhielt. St. Petersburg war der erste Schauplatz dieser rasenden Thorheit; mehrere Aerzte fielen hier als Opfer der verblendeten Wuth des Pöbels, die nur die großartige Persönlichkeit des furchtlosen Monarchen zu bändigen vermochte. In Pesth sollen sich auch Studenten unter die „Nints Cholera“ rufenden Haufen gemischt haben; hier, so wie in Königsberg, Stettin, Breslau sehen die Behörden sich genöthigt, auf die Empörer feuern zu lassen. Die gräßlichsten Auftritte (nur vielleicht von den Schandscenen in Palermo überboten, über deren wahre Beweggründe aber sichere Nachrichten noch fehlen) ereigneten sich im Zipser und Zempliner Comitat des Königreichs Ungarn. Die schauderhafte, mit raffinirter Grausamkeit verübte Ermordung der Edelleute und Aerzte, ihrer Frauen und Kinder mußte durch militärische Exekutionen blutig gerächt werden. Hier gab die unglückselige Empfehlung des Chlors als Präservativ- und Desinfections-Mittels die nächste Veranlassung zu der wahnsinnigen Idee einer systematischen Vergiftung. Bei wem Chlorkalk gefunden wurde, der galt für einen Vergifter und war rettungslos verloren, denn die Bauern

glaubten, der Chlorkalk sey bestimmt, innerlich gegeben zu werden und hätten seine schädlichen Wirkungen durch Versuche an Hunden erprobt. In Paris war die Vergiftungsidee am meisten verbreitet, und ein französisches Journal gesteht euphemistisch, die Pariser hätten sich vorurtheilsvoller betragen, als die Bewohner irgend einer europäischen Hauptstadt. Ein panischer Schrecken herrschte in der ganzen Stadt: der Pöbel zitterte vor der Vergiftung, die Bürger vor dem Pöbel; mehrere der angeblichen Vergifter wurden in die Seine geworfen; die Unvorsichtigkeit des Präfekten, der, um das Volk zu beruhigen, in einer öffentlichen Bekanntmachung versicherte, man sey den Vergiftern auf der Spur, nährte den Wahn, statt ihn zu bekämpfen. Höchst unwahrscheinlich ist die Angabe, es seyen auf Anstiften politischer Fanatiker wirklich Leute vergiftet worden, um den Pöbel zum Aufruhr zu entflammen. Eine große Rolle bei den Cholera-Emeuten in Paris spielten auch die Chifonniers, deren auf den Unrath der Pariser Straßen basirtes Gewerbe durch die neuen umfassenden Reinigungsanstalten bedroht wurde. Charakterisch für den verschiedenen Volkscharakter war im Gegensatz zu diesen Auftritten die Ruhe Londons, und besonders schneidend der Contrast zwischen der französischen Deputirtenkammer, die beim Erscheinen der Cholera unaufhaltsam auseinanderstäubte, und dem brittischen Parlament, das zur Zeit der Epidemie mit würdevoller Haltung die Reformbill debattirte. In Madrid suchte der Pöbel die Vergifter in den Klöstern, und Mönche fielen hier als Opfer der von ihnen seit Jahrhunderten genährten Ignoranz und Rohheit der untern spanischen Volksklassen.

Um die verschiedenen Meinungen der Aerzte über das Wesen unserer räthselhaften Krankheit und über die ihr in den pathologischen und nosologischen Systemen anzuweisende Stelle richtig auffassen und würdigen zu können, bedarf der Leser einer etwas specielleren Auseinandersetzung der Symptome, welche die ausgebildete Cholera im Leben hervorbringt, und der Spuren, die sie im Leichnam zurücklässt. Wiederum aber sind zur Verständlichung einer solchen Skizze einige anatomische und physiologische Elementarnotizen nöthig, die, wenn sie einem Theil der Leser dieser Zeitschrift als bekannt vorausgesetzt werden können, und also trivial erscheinen müssen, dem größern Theil nicht unwillkommen seyn dürften.

Drei organiſche Syſteme ſind es hauptſächlich, die bei der Conſtruction des pathologiſchen Begriffs der Cholera in Betracht kommen, und auf deren primärem Ergriffenſeyn die drei Hauptanſichten von dem Weſen der Cholera beruhen, das Syſtem des ſympathiſchen Nerven oder Ganglienſyſtem, das Blutgefäßſyſtem oder vielmehr das Blut ſelbſt und die Schleimhaut des Nahrungskanals. Es iſt zwar unter den Laien, beſonders ſeit der thieriſche Magnetismus wieder mehr Aufſehen erregt hat, viel vom Ganglienſyſtem die Rede; indeß fehlt es ſo häufig an einem klaren Begriff von dieſen Organen, daß eine kurze Notiz darüber nicht überflüſſig erſcheint. Das Ganglienſyſtem liegt auf und zu beiden Seiten der Wirbelſäule im Hals, in der Bruſt und im Unterleib, und beſteht aus einer zahlreichen Menge von Nervenknoten und Nervenäſten, die theils dieſe Knoten untereinander verbinden und vielfach verſchlungene Geflechte bilden, theils von ihnen aus ſich an die Organe des vegetativen Lebens vertheilen. Was uns zunächſt hier intereſſirt, iſt, daß die Nerven des Herzens und die feinen Nervenzweige, welche die aus dem Herzen entſpringenden Blutgefäße bis in ihre feinſten Veräſtelungen begleiten, ſo wie die Nerven der Unterleibseingeweide, des Magens, Darmkanals, der Leber, der Nieren u. ſ. w. aus dieſen Knoten entſpringen. Es geht aus dieſer Anordnung hervor, daß die beiden Haupthebel des vegetativen Lebens, die Aſſimilation der Nahrungsſtoffe nebſt der Ausſcheidung des Unbrauchbaren, und die in den Lungen vor ſich gehende Verwandlung des venöſen in arterielles Blut mit der davon abhängenden Erzeugung der thieriſchen Wärme unter dem Einfluß dieſes Nervenſyſtems ſtehen, das man daher auch im Gegenſatz zu dem Gehirn und Rückenmark und dem aus ihnen entſpringenden Nervenſyſtem, das die animaliſchen Funktionen des Organismus, willkührliche Bewegung, Empfindung und Thätigkeit der Sinne vermittelt, das vegetative genannt hat. Erinnert man ſich bei Betrachtung des ſogleich zu ſchildernden Krankheitsbilds der Cholera an die mächtige und ausgebreitete Wirkſamkeit des Ganglienſyſtems, erwägt man ferner den Zuſtand des Bluts und ſeiner Circulation, endlich die ſo veränderten Funktionen der Darmſchleimhaut, ſo wird klar, daß dieſe drei Provinzen am auffallendſten bei der Seuche ergriffen ſind, und in dieſer dreifachen Richtung

ſpalten ſich auch die Meinungen der Aerzte über das eigentliche Weſen der Krankheit.

Da es für den Zweck dieſes Aufſatzes zu weit führen würde, die verſchiedenen Stufen und durch mancherlei Einflüſſe erzeugten Abarten des Uebels zu beſchreiben, ſo möge hier die eigener Anſchauung entnommene kurze Darſtellung der Krankheit genügen, wie ſie ſich in Fällen zeigt, welche die Aerzte exquiſite nennen. Der Ausbruch iſt bald plötzlich, beſonders am Anfang und Ende einer Epidemie, ohne alle Vorboten, bald gehen ihm Mattigkeit, Verſtimmung, mancherlei Verdauungsbeſchwerden, beſonders aber eine gewöhnliche wäſſrige Diarrhöe, die aber noch nicht die eigenthümlichen Choleraſtoffe zeigt, voran. Bricht die Krankheit wirklich aus, ſo entſteht Diarrhöe und Erbrechen von einer weißgrauen flockigen, faſt geruchloſen, höchſtens wie Fleiſchwaſſer riechenden Flüſſigkeit. Sobald dieſe eigenthümlichen Ausleerungen erſcheinen, iſt die Cholera ausgebildet, ſind ſie anders beſchaffen, ſo verdient die Krankheit, wären die übrige Zufälle auch noch ſo heftig, nicht den Namen der orientaliſchen Cholera. Während dieſer Ausleerungen, die leicht, ohne Würgen und Zwang und meiſtens ganz ſchmerzlos vor ſich gehen, ſtellen ſich Druck in der Magengegend, große Abgeſchlagenheit und Angſt ein, heftige Krämpfe in den Waden quälen den Kranken, der ſich unruhig umherwirft; die Temperatur der Extremitäten nimmt immer mehr ab, ſie werden endlich marmorkalt und ſtellenweiſe dunkelblau gefärbt, die Haut iſt welk und trocken, die Fingerſpitzen runzeln ſich, die Nägel ſind blau, auch das Geſicht, beſonders Kinn, Lippen und Zunge werden kalt. Der Puls wird immer kleiner, ohne ſchneller zu werden, und verſchwindet auf der Höhe der Krankheit ganz. Die Stimme iſt lautlos und heißer, das Geſicht entſtellt ſich, die Augen ſind tief in ihre Höhlen zurückgeſunken, von breiten blauen Ringen umgeben; der Augapfel etwas nach oben gerichtet, halb von dem obern Auglied bedeckt; eine ſtumpfe Gleichgültigkeit in dem ſtieren, glanzloſen Blick, die Geſichtsfarbe erdfahl, die Wangen eingeſunken, die Backenknochen hervortretend. Phyſiognomien, die nach einem Typus gebildet, aber ſonſt in geſunden Tagen ſehr verſchieden ſind, bekommen eine auffallende Aehnlichkeit mit einander, was Ref. beſonders bei Kranken ſlaviſchen Stammes auffiel. Die Urin-Excretion hört ganz auf, ſelbſt bei mehrtägiger Dauer der Krankheit,

ohne daß Blasenbeschwerden entstehen, denn es wird, wie die Sektionen zeigen, gar kein Urin in den Nieren abgesondert. Der Appetit ist völlig verschwunden; kein Cholerakranker verlangt zu essen, aber alle haben ein unbändiges Verlangen nach kaltem Getränk. Das Bewußtseyn ist nicht gestört, der Cholerakranke behält es bis zum Tode, er verfällt wohl in eine Art von stupider Apathie, aus der er aber immer leicht zu erwecken ist. Nur beim Uebergang in den Cholera-Typhus stellen sich Delirien ein. Das Gefühl von Schwäche und Mattigkeit ist sehr groß, indessen gibt es doch Kranke, die wenige Minuten vor dem Tode sich noch aufzurichten vermögen. Läßt man bei völlig ausgebildeter Krankheit zur Ader, so erhält man nur mit großer Mühe durch Herausstreichen eine geringe Menge schwarzen, dicken, kühlen Blutes. Die Dauer dieses Höhezustandes der Krankheit ist von zwei Stunden bis zu zwei Tagen, selten länger. Geht sie in Genesung über, so wird die Haut warm, weich; nicht immer zeigt sich Schweiß; die Ausleerungen werden mit Galle gefärbt, die Urinabsonderung tritt wieder ein, der Puls hebt sich, die Augen werden lebhafter, treten aus ihren Höhlen hervor; die Stimme wird natürlich, die Krämpfe hören auf, der Kranke bekommt Appetit und erholt sich häufig äußerst rasch. Die hier angegebenen guten Zeichen begründen natürlich eine günstige Prognose. Letztere ist auch im Anfang der Krankheit, wenn Verboten da sind, und der Arzt zeitig gerufen wird, immer günstig. Bei wirklich ausgebrochener Krankheit ist sie immer höchst zweifelhaft, aber fast unter keinen Umständen absolut letal zu stellen. Werden in den ersten paar Stunden nach angefangener Behandlung die Kranken nicht schlechter, so werden sie meistens gerettet. Schlimme Zeichen sind ganz verschwundener Puls, kalte Zunge, sehr gerunzelte Finger, Mangel an Durst, Gefühl von Wohlbefinden. Sehr häufige Ausleerungen und starke Wadenkrämpfe sind nicht so gefährliche Zeichen, als man vielleicht denken möchte. Naht der Tod, so ist der Uebergang meist so unmerklich, daß der Moment, in welchem das Leben erlischt, nicht bestimmt werden kann; die Physiognomie des Opfers verändert sich nicht im geringsten, und Marmorkälte und Pulslosigkeit sind ja schon längst eingetreten. Es ist dem Schreiber dieses im Hospitale öfters wiederfahren, während er mit andern Kranken beschäftigt gewesen war, an ein kaum verlassenes Bett zurückzukehren und

seine Frage — an eine Leiche zu richten. Die Leichen gehen rasch in eine ungewöhnlich starke und lang anhaltende Erstarrung über, behalten meistens die oft seltsame Stellung, die der Kranke im Augenblick des Sterbens gehabt; sie zeigen, wie gesagt, noch immer die eigenthümliche Physiognomie, die blaue Marmorirung der Extremitäten, und die runzlichen, abgeplatteten Fingerspitzen. Nicht selten zeigen sich Muskelzuckungen noch nach dem Tode; auch sind Fälle von Scheintod nach Cholera beobachtet worden.

Der Erfund der Untersuchung mit dem anatomischen Messer läßt sich kurz zusammenfassen, da die feineren Nüancen desselben theils unwesentlich, theils dem Nichtanatomen unverständlich sind. Die Geringfügigkeit seiner Resultate muß den Laien überraschen, der bei einer so fürchterlichen Krankheit auch entsprechende innere Zerstörungen sich vermuthen muß. Ueberfüllung sämmtlicher Eingeweide, des Gehirns, des Rückenmarks, des Herzens, der Lungen, der Leber u. s. w., besonders in ihren größeren Gefäßen, mit dem dickflüssigen, syrupartigen Cholerablut, das in einzelnen Fällen Luftblasen enthält, schwächere oder stärkere Röthung der Magen- und Darmschleimhaut, und starke Entwickelung ihrer absondernden Drüschen, Ueberfüllung des Magens und Darmkanals mit den eigenthümlichen Choleraſtoffen, die Gallenblase von vieler Galle ausgedehnt, die Harnblase fest zusammengezogen und leer, das ist so ziemlich alles, was die Choleraleichen charakterisirt. Von einer Verschließung der Gallengänge, die man wegen der mangelnden Gallenergießung in den Darmkanal vermuthete, von krankhafter Veränderung der Ganglien keine Spur.

Dies sind die pathologischen und anatomischen Hieroglyphen, aus welchen nun die Theorie das eigentliche Wesen der Cholera und ihre Stellung zu den bereits bekannten Krankheiten entziffern soll. Wie über alle Kapitel des seltsamen Problems, waren auch über dieses die Meinungen um so getheilter, als bei dieser scheinbar nur theoretischen Frage sich der Spekulation ein weites Feld eröffnete; ich sage, nur scheinbar theoretischen, weil man freilich erwarten dürfte, daß die Bestimmung des Wesens der Krankheit auf eine rationelle Behandlung derselben den größten Einfluß hätte üben müssen. Indessen ist dies nicht immer der Fall. Gar mancher Theoretiker vergißt am Krankenbett seine spekulativen

Vorausſetzungen und rettet gegen ſeine eigene theoretiſche Ueberzeugung ſeinen Kranken. Man kann die aufgeſtellten verſchiedenen pathologiſchen Anſichten über das Weſen der Cholera in zwei Abtheilungen bringen: in der erſten wird ſie als analog mit ſchon bekannten Krankheiten, und als eine nur durch beſondere Umſtände, vorzüglich ihren epidemiſchen Charakter hervorgebrachte Steigerung derſelben betrachtet, nach der andern Anſicht iſt eine ſolche Verwandtſchaft nicht nachzuweiſen, die Cholera als ein ens sui generis anzuſehen, und nur aus ſich ſelbſt zu erklären. Zwei Krankheiten hauptſächlich waren es, deren Analogie mit unſerer Seuche hervorgehoben wurde: die gewöhnliche, unter dem Namen Brechruhr bekannte, bei uns in den heißen Sommermonaten ſich ſo häufig zeigende ſporadiſche Cholera, von der die Weltſeuche ihren Namen geliehen hat, und das Wechſelfieber. Bei der erſten waren Namen und manche Erſcheinungen in intenſiven Fällen zur Vergleichung verführeriſch genug; indeſſen hätte, wenn von Namen die Rede iſt, ſchon die ſynonyme Benennung Gallenruhr aufmerkſam machen ſollen, daß ein Uebel, in welchem galligte Ausleerungen das hauptſächlichſte Leiden bilden, mit einer Krankheit nicht identiſch ſeyn könne, in der das Fehlen der Galle charakteriſtiſch iſt. Die Analogie mit dem kalten Fieber fand man begründet durch das miasmatiſche Entſtehen beider Krankheiten (wovon ſpäter), durch die Aehnlichkeit der Erſcheinungen mit der Cholera bei manchen perniciöſen Wechſelfiebern, die ſchon im erſten Anfall, und zwar im Froſtſtadium, tödten, durch das Ergriffenſeyn des Ganglienſyſtems bei beiden und durch ähnliche Ergebniſſe der Sektion bei in einem perniciöſen Wechſelfieberanfall Geſtorbenen, blaue Färbung der Haut, Ueberfüllung des Herzens und anderer Organe mit ſchwarzem Blut u. ſ. w. Allein das Entſtehen aus einer Quelle, dem mehr oder weniger intenſiven Miasma, abgeſehen davon, daß das ätiologiſche Moment hier nicht entſcheidet, kann eine Identität um ſo weniger beweiſen, als ja auch andere unter ſich verſchiedene Krankheiten aus einem und demſelben deleteren Stoff entſtehen können, wie Petechialtyphus und Hoſpitalbrand aus dem in überfüllten Hoſpitälern ſich bildenden Miasma; das Leiden der Ganglien iſt noch vielen andern Krankheiten eigen, und der Uebereinſtimmung in einzelnen Symptomen der Krankheit und des Leichenerfunds ſtehen eben ſo viele gegenüber, die eine totale

Verschiedenheit beurkunden. Beide hier angeführte Meinungen, deren letztere indessen manche bedeutende Namen unter ihren Anhängern zählte, sind so ziemlich verlassen. Entsagt man diesen Analogien und sucht die Cholera als eine eigenthümliche Erscheinung aus ihren Symptomen zu erklären, so nehmen vorzugsweise zwei Reihen von Erscheinungen die Reflexion in Anspruch, nämlich einestheils die Veränderungen im Blutsystem, die mangelnde Oxydation, d. h. die gehinderte Verwandlung des venösen Bluts in arterielles, also das Vorhandenseyn schwarzen Bluts auch in den Arterien und die daher rührende Kälte und Leblosigkeit der Haut, das durch den Collapsus des Zellgewebs hervorgebrachte Verschwinden des Lebensturgors und das Aufhören des Pulses in den peripherischen Arterien, anderntheils die Aussonderung der eigenthümlichen Cholerastoffe auf der Magen- und Darmschleimhaut mit Aufhören ihrer gewöhnlichen Secretionen und der Nierensecretion und Zurückhaltung der Galle in der Gallenblase. Die Oxydation des Bluts und die davon abhängige Erzeugung der thierischen Wärme, so wie die Secretionen der thierischen Stoffe stehen, wie oben bemerkt, unter der Herrschaft des Gangliensystems, und der Gedanke lag daher sehr nahe, das die Cholera erzeugende Princip, das Miasma, wirke als lähmendes oder alterirendes Gift auf dieses System, und das primäre Erkranken der Ganglien bringe dann consecutiv die übrigen Erscheinungen hervor, und in der That hat diese Ansicht geistreiche und gewichtige Anhänger gefunden. Indessen findet sich hier die Schwierigkeit, daß der höchst active Prozeß der Ausscheidung der krankhaften Produkte auf die Darmschleimhaut durch bloßes Aufheben des Nerveneinflusses unerklärt bleibt, man müßte denn annehmen, daß die eigenthümliche Verstimmung der Nerven in verschiedenen Theilen eine verschiedene sey. Ueberdies müßten einzelne Theile des sympathischen Nervens weniger afficirt seyn, als andere; denn die Galle wird unstreitig während der Krankheit immerfort abgesondert; sie ergießt sich nur nicht in den Darmkanal, weil der die Endigungen der Gallengänge zu dieser Ergießung reizende Speisenbrei fehlt. Man glaubte daher der Wahrheit näher zu kommen, wenn man die primäre Erkrankung im Blute suchte, von dem unbestrittenen Satz ausgehend, daß ohne die belebende Einwirkung eines normal beschaffenen Bluts eine Nervenwirksamkeit nicht denkbar, das Leiden des Nervensystems

also von dem des Bluts herzuleiten sey. Nach dieser Ansicht wirkt das Choleramiasma in der Art zersetzend auf das Blut ein, daß ein Theil desselben in den bekannten Choleraausleerungen ausgestoßen werde, ein anderer in den Gefäßen zurückbleibe, aber durch diese Scheidung nicht mehr fähig sey, als Lebensprinzip zu wirken. Diese Annahme scheint Ref. die wahrscheinlichste; man kann den Einwurf machen, warum ein so beschaffenes Blut nicht ebenso depotenzirend auf das animalsche Nervensystem, Gehirn und Rükkenmark wirke; allein da es hier an Analogien mangelt, so ist eine solche gleichartige Wirkung wenigstens kein physiologisches Postulat. Eine dritte Meinung ist, daß das Choleraagens direkt auf Magen und Darmkanal wirke, und diese dadurch in einen Reizungszustand gerathen, in Folge dessen sie das bekannte Krankheitsprodukt absondern. Es ist aber nicht klar, wie diese krankhafte Absonderung die fast gleichzeitig mit ihr auftretende Veränderung im Blute herbeiführen solle. Die neufranzösische Schule sah in der Cholera, wie überall, Entzündung, wogegen sich nichts einwenden läßt, da sie mit diesem Wort einen viel vageren Begriff verbindet, als die deutschen Pathologen. Endlich die schon von den englischen Aerzten in Ostindien aufgestellte Behauptung, der Hauptgrund aller krankhaften Erscheinungen in der Cholera liege in der mangelnden Gallenabsonderung, wodurch schädliche Stoffe im Blut zurückgehalten werden, ist nicht haltbar, da, wie schon bemerkt, nicht die Gallenabsonderung, sondern nur die Ergießung derselben in den Darmkanal aufgehoben ist.

Dies sind in flüchtigen Umrissen, wie sie dem gebildeten Nichtarzt verständlich seyn können, die Hauptversuche der Wissenschaft, sich die Natur dieser räthselhaften Krankheit zu erklären, und es ist um so weniger zu verwundern, wenn ihr Resultat nicht befriedigend ist, als die Theorie so vieler anderer, besonders epidemischer, Krankheiten bis jetzt eben so dunkel geblieben ist, ohne daß jedoch die Wissenschaft, die homöopathische Schule ausgenommen, die überhaupt vom Wesen der Krankheiten nichts wissen will, der Hoffnung entsagt hätte, der Lösung des Problems näher zu kommen.

Jetzt, da die Erscheinungen der Krankheit im einzelnen Organismus erörtert sind, ist die nächste so natürliche und doch so schwer zu beantwortende Frage, woher entsteht aber diese Seuche? welches sind die ursächlichen Bedingungen ihrer Verbreitung? pflanzt sie sich

von einem Land, von einem Ort, von einem Organismus auf den andern fort? oder entſteht ſie in jedem immer wieder aufs Neue? Dies ſind die Lebensfragen, die der Arzt jetzt nicht mehr allein ſich ſelber ſtellt; er tritt hier aus dem Kreiſe ſeiner perſönlichen wiſſenſchaftlichen Verantwortlichkeit heraus; die Staatsgewalt richtet dieſe Fragen an ihn, um nach ihrer Beantwortung über Maßregeln zu entſcheiden, die in das Wohl der Völker aufs Tiefſte eingreifen. Um den über die Art und Weiſe der Fortpflanzung der Cholera mit Erbitterung geführten Streit richtig aufzufaſſen, iſt es nothwendig, ſich einige pathologiſche Begriffe, die dabei von weſentlichem Einfluß ſind, klar zu machen. Ein Contagium, Anſteckungsſtoff, iſt das Produkt eines erkrankten Körpers, das in einem andern Körper dieſelbe Krankheit erzeugt, ſich damit ſelbſt reproducirt und wieder auf einen Dritten übergetragen werden kann, und ſo fort in einer unendlichen Reihe. Die Contagien zerfallen in fixe, die an einen palpabeln Stoff gebunden ſind, wie der Pockeneiter bei den Menſchenblattern, und in flüchtige, die gasförmig ſind, wie beim anſteckenden Nervenfieber. Miasmen dagegen nennt man eigenthümliche, meiſt durch Zerſetzung organiſcher Körper erzeugte Stoffe in der Atmoſphäre oder wenigſtens Veränderungen der atmoſphäriſchen Miſchungsverhältniſſe, welche Krankheiten erzeugen, ohne ſich ſelbſt in dem erkrankten Organismus zu reproduciren, wiewohl ſie ihm die Fähigkeit mittheilen können, ein Contagium zu erzeugen. Z. B. das Sumpfmiasma erzeugt Wechſelfieber, die ſich dann weiter nicht von einem Körper auf den andern fortpflanzen. Das Miasma des in den untern Schiffsräumen faulenden Waſſers erzeugt das gelbe Fieber, das ſich auch nicht weiter von einem Kranken zum andern überträgt; die verdorbene Luft in Hoſpitälern erzeugt den Petechialtyphus; hier bildet ſich aber ein Contagium, das die Krankheit auch auf ſolche Individuen, die der urſprünglichen Einwirkung des Hoſpitalmiasmas entrückt ſind, übertragen kann. Es iſt von ſelbſt klar, daß bei der contagiöſen Verbreitung einer Krankheit die Entfernung von dem Herd der Anſteckung, d. h. den erkrankten Körpern vor der Mittheilung des Krankheitsſtoffes ſchützen müſſe, daß dagegen bei der miasmatiſchen Erzeugung ein größerer oder kleinerer Bezirk der Atmoſphäre den Anſteckungsherd bilde, und hier die Vermeidung der Berührung mit demſelben um ſo ſchwieriger ſeyn müſſe,

je größer dieser Kreis ist und je weniger sich seine Ausdehnung bemessen läßt. Es ist hier nicht der Ort, die verschiedenen Ansteckungstheorien zu erörtern, noch alle verschiedene Modificationen der Contagien aufzuzählen, es kommt hier nur noch in Betracht, daß einige derselben, wie z. B. das Pestcontagium, notorisch die Eigenschaft besitzen, an leblosen Körpern zu haften, so daß sie mit ihnen von einem Ort zum andern getragen werden und nach längerer oder kürzerer Zeit, mit einem lebenden Organismus in Berührung gebracht, in ihm keimen und sich reproduciren können. Man nennt sie verschleppbare Contagien.

Daß die Cholera sich in Indien ursprünglich aus den sumpfigen Dünsten des Gangesthals miasmatisch entwickelt habe, läugnen auch die eifrigsten Contagionisten nicht (denn einmal muß freilich jedes Contagium durch spontane Zeugung entstanden seyn), nur behaupten sie, in ihrer fernern Verbreitung durch Asien und nach Europa habe sie sich durch ein Contagium fortgepflanzt. Der Streit fing schon unter den englischen Aerzten der ostindischen Compagnie an; während die Aerzte des Generalgouvernements Bombay und Madras mehr für die Contagiosität waren, stimmten die des Gouvernements Bengalen, namentlich der ausgezeichnete Annesley dagegen. Die Contagionisten führten für ihre Meinung folgende Gründe an: Erkranken von Aerzten und Krankenwärtern, Erkranken mehrerer Glieder einer Familie, den Ausbruch der Cholera unter Truppenabtheilungen, nachdem kurz zuvor Detachements von andern Regimentern, unter welchen die Krankheit vorher geherrscht hatte, angekommen waren; die Erscheinung der Krankheit auf der Insel Mauritius (Isle de France) nach der Ankunft eines Schiffes von Ceylon, wo die Cholera herrschte. Dagegen wendeten die Nichtcontagionisten die verhältnißmäßig wirklich äußerst geringe Anzahl von befallenen Aerzten und Krankenwärtern ein, ungeachtet sie vermöge ihres beschwerlichen, sie besonders nächtlichen Erkältungen aussetzenden Dienstes für die Einwirkung des Miasmas besonders empfänglich seyn mußten, woraus sich die wenigen vorgekommenen Fälle hinreichend erklären lassen; beim Befallen mehrerer Familienmitglieder geschah dies gewöhnlich zugleich oder beinahe zugleich, so daß an eine gegenseitige Ansteckung nicht zu denken war, und auch bei successiven Erkrankungen mußte man die für die Aufnahme des Miasmas notorisch günstigen deprimirenden

Gemüthsaffekte bei dem Tode geliebter Angehörigen berücksichtigen; besonders beweisend schien ihnen das Aufhören der Krankheit bei Truppen, sobald sie eine höher gelegene Stellung einnahmen, oder eingeschifft und also dem Bereich des Miasmas entrückt wurden; die Thatsache der Einschleppung der Krankheit auf der Insel Mauritius wurde in Zweifel gezogen, und wirklich hatten sich nach den wahrscheinlichsten Angaben schon mehrere Wochen vor der Ankunft des Schiffes Cholerafälle auf der Insel gezeigt. Endlich galten den Miasmatikern als Hauptargumente für ihre Meinung die launenhaften Sprünge der Krankheit von oft sehr entfernten Orten zu andern, während die dazwischen liegenden, in eben so großem Verkehr mit den befallenen stehenden Distrikte frei blieben; eine Thatsache, die sich in Europa so vielfach wiederholt hat, und die große Anzahl von Individuen, die in verschiedenen Theilen einer Stadt plötzlich und zu gleicher Zeit befallen wurden, so wie die oft unbegreiflich schnelle Abnahme der Krankheit, nachdem sie in wenigen Tagen große Verheerungen angerichtet hatte. In den ostindischen Hospitälern wurden die Cholerakranken von den andern Kranken nicht getrennt, und doch wurden wenige Fälle bekannt, daß diese von der Cholera befallen worden wären.

Ungefähr dieselben Gründe für und gegen die Ansteckung wurden in Rußland und später von den Aerzten aller übrigen europäischen Länder angeführt. Angebliche Einschleppungen von einem Ort zum andern wurden zwar in zahlreichen Fällen erzählt, waren aber bei näherer Untersuchung nie bestimmt zu beweisen, wie z. B. bei der neuesten Münchner Epidemie nach den officiellen Berichten durchaus keine Einschleppung nachzuweisen war. In Europa kam aber den Nichtcontagionisten ein sehr bedeutender Umstand zu statten, nämlich die Thatsache, daß die sorgfältigsten, gegen die Ansteckung gerichteten Anstalten, Häusersperren, Umzingelung befallener Orte, Quarantänen und Militärcordons durchaus nichts gegen die Verbreitung der Krankheit vermochten. Es war der neuesten Zeit vorbehalten, durch einen unzweifelhaften Fall die Möglichkeit der Contagion zu beweisen, ein Fall, der in seiner Unbestreitbarkeit vielleicht einzig in der Geschichte der Cholera dasteht. Der griechische General Miaulis verließ München zur Zeit der dort herrschenden Epidemie, die wenige Tage zuvor auch seinen Landsmann Mauromichalis weggerafft hatte. Schon bei seiner

Abreise hatte er an Diarrhöe gelitten, in dem fränkischen Städtchen Uffenheim bei Würzburg wurde er von der heftigsten Form der Cholera befallen und erlag ihr in kurzer Zeit. Zwischen München und Uffenheim war nirgends die Cholera herrschend; dennoch starb kurze Zeit nachher einer der Wärter des Generals und nach ihm noch zwei Personen in Uffenheim an der Cholera, ohne daß sich die Seuche weiter verbreitete. Hier ist eine so isolirte, sich auf so wenige Personen beschränkende, mit der Anwesenheit des kranken Miaulis nur zufällig zusammentreffende miasmatische Entwicklung der Krankheit zwar denkbar, aber doch im höchsten Grade unwahrscheinlich. Diese Thatsache überzeugte auch Ref., der bis dahin nach seinen eigenen Beobachtungen und nach unparteiischer Erwägung fremder Erfahrungen nicht an die Contagiosität der Cholera geglaubt hatte, wenigstens von der Möglichkeit der Ansteckung in einzelnen seltenen Fällen. Aber eben, daß die Seuche im angegebenen Fall nicht weiter schritt, beweist, zusammengenommen mit den früher angeführten Thatsachen, daß sie sich auf diese Weise im Großen nicht verbreiten kann, daß also diese Thatsache in Beziehung auf zu treffende Anstalten durchaus keinen praktischen Werth habe, sondern für eine in wissenschaftlicher Beziehung allerdings höchst interessante Ausnahme gelten müsse.

Der Leser wird Ref. nach Anführung der Uffenheimer Geschichte wohl erlassen, ihn mit den scharfsinnigen Reflexionen zu unterhalten, womit man die Unmöglichkeit der Entwickelung eines Choleracontagiums theoretisch aus der Natur der Krankheit beweisen wollte; eben so wenig würden den der medicinischen Literatur Unkundigen die Namen der Contagionisten und Anticontagionisten interessiren; merkwürdig aber und in ihrer Art beweisend ist die Erscheinung, daß die meisten Aerzte, ehe sie Krankheit sahen, Contagionisten waren, wenn sie aber eine Epidemie beobachtet hatten, Anticontagionisten geworden sind; so wie auch die vox populi vor dem Ausbruch der Cholera überall für, nach demselben gegen die Contagiosität war. Freilich hatte eine Bevölkerung, unter der die Cholera ausgebrochen war, zu ihrem eigenen Schaden die beste Gelegenheit, sich von den unermeßlichen Nachtheilen der anticontagionistischen Anstalten und ihrer völligen Nutzlosigkeit zu überzeugen. Als Endresultat aus den bis jetzt bekannt gewordenen

Thatsachen für und wider die Contagiosität möchten wohl folgende Sätze feststehen: Die Cholera kann ein Contagium erzeugen, das auf Gesunde übergetragen, in ihnen dieselbe Krankheit erzeugt, ist also einer persönlichen Mittheilung fähig, dieses findet aber nur in den seltensten Fällen statt, und geschieht nur unter bis jetzt unbekannten, besonders begünstigenden Umständen. Bedenkt man die unzähligen Fälle, in welchen bei genauester, vielfältigster Berührung, bei ununterbrochenem Athmen derselben Luft, die mit den Cholerakranken beschäftigten Personen nicht angesteckt wurden, ja daß selbst Theilen des Bettes, Einimpfen der Krankheitsstoffe sich unschädlich erwies, so muß man sich überzeugen, daß von allen bekannten ansteckend-epidemischen Krankheiten die Cholera die geringste ansteckende Kraft besitze. Sie pflanzt sich aber durch ein Miasma fort, von dessen Entstehung nachher die Rede seyn wird, und ist daher nicht absperrbar. Daß man diese Entstehungsart noch außer der seltenen Fortpflanzung durch ein Contagium annehmen müsse, dafür sprechen die wunderbaren Sprünge der Krankheit, ihr launenhaftes Wählen einzelner Orte mit Uebergehung anderer ohne Rücksicht auf größere oder geringere Communication mit bereits befallenen. So sprang sie von Berlin nach Magdeburg, von Wien nach Wels, von Sunderland nach Monate langer Dauer nach London, von London nach Paris, ohne die zwischenliegenden Orte zu befallen. Dafür sprechen ferner die schon oben berührten Erfahrungen, daß in den wenigsten Fällen Einschleppung nachweisbar ist, daß viele Personen, und solche, die erweislich mit keinen Kranken in Berührung gekommen sind, zu gleicher Zeit erkranken, daß sich die ganze Bevölkerung mehr oder weniger unwohl fühlt, was sich auch auf die Hausthiere erstreckt, endlich, daß an keinem Ort, wo die früher angeordnete Häusersperre aufgehoben wurde, sich deßwegen die Krankheit weiter verbreitet hat. Im Gegentheil sah Ref. im Jahr 1831 in einem Städtchen in preußisch Polen, wo die Häusersperre aufgehoben wurde, die viele Familien in die äußerste Noth versetzt hatte, unmittelbar nach Aufhebung derselben eine auffallende Abnahme der Epidemie. Die Cholera kann folglich zwar in einzelnen Fällen anstecken, verbreitet sich aber im Großen nicht durch Ansteckung und ist daher durch Sperrmaßregeln nicht aufzuhalten. Das Contagium scheint höchst flüchtiger Natur zu seyn, und die Ansicht, daß es an todten

Körpern hafte, und also durch Waaren verschleppt werde, ist auch von den eifrigsten Contagionisten längst aufgegeben. Was ist nun aber dieser die Cholera erzeugende Stoff, dieses Miasma, wie entsteht es und wie sind seine Wanderungen zu erklären? Hier gelangen wir in die dunkelste Region unseres Gegenstandes, und hier schwärmt auch im Finstern eine Schaar der sonderbarsten Hypothesen gleich seltsam gestalteten Fledermäusen umher. Man hatte die Erfahrung gemacht, die freilich später manche Ausnahme erleiden mußte, daß die Cholera sich längs der Flußgebiete verzweige und am Wasser stehende Wohnungen derselben mehr ausgesetzt seyen, und man suchte daher die Entwicklungsstelle des Miasmas theils in den Flüssen, theils in ihrer Umgegend. Im Jahr 1832 suchte man sich die Entstehung der Seuche durch die häufigen Ueberschwemmungen der Jahre 1829, 1830 und 1831 zu erklären, in Folge welcher in den Flußthälern eine ungewöhnliche Menge von Sumpfmiasma entwickelt worden sey, das dann in Verbindung mit der seit Jahren vorherrschenden gastrisch-nervösen Krankheits-Constitution die Cholera erzeugt habe. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese sogenannte Krankheits-Constitution, d. h. die seit bald zwei Jahrzehnten bestehende große Verbreitung der unter dem Namen Schleimfieber oder gastrische Nervenfieber bekannten bösartigen Fieber mit Darmgeschwüren und die Neigung anderer Krankheiten, sich mit diesen Fiebern zu compliciren, eine Prädisposition für die Cholera begründet habe; allein wenn das durch die Ueberschwemmungen erzeugte Sumpfmiasma die Krankheit hervorgebracht hätte, so hätten die so trockenen Jahrgänge 1834 und 1835 ihrer Verbreitung Einhalt thun müssen, während sie im Gegentheil im Jahr 1836 wieder eine ungeheure Ausdehnung gewann. Man ging nun vom Nassen zum Trocknen über, die Erde selbst sollte erkrankt seyn, und diese Krankheit sich nach unbekannten Gesetzen an ihrer Oberfläche verbreiten, überall, wo ein Theil des Erdkörpers erkranke, soll sich das Choleramiasma aus ihm entwickeln, und dies nannte man die tellurische Ansicht. Solche, denen ein selbstständiges Erkranken des Erdkörpers nicht annehmbar schien, suchten den Grund desselben in einer eigenthümlichen Störung seiner Verhältnisse zu den andern großen Weltkörpern, und dies nannte man die kosmische oder siderische Ansicht. Ueberfeine Beobachter wollten an verschiedenen Orten vor dem Ausbruch der Cholera Schaaren mikroskopisch-kleiner Insekten

in der Luft bemerkt haben, eine Art von malaria animata, und ſtatt der unermeßlichen Weltkörper wurde dieſen winzigen Thierchen die Schuld der Erzeugung der Seuche aufgebürdet; man könnte dieſe Anſicht die animaliſche oder die infuſoriſche nennen. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dieſe zum Theil ſpaßhaft klingenden Hypotheſen alle verlaſſen ſind, und daß man bei der einfachen Annahme einer progreſſiven, nach unbekannten Geſetzen ſich fortpflanzenden Luftverderbniß ſtehen geblieben iſt. Eine Analogie hiefür findet ſich in der Verbreitungsart des unter dem Namen der Grippe in den letzten Jahren allgemein bekannt gewordenen epidemiſchen Catarrhs, nur daß dieſer ſich durch die reißende Schnelligkeit ſeiner Verbreitung auszeichnet. Leider iſt es aber bis jetzt den Bemühungen der analytiſchen Chemie und der Phyſik nicht gelungen, nachzuweiſen, in was dieſe Veränderung der Miſchung oder der phyſikaliſchen Verhältniſſe der Atmoſphäre beſtehe, kein Wunder! haben ja bis jetzt die Chemiker auch in der den Sinnen fühlbar verdorbenen Luft eines mit Kranken vollgepfropften Hoſpitals oder eines überfüllten Theaters dieſelbe normale Miſchung von Sauerſtoff, Stickſtoff und kohlenſaurem Gas gefunden, wie in der 18,000 Fuß hoch über der Erde im Aëroſtat aufgefaßten Luft! Meteorologiſche Verhältniſſe, der Stand des Barometers, Thermometers, Hygrometers, der Zuſtand der Luft-Elektricität, die Winde haben nach Vergleichung der zahlreich angeſtellten Beobachtungen keinen Einfluß auf den Stand der Krankheit, und glaubte man auch von Zeit zu Zeit ein Geſetz aufgefunden zu haben, ſo wurde es durch neuere Erfahrungen immer bald wieder umgeſtoßen. Eben ſo wenig kümmert ſich die Cholera um klimatiſche Verhältniſſe, Rußland und Oſtindien, Norwegen und Sicilien boten ihren Keimen einen gleich fruchtbaren Boden, indeſſen ſcheint ſie tiefere Lagen und Flußthäler vorzugsweiſe zu lieben, und ſich im Sommer wenigſtens raſcher zu verbreiten, als im Winter.

Es wären nun zunächſt die Erfahrungen anzugeben, die man über die zur Aufnahme des Choleraagens, welchen Urſprungs es auch ſeyn möge, geneigt machenden Momente gemacht hat. Vor allem ſind als prädisponirend zu nennen: Störungen in der Verdauung, Neigung zu Durchfällen, Störungen in den Funktionen der Leber, daher Säufer, bei welchen die Leber ſo häufig leidet, vorzugsweiſe befallen werden, alle depotenzirende Einflüſſe, Ermattung,

Faſten (in Delhi herrſchte die Krankheit während des Ramazzans und ergriff viel mehr Mahomedaner als Hindus), vorausgegangene Krankheiten, beſonders Wechſelfieber und gaſtriſch-nervöſe Fieber, Furcht vor der Krankheit, Aufenthalt in dumpfen, überfüllten Wohnungen und Genuß ärmlicher, vorzugsweiſe vegetabiliſcher, beſonders kalter, ungekochter Nahrung. Das ſo gelinde Auftreten der Cholera in London möchte wohl der kräftigen Nahrungsweiſe des engliſchen Volks, wo auch der Aermſte der Fleiſchnahrung nicht entbehrt, zuzuſchreiben ſeyn, während die Hindus mit ihrem Reis, die Sicilianer mit ihren Waſſermelonen, die Irländer mit ihren Kartoffeln wie die Fliegen weggerafft wurden, ja die Verſchonung des ſüdweſtlichen Deutſchlands wollen einige den hier immer rauchenden Suppentöpfen zuſchreiben, während die niedern Volksklaſſen in Norddeutſchland, den ſlaviſchen Ländern und noch mehr im Süden Europas wenigſtens Abends und Morgens nur an kalte Speiſen gewöhnt ſind, wobei im Norden der Branntwein ſtatt der Suppe das erwärmende Prinzip bildet. Aus dieſen prädisponirenden Momenten geht hervor, welche Stände der Cholera hauptſächlich unterworfen ſeyn müſſen, wiewohl ein ſo mächtiger epidemiſcher Einfluß natürlich keinen Stand ganz unberührt gelaſſen hat. Schiffer, Hoſpitaliten, Gefangene, Sträflinge, Laſtträger, Taglöhner, Fuhrleute, Dienſtboten litten überall am meiſten. Bemerkenswerth und gegen die Ultra-Contagioniſten beweiſend iſt in allen Berichten, welche die verſchiedenen Stände der Erkrankten angeben, die geringe Anzahl von Medicinalperſonen. In Beziehung auf den prädisponirenden Einfluß des Lebensalters ergibt ſich aus der Vergleichung einer großen Anzahl von Sterbeliſten, daß das Alter von 30—65 Jahren und darüber der Krankheit am meiſten unterworfen iſt, vom dreißigſten Jahr aufwärts der Kindheit zu nimmt die Anlage ab und iſt am geringſten in den erſten Lebensjahren. Das Geſchlecht bietet in Beziehung auf größere oder geringere Anlage zur Krankheit nach der Mehrzahl der Sterbetabellen keine Verſchiedenheit dar. Schwangerſchaft ſchützt vor der Cholera nicht, eben ſo wenig hat ſich die von Einigen angeblich beobachtete Schutzkraft der Krätze, der Syphilis und anderer chroniſcher Krankheiten erwieſen. Zu dieſen prädisponirenden Momenten muß aber nur in den meiſten Fällen, um die Krankheit hervorzubringen, ein den Ausbruch zunächſt veranlaſſendes occaſionelles Moment hinzutreten. Gewiß iſt

dieſe bei keiner andern Epidemie ſo auffallende Thatſache die einzige beruhigende Seite, ich möchte ſagen, der einzige lichte Punkt in der Geſchichte der Cholera. Denn in was beſtehen dieſe Gelegenheitsurſachen, und wie leicht ſind ſie zu vermeiden! Erkältungen und grobe Diätfehler! — Erkältung bringt die Cholera ſelten für ſich allein hervor, mehr, wenn ſie ſich zu vorausgegangenen Diätfehlern geſellt, doch erzeugt Schlafen unter freiem Himmel nach Sonnenuntergang, beſonders auf durchnäßtem Boden, die Krankheit faſt gewiß, überhaupt iſt die Abendluft gefährlich; die bei weitem häufigſten Fälle aber entſtehen durch den Genuß zu fetter, ſaurer, blähender Speiſen in Verbindung mit ſchlechten, den Magen erkältenden Getränken, oder durch Schlemmerei, übermäßigen Genuß ſonſt an ſich nicht ſchädlicher Speiſen und Getränke.

Die Vorkehrungen der Medicinalpolizei gegen die Cholera zerfallen in zwei Hauptabtheilungen, Maßregeln, welche gegen die Verbreitung des Contagiums, und ſolche, welche gegen die Krankheit ſelbſt gerichtet ſind. Leider hat man beſonders in den erſten Jahren des Erſcheinens der Epidemie in Europa auf die erſtere zu viel Gewicht gelegt, und die evidenteſten Beiſpiele ihrer Nutzloſigkeit und Schädlichkeit haben andere Staaten nicht abgehalten, das mißliche Experiment immer wieder auf's Neue zu verſuchen. Da die Mehrzahl der engliſchen Aerzte in Oſtindien die Krankheit für nicht contagiös erklärten, auch die Meinung des Volks gegen die Contagioſität war, ſo ſah ſich die oſtindiſche Compagnie nicht veranlaßt, Sperrmaßregeln oder andere gegen die Verſchleppung des Contagiums gerichtete Einrichtungen zu treffen, in den andern aſiatiſchen Ländern, die von der Epidemie verheert wurden, war dies ohnehin nicht der Fall. Erſt in Rußland ſiegte die Meinung der Contagioniſten bei der Regierung, die einen energiſchen, aber vergeblichen Kampf mit dem Uebel unternahm. Beim erſten Ausbruch der Seuche wurde das caſanſche Gouvernement völlig geſperrt, der Uebertritt von Menſchen, Vieh und Waaren aus demſelben bei Todesſtrafe verboten. Die Grenzen wurden zuerſt nur durch von zwei zu zwei Werſte aufgeſtellten Pikets von Soldaten und Bauern bewacht. Da ſich indeſſen die Krankheit bald in viele Gouvernements verbreitete, und eine große zuſammenhängende Cordonslinie durch das ungeheure Reich zu ziehen unmöglich war, ſo wurden immer nur einzelne Bezirke und in denſelben einzelne Wohnungen

abgesperrt, namentlich befallene grösere Städte militärisch umzingelt. An den Grenzen der angesteckten Bezirke wurden Contumazanstalten errichtet, in welchen jeder Reisende einer strengen Quarantäne unterworfen wurde. Selbst der Kaiser Nicolaus unterwarf sich derselben bei seiner Rückkehr von Moskau. Auf der Straße von Moskau nach Petersburg wurden später sogar drei Quarantänen je von vierzehn Tagen errichtet, so daß man sechsundvierzig Tage zur Reise brauchte. Außerdem suchte man Petersburg, wie früher Moskau, durch eine zweifache, enggeschlossene Militärkette vor dem Eindringen des Contagiums zu schützen. Der Erfolg dieser Maßregeln ist bekannt:

Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

Uebrigens schritt die Krankheit nicht auf dem geraden Weg nach Petersburg fort, sie durchzog vorher die altpolnischen Provinzen und Liefland; als sie in Riga angelangt war, wurden alle Maßregeln verdoppelt, sechzig Tage sollte der Reisende von Riga nach Petersburg unterwegs in den Quarantänen verweilen, aber in dreißig Tagen war die Cholera in der Hauptstadt angelangt. Schon damals erhoben sich in Rußland gewichtige Stimmen gegen die Zweckmäßigkeit aller dieser Anstalten, allein die Contagionisten siegten, und auch die preußischen nach Rußland gesendeten Aerzte sprachen in ihren Berichten die Hoffnung aus, daß bei einer noch sorgfältigeren Durchführung derselben die Krankheit absperrbar seyn werde. Indessen wurde nach dem Petersburger Aufstand wenigstens der Hospitalzwang aufgehoben, die Kranken durften sich in ihren Wohnungen behandeln lassen, auch hatte schon im December 1830 die russische Regierung anerkannt, das Contagium hafte nicht an Waaren und die deßfallsigen Verordnungen aufgehoben, aber auch dieses Beispiel blieb unbeachtet, weil man glaubte, durch eine Steigerung aller vergeblich ergriffenen Maßregeln glücklicher zu seyn. Auch hatten natürlich gerade diese Maßregeln einen ungeheuren Schrecken verbreitet, und das ganze westliche Europa war überzeugt, die Krankheit besitze einen Grad von Contagiosität, wie keine andere. Die öffentliche Meinung war durch die ungewöhnlichen Anstrengungen, die man die Regierungen machen sah, im höchsten Grade im Sinn der contagionistischen Lehre aufgeregt, und riß hinwiederum die Regierungen zu immer strengeren Maßregeln fort.

So wurde von Mietau aus geklagt, durch die Läſſigkeit der Behörden ſey ganz Curland angeſteckt worden; ſo klagte ſpäter der Königsberger Magiſtrat, bei der Verproviantirung der ruſſiſchen Armee in Polen werden die Sanitätsvorſchriften nicht ſtreng genug beobachtet. Kein Wunder, daß die Regierung Preußens, das von ganz Europa ängſtlich als ſchützende Vormauer betrachtet wurde, noch überdies geſtützt auf die Anſicht einer ſeiner berühmteſten ärztlichen Autoritäten, den Kampf gegen das Contagium, von Rußlands Beiſpiel nicht abgeſchreckt, von neuem unternahm. In derſelben Lage befand ſich Oeſterreich, und ihm, hoffte man, ſollte ſein durch zweihundertjährigen Erfolg erprobtes Contumazſyſtem gegen die Peſt auch gegen den neuen Feind glücken. Was die Contagioniſten auch ſagen mögen, die zur Unterſtützung ihrer Meinung immer an der Vollkommenheit der getroffenen Maßregeln zu mäkeln wiſſen, die preußiſchen anticontagioniſtiſchen Anſtalten, die Ref. aus eigener Anſchauung kennt, und als Nichtpreuße und Nichtcontagioniſt unparteiiſch würdigen konnte, waren mit großer Umſicht getroffen, und wurden wenigſtens bis zu dem Zeitpunkt, wo die Ueberzeugung von ihrer Nutzloſigkeit durch die Erfahrung Platz gewann und auch auf die Ausführung erlahmend wirkte, mit Energie und ſtrenger Conſequenz durchgeführt. Vor allem wurde den großen Gränzcordons vorgeworfen, der zu ſchützende Bezirk ſey durch ſie nicht vollſtändig und genau genug abgeſperrt worden; man kann freilich Grenzen, wie die preußiſche, von der Oſtſee bis zur Südſpitze Schleſiens nicht hermetiſch verſchließen, aber es iſt nicht abzuſehen, was in der Sache mehr gethan werden ſoll, als die preußiſchen Cordons ausgeführt haben. Längs der ganzen Linie des Cordons waren nur gewiſſe Uebergangspunkte geſtattet, an den Flüſſen (die man vorzugsweiſe zu Cordonsgrenzen wählte) nur auf den Brücken und den königlichen Fähren, dagegen an allen übrigen noch ſo unbedeutenden Uebergangswegen Poſten aufgeſtellt, um den Uebertritt zu verwehren, und an den Flüſſen die Privaten angehörigen Fahrzeuge alle auf das Ufer, auf welchem die Beobachtungslinie ſich befand, gebracht, militäriſch bewacht, und nur unter Aufſicht zum Wirthſchaftsgebrauch, unter keiner Bedingung aber zum Ueberſetzen von Reiſenden und Frachten freigegeben. So lange der Cordon nur eine Beobachtungslinie bildete, wurde der Uebergang an den bezeichneten Punkten bei Vorzeigung vorſchriftsmäßiger Geſundheitspäſſe geſtattet, verdächtige

Personen wurden zurückgewiesen oder in die Contumazanstalt gebracht. Verwandelte sich die Beobachtungslinie in eine Sperrlinie, so mußten alle Reisenden an den Uebergangspunkten gleich in Contumaz treten, und Contumaz und Uebertrittspunkt war also hier eins und dasselbe. Eine dichte Postenkette bewachte diese wo möglich immer längs der Flüsse aufgestellte Linie, und zwischen den Posten waren Infanterie- und Kavallerie-Patrouillen in beständiger Bewegung. In den Sperrlinien hatten die Truppen scharf geladen und Befehl, im äußersten Fall von ihren Waffen Gebrauch zu machen. Die Contumazanstalten wurden streng gehandhabt und die detaillirtesten Vorsichtsmaßregeln zur Vermeidung der Berührung der Contumazisten mit außerhalb der Contumazen befindlichen Personen getroffen. In den befallenen Ortschaften wurden Anfangs die inficirten Wohnungen streng gesperrt und bewacht, die mit den Kranken schon in Berührung gewesenen Personen als verdächtig betrachtet und in Contumaz gesetzt, die Angehörigen der Kranken von ihnen getrennt, und letztern eigens aufgestellte sogenannte Schutzdiener und Wärter beigegeben. Der Schutzdiener vermittelte den Verkehr der Abgesperrten mit der Außenwelt. Sein eigener Verkehr mit den Kranken und Wärtern sollte nach einem eigenen Kunstausdruck „rastellmäßig," d. h. ohne unmittelbare Berührung mit denselben geschehen. Ein solches improvisirtes Rastell (in den Contumazanstalten waren sie natürlich besser eingerichtet) bestand in einem am Eingang des abgesperrten Lokals angebrachten Tisch oder einer Bank, auf welche, wenn der Schutzdiener seine Anwesenheit durch ein Zeichen zu erkennen gegeben hatte, von dem Wächter der Bestellzettel gelegt wurde, das Geld sollte er in ein mit Essig gefülltes Geschirr werfen. Der Schutzdiener mußte den Bestellzettel mit einer Zange fassen, ihn mit Chlorgas durchräuchern und in einer verschlossenen Schachtel in das Lokal der Schutzcommission bringen, wo er einer nochmaligen Desinfektion unterworfen wurde. Ebenso brachte er die bestellten Gegenstände wieder zurück. Aerzte und Geistliche sollten bei ihrer Anwesenheit über ihrer Kleidung einen Mantel von Wachstaffet tragen und sich bei ihrem Austritt durch Essigwaschungen und Chlorräucherungen desinficiren. Der Transport der Kranken in die öffentlichen Heilanstalten geschah in verdeckten Tragkörben von eigenen mit einer Kleidung von schwarzer Glanzleinwand versehenen Personen, unter Vortritt eines Polizeibeamten, um jede Berührung zu verhindern;

die Heilanstalten waren mit Militärwachen cernirt, ihre Verbindung mit der Stadt rastellmäßig eingerichtet, die Genesenen wurden in einem eigenen Lokale einer zwanzigtägigen Contumaz unterworfen und nur nach vorausgegangener Desinfection entlassen. Dieselben Vorsichtsmaßregeln, wie beim Krankentransport wurden beim Transport der Leichen und bei der Beerdigung beobachtet. Was diese inneren Sperrmaßregeln betrifft, so überzeugte man sich indessen in jeder befallenen Stadt bald von ihrer Grausamkeit, Nutzlosigkeit und Unausführbarkeit, sie wurden zum Theil mit Recht lächerlich gemacht und nach und nach allgemein verlassen, und überall bemerkte man nach ihrer Aufhebung keine schnellere Verbreitung der Krankheit, sondern meistens eine auffallende Abnahme, natürlich, da die Hemmung alles Verkehrs Elend aller Art und hiemit die Grundbedingung neuer Erkrankungen erzeugt hatte. Zuletzt erst entsagte man den unglaublich vervielfältigten Desinfectionen von Menschen und Waaren mit Chlor, nachdem eine Menge von Waaren durch die Räucherungen und Waschungen verdorben waren, und die Lungen des mit dieser Procedur beschäftigten Personals und der ihr unterworfenen Contumazisten von den Chlordämpfen so vieles hatten leiden müssen. Wie nutzlos und verkehrt die meisten dieser sogenannten Desinfectionen waren, davon nur ein Beispiel. Briefe wurden bekanntlich durchstochen und in einem eigenen Kasten mit Chlor durchräuchert, allein man kann sich leicht durch den Versuch eines in den Brief gelegten für Chlor empfindlichen Reagens überzeugen, daß auf diese Weise gar kein Chlor in das Innere des Briefs dringt, demungeachtet wurde diese Procedur mit Hunderttausenden von Briefen immer wiederholt. Die dem Chlor zugeschriebene desinficirende Kraft beruhte übrigens auf einer höchst willkührlichen Hypothese, gestützt auf die vage Analogie der Zerstörung thierischer Gerüche durch diesen Stoff; es ist von ihm nicht erwiesen, daß er nur irgend ein Contagium, auch von den fixeren, zerstöre, viel weniger ein so flüchtiges, wie das der Cholera. Der sicherste Beweis von der Nutzlosigkeit aller dieser anticontagionistischen Anstalten ist aber, daß bei den in spätern Jahren sich wiederholenden Epidemieen in Städten, wo man diesen ganzen Hokus-pokus durchgemacht hatte und jetzt alles seinen gewöhnlichen Gang gehen ließ, die Krankheit sich durchaus nicht schneller oder weiter verbreitete als damals. Indessen schreckten die fruchtlosen ungeheuern Geldopfer,

die Rußland, Preußen und Oesterreich dem Phantom der Absperrbarkeit der Cholera gebracht hatten, wie oben schon bemerkt worden, andere Staaten nicht ab, das gleiche zu thun. Ja es fand eine Art Wettstreit, ein gegenseitiges Ueberbieten statt; während z. B. Frankfurt im Herbst 1831 eine dreißigtägige Contumazzeit gegen alle auf dem rechten Elbufer liegende Länder anordnete, verfügte Belgien noch eine starke Quarantäne gegen Frankfurt. In Frankreich und England waren die Maßregeln gegen Außen äußerst mild und wurden bald ganz aufgehoben, im Innern wurden keinerlei Art von Sperranstalten getroffen, und es ist bekannt, wie wenig sich die Krankheit in London verbreitete. Bei den spätern Epidemien in Preußen und Oesterreich, so wie in Bayern befolgte man dasselbe Verfahren. Am höchsten stieg der Ansteckungsschwindel in den italienischen Staaten; die übertriebensten und verkehrtesten Maßregeln, Quarantänen gegen Länder, wo die Cholera längst nicht mehr herrschte, während man sie schon im Innern hatte, eigenmächtige Absperrungen der Gemeinden unter sich, zahllose ins Lächerliche gehende Desinfectionen, bildeten die wunderlichste Verwirrung, unter der Handel und Verkehr völlig gehemmt und das Elend der untern Volksklassen schauderhaft gesteigert wurde. Die Nachtheile dieses völlig nutzlosen Systems springen zu sehr in die Augen, als daß aufgeklärte Regierungen geneigt seyn könnten, es noch ferner zu verfolgen, wiewohl sich wieder einzelne Stimmen dafür vernehmen lassen, und es hat sich nur zu sehr bestätigt, was Annesley schon im Jahr 1829 in Ostindien ausgesprochen hat: es sey für ein Unglück zu halten, daß die Meinung von der Contagiosität (wenigstens von der Absperrbarkeit) der Cholera je aufgestellt worden sey. Wenn man auch zugeben wollte, daß durch die Sperrmaßregeln vielleicht ein paar Menschenleben gerettet werden könnten, da in einzelnen Fällen wirklich Ansteckung Statt zu finden scheint, so ist noch sehr die Frage, ob der Staat verpflichtet oder nur berechtigt sey, zur Rettung weniger Individuen dem Ganzen fast unerträgliche Uebel aufzubürden, sonst müßte man auch das Recht bestreiten, aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt einen Krieg, z. B. gegen ungerechte Nachbarn, anzufangen, bei dem nothwendig auch Menschenleben zum Opfer gebracht werden müssen. Die militärischen Cordons, die Contumaz- und Sperranstalten kosteten Staat und Gemeinden ungeheure Summen, der beschwerliche Dienst bei

den Cordons erzeugte Krankheiten unter den Truppen, Handel und Verkehr wurden gänzlich gelähmt, die Sperren brachten Theurung hervor, die Flucht der Reichen, die Abwesenheit der Fremden schmälerte noch den Erwerb der Armen, die Furcht vor der Ansteckung hinderte die Angehörigen, die Kranken zu pflegen, trennte Gattin von dem Gatten, Bruder von der Schwester, Kinder von ihren Eltern. Dagegen vergaß man an manchen Orten, in der Meinung, hinter den Sperrlinien vor der Krankheit geschützt zu seyn, zeitig genug, die einzig nützlichen Vorkehrungen zu treffen. Im Ganzen haben die zahlreichen Verordnungen und Bekanntmachungen, die man erließ, und die meistens den Stempel der Aengstlichkeit und Ungewißheit an sich trugen, mehr dazu beigetragen, die Furcht vor der Krankheit zu vermehren, als die Gemüther zu beruhigen, wie denn z. B. die ewige Predigt, daß Furcht vor der Krankheit zu derselben geneigt mache, nur dazu geeignet war, die Furcht zu vermehren, indem man die Angst selbst als eine Gefahr darstellte. Hätte man von Anfang an sich entschließen können, die Cholera mit nicht mehr Gepränge und Lärm zu behandeln, als andere, oft viel mörderischere epidemische Krankheiten, wie z. B. den Typhus im Jahr 1813, und wie man es jetzt in vielen Ländern mit der Cholera zu thun gelernt hat, so wäre den Völkern viele Angst und Noth erspart worden. Man hat jetzt so ziemlich überall einsehen lernen, daß die zwei einzigen Waffen, welche man der Seuche entgegensetzen kann, Unterstützung der Armen, so weit sie ihre äußere Lage zur Erkrankung disponirt, und schnellstmögliche Herbeischaffung ärztlicher Hülfe sind. Suppenanstalten, in welchen der Unvermögende statt roher, kalter und ausschließlich vegetabilischer Nahrung kräftige, warme Fleischsuppe findet, Austheilung von warmen Kleidungsstücken und wollenen Decken, Beschäftigung der Arbeitslosen, Reinlichkeit der Straßen, das sind die wahren Sperranstalten, welche die Ausbreitung der Cholera hindern. Um den Zweck schneller Herbeischaffung ärztlicher Hülfe so vollständig als möglich zu erreichen, hat man in Bayern zuerst die sogenannte ärztliche Besuchsanstalt eingeführt. Bei diesem Institut sollen alle Häuser eines von der Cholera befallenen Orts täglich von einem Arzt besucht, in jedem Haus nach etwa vorhandener Diarrhöe oder sonstigem Unwohlseyn geforscht, und im Entdeckungsfall bis zur Ankunft des Hausarztes sofort zu den nöthigsten diätetischen und mediciniſchen Maßregeln geschritten

werden. Wird man eine ſolche Anſtalt, die in München bei der großen Anzahl disponibler jüngerer Aerzte ins Werk geſetzt werden konnte, auch in den meiſten Ländern und Städten aus Mangel an zureichendem ärztlichem Perſonal unausführbar finden, ſo würden doch annähernde Vorkehrungen, mittelſt ſo zahlreich als möglich vertheilter Hülfsbureaus, in welchen beſtändig Aerzte, Krankenwärter und Arzneimittel zu finden ſind, an den meiſten Orten zu bewerkſtelligen ſeyn, und ſind auch in den meiſten von der Cholera befallenen Städten längſt vor den bayeriſchen Verordnungen eingeführt geweſen; ſie erfüllen den Zweck wohl eben ſo gut, denn, daß dieſe in vielen Beziehungen läſtige ärztliche Beſuchsanſtalt nicht ſo viele Choleraerkrankungen verhüte, oder, wie man ſich unlogiſch ausdrückte, prophylaktiſche Heilungen bewirke, als ſie verſpricht, geht aus der Zahl der Erkrankungen hervor, die nach dem Münchner Generalbericht ein Fünfzigſtel der Bevölkerung betrug, während ſie in den beiden Berliner Epidemien ein Achtzigſtel nicht überſtieg. — In dieſen beiden Richtungen allein auch ſind Belehrungen des größeren Publikums nöthig und zweckmäßig, man ſoll es von dem großen Nutzen ſchneller ärztlicher Hülfe bei der vorausgehenden verhängnißvollen Diarrhöe, und von der Schädlichkeit gewiſſer Speiſen und Getränke zu überzeugen ſuchen; indeſſen hatte in letzter Beziehung eine allzugroße Strenge in den vielfach bekannt gemachten Küchenzetteln oft die Folge, daß ſie von genauer Befolgung abſchreckte. Fleiſchnahrung iſt nach den an einzelnen Individuen und ganzen Völkern gemachten Erfahrungen, mit Ausnahme ſehr fetter Fleiſcharten, wie von fetten Gänſen, Schweinen und Fiſchen, am meiſten zu empfehlen; geſalzenes und geräuchertes Fleiſch erfordert ſchon eine gute Verdauung, um ohne Schaden genoſſen zu werden; ganz zu verwerfen ſind fette Mehlſpeiſen, ſchwere Gemüsarten, wie Hülſenfrüchte, wäſſerige Kartoffeln, Kohl jeder Gattung, Obſt und kalte Vegetabilien überhaupt, wie Gurken- und anderer Salat. Mäßig genoſſen ſchaden freilich bei einem guten Magen alle dieſe Dinge nichts, allein es iſt ſicherer, ſich den Genuß ganz zu verſagen, als ängſtlich auf ein Maß achten zu müſſen, das denn eben doch nicht immer eingehalten wird. Von Getränken ſind Wein und gutes Bier zu empfehlen. Uebermaß iſt natürlich zu vermeiden, da ſeine Folgen beſonders am nächſten Tag ausnehmend zur Cholera prädisponiren; Waſſertrinker brauchen ihrem Lieblingsgetränk nicht zu

entsagen, thun aber besser, es mit etwas Wein zu mischen, besonders ist dies nach der treffenden Bemerkung eines Freundes solchen räthlich, welche den Aufenthaltsort wechseln, da ein noch nicht gewohntes Wasser so häufig Diarrhöe verursacht. Warme Getränke, Thee, Kaffee, Chocolade, sind ebenfalls zu empfehlen, vielleicht verdanken die Londner die Gelindigkeit ihrer Epidemie neben der Fleischnahrung auch ihrem vielen Theetrinken. Punsch mit Citronen bereitet macht leicht Diarrhöe, unschädlicher ist Orangenpunsch. Branntwein kann den habituellen Trinkern nicht ganz verboten, sondern nur Mäßigkeit empfohlen werden. Außerdem sind besonders heftige Gemüthsbewegungen jeder Art, Erkältungen, längerer Aufenthalt in der Abendluft, besonders, wie oben bemerkt, Schlafen unter freiem Himmel zu vermeiden. Die Befolgung dieser Regeln auch den ärmeren Klassen möglich zu machen, darauf verwenden jetzt aufgeklärte Regierungen alle Kraft und Geldopfer, die sonst nutzlos in vergeblichen Sperranstalten verschwendet wurden, und die es noch nicht thun, sind nur durch Schaden zu belehren. Was die Einrichtung öffentlicher Heilanstalten betrifft, so hat die Erfahrung vor Allem gelehrt, daß Niemand gezwungen werden solle, von denselben Gebrauch zu machen, wenn nicht eine absolute Unmöglichkeit der Verpflegung in seiner Wohnung sich nachweisen läßt. Größere, besonders außerhalb des Orts gelegene Hospitäler haben sich durchgehends wegen der Länge des Transports als unzweckmäßiger erwiesen, als kleinere in verschiedene Quartiere vertheilte Lokale, besonders sind hiezu solche Theile auszuwählen, wo die ärmere Volksklasse enger beisammen wohnt, also voraussichtlich die Krankheit ihre größte Verbreitung haben wird. Hier ist der Wohlthätigkeit der Regierungen und Privaten ein weites Feld geöffnet, denn ein Choleraspital hat viele und vielerlei Bedürfnisse, die Zahl der wollenen Decken, Kamisole und Strümpfe, der Bettwäsche, der Wärmflaschen u. s. w. kann nicht zu groß seyn. Das wesentlichste Bedürfniß aber ist eine gehörige Anzahl guter Krankenwärter, auf sechs Kranke wenigstens einer. Ein wichtiger Gegenstand ist der Transport der Kranken in die Hospitäler; er muß möglichst schnell und schonend für den Kranken geschehen, es versteht sich aber von selbst, daß man von dem besondern, nur abschreckend wirkenden Kostüm der Träger zurückgekommen ist. In Petersburg wurde jeder aus dem Cholerahospital als genesen austretende Kranke mit

genauere Mortalitätslisten besitzt, indessen möchte sie schwerlich eine Million übersteigen. Zwar hat sich die von mehreren Seiten gemachte Angabe, als nehme die Sterblichkeit an andern Krankheiten während des Herrschens der Cholera ab, an andern Orten nicht bestätigt, namentlich weisen die genauen Sterbelisten in dem vortrefflichen (nicht im Buchhandel erschienenen) „Rapport sur la marche et les effets du Choléra-morbus dans Paris et les communes rurales du Dep. de la Seine“ das Gegentheil nach. Allein nach Charles Dupins Berechnungen betrug in den letztvergangenen zwanzig Jahren der Zuwachs der europäischen Bevölkerung jährlich 12,000 auf die Million. Nimmt man auch nur 10,000 und die Bevölkerung Europas (viel zu gering) nur auf 200 Millionen an, so wäre der Verlust einer Million in einem halben Jahre ausgeglichen, und es bedürfte einer ganz andern Sterblichkeit, als die sich im Gefolge der Cholera zeigt, um die im Verlauf eines Jahrhunderts nach den bisherigen Erfahrungen bevorstehende Verdopplung der europäischen Populationen zu verhindern. Die durch die Napoleonischen Kriege entstandenen Seuchen, Petechialtyphus, Ruhr, Lienterie u. s. w. haben gewiß weit über eine Million Menschen weggerafft, und zwar die Blüthe der Nationen, während die Cholera alle Lebensalter, auch das nicht mehr fortpflanzungsfähige, ergriff, und doch übte auch dieser Verlust keinen fühlbaren Einfluß auf die progressive Zunahme der Bevölkerung aus (eine Geißel unseres Jahrhunderts, deren Nachtheile wohl mit der Zeit empfindlicher werden dürften, als die Schrecken der Cholera), des Umstands nicht zu gedenken, daß in einer dichtgedrängten, die Existenz vieler Einzelner durch übermäßige Concurrenz erschwerenden Bevölkerung eine temporär vermehrte Sterblichkeit auch die Möglichkeit bequemerer Existenz für andere und mit dieser eine vermehrte Anzahl fruchtbarer Ehen mit sich führt, wodurch die Lücken um so rascher verschwinden müssen.

Fassen wir den Gewinn, den Wissenschaft und Leben aus dieser furchtbaren Erscheinung gezogen haben, zusammen, so ergibt sich für die Pathologie das Bild einer völlig neuen Krankheit, die mit den bisher bekannten fast keine Analogie gemein hat, für die pathologische Anatomie eben aus der Unzufriedenheit mit den Sektions-Resultaten ein bisher unbekanntes Bemühen, auch die feinsten Veränderungen und Abweichungen nicht zu übersehen, für die Therapie

eine neue Bestätigung des Satzes, daß es vergeblich sey, gegen acute epidemische Krankheiten nach einem Specificum zu suchen, eine Masse von Beobachtungen über die Wirkungen einzelner Mittel, namentlich z. B. bei den deutschen Aerzten eine Abnahme der Scheu vor großen Gaben von Calomel. Die zu einem Berg herangewachsene Choleraliteratur, deren Bändezahl, die in fremden Sprachen geschriebenen mitgerechnet, mit tausend gewiß nicht überschätzt wird, enthält neben vielen unnützen Wiederholungen manches Treffliche, und besonders unschätzbare Materialien zu einer künftigen umfassenden Geschichte der Seuche. Die Medicinalpolizei hat einsehen lernen, daß es eine vergebliche Mühe sey, eine Epidemie, die nur so selten, und dann nur ein so höchst flüchtiges Contagium entwickelt, durch Absperrung aufhalten zu wollen, und daß es für die Ruhe der Völker besser gewesen wäre, mit ihr, ohne weiteres Aufsehen zu erregen, wie mit jeder andern Epidemie zu verfahren. Eine Menge von Kranken- und Armen-Anstalten in allen Ländern sind zur Cholerazeit neu errichtet oder verbessert, die so wohlthätigen Suppenanstalten allgemeiner eingeführt worden, an unzähligen Orten wurden seit Jahrhunderten vernachlässigte Reinlichkeits-Anstalten getroffen, der bei der Cholera nicht ganz selten vorgekommene Scheintod und das Bedürfniß, die Leichen in überfüllten Wohnungen nicht zu lange liegen zu lassen, gaben einen neuen Impuls zur Errichtung von Leichenhäusern. Im türkischen Reich wurden, seltsam genug, Sperranstalten und Quarantänen gegen eine Seuche errichtet, bei der sie nutzlos sind, gaben aber vielleicht die erste wohlthätige Anregung zur Ausrottung eines eingewurzelten Vorurtheils und zu der so wohlthätigen Errichtung ähnlicher Anstalten gegen die Pest. Die Humanität der Regierungen, der Wohlthätigkeits-Sinn der höhern Klassen, die aufopfernde furchtlose Thätigkeit des ärztlichen Standes konnten sich im glänzendsten Lichte zeigen, und wenn in letzterer Beziehung in andern Ländern, besonders in Italien, sich schimpfliche Ausnahmen zeigten, so kann Deutschland gewiß auf das Benehmen seiner Aerzte stolz seyn, und die bayerischen Aerzte protestirten mit Recht gegen die beleidigenden Voraussetzungen des im Jahr 1831 von den Kammern beschlossenen Choleraſtrafgesetzes. Hoffen wir, daß die Cholera, gleich dem Schreckensgespenst des Mittelalters, dem schwarzen Tod, bald völlig der Geschichte anheimgefallen seyn werde. Dr. H.

Die Romane.

Es scheint nicht uninteressant, einmal eine Orientirung in der Wildniß der Romanliteratur zu versuchen. Zwar sind die Romane nur eine leichte Unterhaltungsliteratur und schnell veraltende Modeartikel; sie gehen meist von einer untergeordneten Gattung von Dichtern aus und sind auch wieder meist nur auf das schwächere und jüngere Geschlecht berechnet. Allein auch in dieser Beschränkung üben sie einen mächtigen Einfluß, und ihre in neuerer Zeit unglaublich angewachsene Masse muß billig Staunen erregen, so daß diese Zeiterscheinung wohl einige Aufmerksamkeit auch in solchen Kreisen verdient, in denen das Romanlesen nicht an der Tagesordnung ist.

Was der Roman im weitesten Sinne eigentlich sey, wird uns am besten klar werden, wenn wir ihn in seinem Gegensatz gegen die metrische Poesie auffassen.

Zugegeben, daß die prosaische Erzählung ein eben so großes Bedürfniß der Völker ist, wie die Verskunst, und daß man in so fern jene nicht dieser unbedingt unterordnen, sondern beide nur nebenordnen soll, so ist doch gewiß, daß nicht eher prosaische Erzählungen niedergeschrieben und zu einem eigenthümlichen Literaturzweig ausgebildet wurden, bis die Verskunst ausgeartet und tief gesunken war. Erst die Desorganisation der metrischen Poesie führte zu einer Emancipation der Prosa.

Diese Thatsache fällt in die Augen, wenn man die altgriechische Literatur verfolgt. Erst der tiefste Verfall ihrer Poesie rief die Romane des Apulejus, Luzian, Longos ꝛc. hervor, und diese

prosaischen Werke sind ihrer Form und ihrem Inhalt nach kräftige und glückliche Versuche, von schwülstiger Unnatur zur Natur zurückzukehren. Man sage nicht, die Poesie sey hier zur Prosa herabgesunken. Die Poesie war schon so verdorben, daß sie sich nicht mehr in den ausgeschliffenen metrischen Formen helfen konnte. Der Geist mußte sich nothwendig eine andere Form suchen, und fiel naturnothwendig im Gegensatz gegen alle alten mißbrauchten metrischen Formen auf die Prosa. Der Vorwurf, daß die Menschen allmählig zu abgestumpft und träge geworden seyen, um sich noch mit der Verskunst Mühe zu geben, trifft nur die Compilatoren, mythologischen Sammler und Anekdotenschreiber, nicht aber den geistreichen Luzian, der die Prosa lediglich als natürliche Waffe gegen die Unnatur braucht und in ihr eine Kraft entwickelt, die der Metrik längst abgestorben war. Der Inhalt fast aller seiner Schriften ist eine Protestation gegen die poetischen Illusionen der heidnischen Vorzeit, eine witzige Verspottung derselben.

Wir zweifeln nicht im geringsten, Luzian würde eine griechisch-römische prosaische Romanliteratur in sehr weitem Umfang gegründet haben, wenn nicht die ganze antike Welt in der Völkerwanderung wie ein schöner Traum versunken wäre. Der große Einfluß, den er noch auf die viel spätere spanische, italienische, deutsche, französische und englische Prosa geübt hat, bürgt uns dafür. Allein die antike Literatur konnte auf der von ihm vorgezeichneten Bahn nicht fortschreiten, weil das Christenthum und der Einfluß des germanischen Geistes die Welt und Literatur gänzlich umgestaltete. Der mit Luzian abgerissene Faden konnte erst in mehr als einem Jahrtausend wieder angeknüpft werden.

Dies geschah in der Reformation. Das Mittelalter hatte sich überlebt. Die ursprünglich heilige Begeisterung war in einer verlogenen Scholastik und in Heuchelei verkommen. Wurden die schönen Illusionen des Mittelalters zunächst durch die egoistische Politik der Höfe zerstört, so gewann endlich auch im Volk eine nüchterne und praktische Weltansicht die Oberhand über den frommen alten Glauben und Aberglauben. Die gemüthliche und phantastische Weltansicht, worin das ganze Mittelalter gleichsam verzaubert gewesen, mußte fallen. Die Reformation, die Wiederbelebung der alten Literatur, der Aufschwung des Handels und der Naturwissenschaften gaben dem kalten und trockenen Verstande

entschiedenes Uebergewicht. Das in der Reformation entfesselte Wort fand in der eben entdeckten Buchdruckerkunst das wirksamste Mittel seiner allseitigen Verbreitung, und dieses Wort war Prosa. Zu derselben Zeit war die einst so blühende Poesie des Mittelalters in die elendeste Meistersängerei ausgeartet; man hämmerte nur noch Verse, anstatt zu dichten. Wie hätte unter diesen Umständen die kräftige neue Prosa nicht überall die Herrschaft erringen müssen?

Genau so wie früher Luzian gegen die abgestorbene Poesie der antiken Welt auftrat, erhob sich Boccaccio in Italien spottend gegen die entartete Clerisei, Cervantes in Spanien gegen das abgewelkte Ritterthum, Rabelais in Frankreich gegen die Scholastik, und alle diese reichbegabten Dichter schrieben in Prosa. Von ihnen ging die ganze Romanliteratur der neuern Zeit aus.

Von diesem Augenblick an galt die Verskunst nicht mehr ausschließlich als Poesie; es trat ihr der poetische Gebrauch der Prosa zur Seite. In vielen Beziehungen war diese neue Herrschaft der Prosa, sofern in ihr die Geister sich verjüngten und kräftigten, auch der Metrik günstig. Ohne die allgemeine Erfrischung durch die neue prosaische Literatur hätte sich auch keine neue veredelte Verskunst bilden können. Allein es ist auch nicht zu läugnen, daß die Prosa häufig, und besonders in unsern Tagen, der Poesie Abbruch gethan hat. Das Publikum ist durch die Ueberschwemmung mit allzubequemen Unterhaltungsschriften in Prosa für das Verständniß einer strengern Verskunst und für feinere poetische Genüsse abgestumpft worden, und es ist schon viel Gemeines in Prosa geschrieben worden, wofür die metrische Form doch zu edel gewesen wäre.

Mehr oder weniger waren alle metrischen Bestrebungen seit der Reformation Versuche, uns wieder vom Standpunkt der gemeinen Weltansicht in die höhere Sphäre des Wunderbaren zu versetzen, Mahnungen an die alte, ganz von einem schönen Glauben und Aberglauben durchdrungene Welt, gleichsam Erinnerungen an ein verlornes Paradies, wenn die Dichter auch eben so häufig in Illusionen der Zukunft, als in Träumen der Vergangenheit schwelgten. Die Verskunst trachtete und trachtet im Allgemeinen immer dahin, uns über das Gewöhnliche und Alltägliche zu erheben, und gewissermaßen zu bezaubern. Dagegen hat sich der prosaische Roman, seinem ersten Ursprung angemessen, vorherrschend immer an das

Wirkliche gehalten, jene Illusionen spottend zerstört, uns zu entzaubern getrachtet, und selbst in die fabelhafte Vergangenheit seine nüchterne Weltansicht hineingetragen, und uns auch dort nur das Wirkliche, vom wunderbaren Schein entkleidet, zu zeigen gesucht. Daher hat sich auch der Roman weit mehr als die metrische Poesie den jedesmaligen politischen und sittlichen Zuständen der Völker angeschmiegt, und ist so ziemlich allen Zeitrichtungen gefolgt, um sie abzuspiegeln und um den vorherrschenden Interessen zu schmeicheln.

Die ersten geistreichen Satiren des Boccaz, Cervantes, Rabelais und ihrer Nachahmer bezeichnen die große Umgestaltung der Ideen und Ansichten kurz vor, während und nach der Reformation. Indem sich das wilde Wasser der theologischen Polemik hinzudrängte, artete sie in Schmähschriften und grobe Possenreißereien aus, und dieser ganze Literaturzweig ging in einem sehr unreinlichen Elemente unter.

Eine neue Gestaltung gewann der Roman, als die weltliche Politik den Religionsstreit in den Hintergrund drängte, und nach den großen Kriegen der Reformation allein noch die Höfe mit ihrem Despotismus und mit ihren freien Sitten den Ton angaben. Dieser neuen Richtung der Zeit entsprachen die Helden- und Liebesgeschichten, in denen sich zugleich die Steifigkeit der spanischen Grandezza und die Liederlichkeit des französischen Hofadels spiegelte. Namentlich adoptirte man, seit der Verbindung des mediceischen Hauses mit dem französischen, die in Italien zuerst aufgekommene sog. Schäferpoesie, um die Helden und großen Herren des Hofes zugleich als verliebte Schäfer darzustellen. Die Schäferpoesie war aber aus Erinnerungen an Theokrit und Virgil entlehnt, und ihre Anwendung auf die modernen Höfe eine Affektation. Es ist nicht unmerkwürdig, daß man diese Helden- und Schäferromane so gern an morgenländischen Höfen, und insbesondere in der Türkei oder Persien spielen ließ. Die despotische Form jener Höfe mußte dem Despotismus des vierzehnten Ludwig besonders zusagen. Unter den deutschen Romanen dieser Gattung ist „die asiatische Banise“ am berühmtesten geworden.

Neben dem gespreizten Heroismus und der gezierten Sentimentalität dieser Romane machte sich auch noch der leichtfertige Ton des Boccaccio geltend, der ungleich besser zur Frivolität des

Hoflebens paßte. So in den berühmten Novellen der Königin Margarethe von Navarra, in einigen französischen Memoiren, in den Memoiren unsers Pöllnitz, und in dem seiner Zeit berühmten und auch vor wenig Jahren wieder aufgelegten Roman: „der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Cavalier“, der mit großer Wahrheit die Demoralisation des Adels schildert, obwohl in einer so unanständigen Sprache, daß der Wiederabdruck in unsern Tagen wohl hätte unterbleiben dürfen.

Einzig in ihrer Art waren zwei deutsche Romane: „der Simplicissimus“, ein treues Sittengemälde aus dem dreißigjährigen Kriege, der erste historische Roman, der diesen oft mißbrauchten Namen wahrhaft verdient, und: „die Insel Felsenburg“, worin edle Deutsche geschildert werden, die dem Verderben des alten Europa entfliehen, um auf einer entlegenen Insel im Weltmeer eine junge Tugendrepublik, ein neues Paradies zu gründen. Auf diesem soliden Wege hätte man weiter schreiten sollen; allein diese ersten originellen Versuche im deutschen Romane wurden durch die Gallomanie, durch die blinde Nachahmung der Franzosen wieder verdrängt.

Seit Ludwig XIV. war das politische und literarische Uebergewicht Frankreichs entschieden. Spanien und Italien versanken in Lethargie; Deutschland heilte an den Wunden des dreißigjährigen Krieges und hatte noch keine frischen Kräfte gesammelt; um England kümmerte man sich damals auf dem Kontinent noch wenig, und es hatte ebenfalls noch die Nachwehen seiner Revolution zu überwinden. Frankreich gab in allen Dingen den Ton an, in der Politik, in der Kriegskunst, in den Sitten und Moden, in der Literatur. Seine Sprache verdrängte die lateinische aus der Diplomatie, und sogar die Muttersprache anderer Völker aus allen höhern Kreisen der Gesellschaft. Die Höfe, der Adel sprachen französisch; selbst die bürgerlichen Schriftsteller mengten eine Menge französischer Ausdrücke in ihre Muttersprache ein.

Wenn sich ein Volk in einer so glücklichen prädominirenden und offensiven Stellung befindet, wie das damalige französische, so fehlen ihm auch niemals große Männer, in deren Thaten oder Schriften es sich gleichsam concentrirt, oder die der vollendetste Ausdruck seines Geistes und seines Charakters sind. In literarischer Beziehung war dies Voltaire.

Es ist schon so viel über diesen berühmten Mann geschrieben worden, daß wir kaum etwas Neues nachtragen können. Doch müssen wir den Einfluß bezeichnen, den er auf die Romane geübt hat und zum Theil noch jetzt übt. Voltaire war der erste Schriftsteller, der dem Witz alles aufopferte. Bisher hatten die Satiriker, wenn sie Mißbräuche verspotteten, dies immer nur im Interesse des Heiligen und Edlen gethan, das mißbraucht worden war. Rabelais selbst, Frankreichs unbarmherzigster Spötter, verläugnete nie die Ehrfurcht vor Religion und Sittlichkeit. Die verschiedenen Kirchenparteien warfen sich wechselseitig die gröbsten Dinge vor, doch keiner fiel es ein, das Christenthum selbst anzugreifen. Eine lachende Weisheit geißelte alle Thorheiten und Laster der Welt, aber Niemand fiel es ein, die Tugend selbst zu verspotten. Der Witz war bisher nur Mittel für einen ernsten und würdigen Zweck. Allein Voltaire erhob ihn selbst zum Zweck, richtete ihn zum ersten Mal nicht mehr auf den Mißbrauch des Heiligen, sondern auf das Heilige selbst, und gab ihm dadurch natürlich einen ganz neuen und überraschenden Reiz. Wie er dazu kam, ist leicht erklärt. Er fand sein französisches Publikum vorbereitet. Für ihn wie für alle Franzosen gab es damals nur noch eine Autorität, den königlichen Despotismus; alles Andere war gleichgültig geworden. Die Kirche selbst war nur noch ein Spielzeug des französischen Kabinets; Kardinäle und Bischöfe, aus dem liederlichen Hofadel hervorgegangen, wetteiferten mit demselben in lockern Sitten. Das Klosterleben war schon vor Voltaire, wie der berüchtigte Prozeß des Pere Girard bewies, aufs Furchtbarste entartet. Eine religiöse Autorität wurde also nur noch zum Schein anerkannt, und ihre Verachtung war das öffentliche Geheimniß geworden. Unter diesen Umständen konnte es auch keine sittliche Autorität mehr geben. Der französische Hof adoptirte vom türkischen die Harems (Hirschpark ꝛc.), das öffentliche Interesse drehte sich in Paris nur noch um die chronique scandaleuse; Beamte, Adel und Clerus wetteiferten, diese Frivolität auch den untern Ständen mitzutheilen. Voltaire war also nicht übermäßig kühn, als er in seiner bekannten Manier zu schreiben anfing. Er fand nichts mehr zu respektiren, als den Despotismus des Hofes und die Nationaleitelkeit, und diesen beiden Autoritäten hat er auch bei jeder Gelegenheit geschmeichelt. Alles andere war ihm preisgegeben, und

indem er ſich der zügelloſen Freiheit des Witzes bediente, ſtieß er weniger damit an, als er vielmehr ungemein gefiel.

Der Hof und die Ariſtokratie, die ihn begünſtigten, bedachten nicht, daß der ſchonungsloſe Witz, mit dem er die religiöſen und ſittlichen Autoritäten untergrub, ſich bald auch gegen die politiſchen wenden, und daß ſie ſelbſt noch am Ende deſſelben Jahrhunderts die Opfer davon ſeyn würden.

Voltaire bildete eine große Schule, durch welche Frankreich mit atheiſtiſchen und unſittlichen Schriften überſchwemmt wurde. Er bewies, wie gefährlich es iſt, das Vorrecht des Genies zu mißbrauchen, da jede Schwäche oder frivole Neigung, der ſich ein großer Geiſt aus Laune hingibt, unfehlbar dem Auswurf der Schriftſteller zum Vorwand dient, und als Autorität, ja gleichſam als Rechtstitel benützt wird. Ich gleiche Voltaire, ſagte nun auch der ſchlechteſte ſeiner Schüler und verlangte für ſeine Gemeinheit dieſelbe Achtung, die man Voltaire's Genie erwieſen hatte. Voltaire hatte mit all ſeinem Geiſt doch eigentlich nur die Beſtialität im Menſchen emanzipirt. Der vorherrſchende Charakter der franzöſiſchen Romanliteratur im vorigen Jahrhundert war ein höchſt verwerflicher. Selbſt die talentvollſten Schriftſteller, wie Diderot, der jüngere Crebillon, Cazotte ꝛc. ſind von einem unſaubern Geiſt beſeſſen, zu geſchweigen der vielen hundert Romane, deren Schamloſigkeit nicht einmal durch ein glänzendes Talent beſchönigt iſt. Voltaire's Beiſpiel hat ſie alle authoriſirt. Was wäre nach einer Pucelle, nach einem Candide nicht zu ſchreiben erlaubt geweſen? Die galante Ariſtokratie verſchlang dieſe Lektüre, die gleichwohl nicht bloß darauf berechnet war, abgeſtumpfte Sinne zu kützeln, ſondern die auch gar bald ein Revolutionsmittel wurde. In ihr wurden alle Blößen des Hofes aufgedeckt, und die Ehrfurcht vor einer früher in anſtändiger Entfernung ſich bewegenden Ariſtokratie mußte bei der bordellmäßigen Vertraulichkeit, mit der ſie in jenen Romanen behandelt wurde, gänzlich verſchwinden. Die berühmte Freiheit und Gleichheit der franzöſiſchen Revolution nahm ihren Urſprung in der elenden Darſtellung eines Laſters, das alle Stände vermiſchte. Man ſagt ſogar dem Herzog von Orleans nach, er habe dergleichen Schriften im Palais-Royal völlig fabrikmäßig ausfertigen laſſen, um die Anarchie, die ihm übrigens die gehoffte Krone nicht brachte, vorzubereiten.

FAXSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Obgleich man dafür geſorgt hat, daß wenigſtens die geiſtvollſten und die obſcönſten Werke jener Zeit nicht untergehen können, indem ſie immer wieder aufgelegt werden und z. B. in einer großen deutſchen Hauptſtadt fortwährend eine bedeutende Niederlage derſelben beſteht, ſo gibt es doch in unſern Tagen gewiß nur noch wenig Leſer, die mit dem ganzen Umfang der Literatur à la Haye (und ähnlicher Etiketten) vertraut ſind. Wer ſie aber kennt, wird zugeben, daß wir nicht übertreiben, wenn wir ſagen, durch ſie iſt alles weit übertroffen worden, was die ſpätere Römerzeit uns an Unſittlichkeit hinterlaſſen hat, beſonders weil ſie ſich nicht mit reiner Sinnlichkeit begnügte, ſondern immer zugleich das Heiligſte zu beſpötteln und zu beſchmutzen trachtete.

Das diaboliſche Element in der bezeichneten vorherrſchenden Romangattung mußte einen Gegenſatz hervorrufen. Das Bündniß des Witzes mit der verdorbenſten Phantaſie hatte das Gemüth zu ſehr zurückgedrängt, daß es nicht einen Verſuch hätte machen ſollen, ſich gleichſam vor dem gänzlichen Untergange zu retten. Dadurch nun iſt Rouſſeau's Auftreten motivirt. Rouſſeau ſicherte dem unleidlich vom Witz mißhandelten Herzen ſeine Rechte und ſchuf die neue Gattung der ſentimentalen Romane, die ſich von ſeiner Heloiſe herdatiren. Allein Rouſſeau war nicht weniger unſittlich, als Voltaire. Er gab der Unſittlichkeit nur einen neuen und ſchönen Namen. Dieſelbe Sünde, die Voltaire lachend begangen wiſſen wollte, beging Rouſſeau weinend. Die Muſe des Einen war eine ſcherzende, die des Andern eine weinerliche Kupplerin. Das iſt am Ende der ganze Unterſchied. In Rouſſeau's mit ſüßen Thränen entſchuldigten Herzensſchwächen, in ſeinen dem ſocialen Zwang entgegengeſetzten lieben Natürlichkeiten verbirgt ſich vielleicht ein noch ſchlimmeres Gift, als in dem wenigſtens aufrichtigen Cynismus Voltaire's und ſeiner Schule.

In Deutſchland hatten die Höfe und der Adel längſt das franzöſiſche Beiſpiel nachgeahmt. Die Gelehrten waren größtentheils Pedanten, das Volk in Apathie. So wurde uns denn mit der Gallomanie überhaupt insbeſondere auch die Voltaire'ſche Freigeiſterei und die empfindſame Liederlichkeit Rouſſeau's eingeimpft. Dieſem Einfluß arbeitete aber bald ein anderer entgegen, der engliſche.

In England bewahrte das freie Volk auch eine reinere Sitte und eine tiefe Frömmigkeit, wie denn die Demoralisation immer nur eine Begleiterin der Despotie gewesen ist. Schon in Swifts Satiren, wie in Hogarths Karikaturen war ein Ernst, den Voltaire nicht kannte. Die dicken Romane Richardsons waren ausdrücklich Schutzschriften der Moral gegen die einreißende französische Frechheit. Aber mit Recht erkannten die feineren Geister, daß die Moral an sich noch keine Poesie ist, und jene langweiligen bändereichen Werke (Clarisse, Grandison) wurden in Schatten gestellt durch die geistvollen Romane Goldsmiths und Fieldings, die sich keineswegs das Moralpredigen zum Geschäft, aber auch nicht auf Unsittlichkeiten Jagd machten, sondern mit homerischer Treue das Leben schilderten, und zwar das englische Leben, in dem eine ursprünglich tüchtige Gesinnung allen Versuchungen des Witzes und der Leidenschaften, wie der falschen Sentimentalität zuletzt immer siegreich widersteht. Smollet neigte sich allerdings etwas zur Frivolität der Voltaire'schen Schule, so wie Sterne zu Rousseauscher Empfindsamkeit; allein dies waren nur schwache Reflexe, in denen die solide englische Farbe den Sieg behielt. Diesen treuen Sittengemälden der Engländer gesellte sich auch ein schöner Sinn für die Natur, ein Hang zur Landschaftsmalerei bei, die den Franzosen fremd geblieben waren. Thomsons Jahrszeiten war etwas ganz anderes, als die faden Schäferpoesien der Franzosen. Sie führten aus dem Boudoire wirklich in Gottes freie Natur hinaus.

Diese Werke der Engländer verfehlten nicht, den verwandten germanischen Geist anzusprechen und bald bei uns einen so überwiegenden Einfluß zu gewinnen, daß dadurch der französische zurückgedrängt wurde. Die Gallomanie wich der Anglomanie. Es würde zu viel Stolz verrathen und der Wahrheit nicht angemessen seyn, wollten wir behaupten, der deutsche Roman sey damals schon selbstständig gewesen; er beschränkte sich in der That nur auf Nachahmung der französischen oder der englischen Manieren, und wenn einige Dichter, z. B. Wieland, der in der französischen, und Hippel, der in der englischen Manier schrieb, auch bedeutendes Talent und ungemein viel eigenen Geist zeigten, so waren sie doch auf einen fremden Grundton gestimmt. Selbst Goethe's Werther war, unbeschadet der großen Originalität Goethe's in anderer Richtung, doch nur eine Emanation aus Rousseau. Die Nachahmung

iſt ſo unverkennbar, daß man die meiſten deutſchen Dichter jener Uebergangsperiode geradezu mit franzöſiſchen oder engliſchen Dichtern, die ihre Originale waren, paralleliſiren kann. Wieland war der deutſche Voltaire, Thümmel der deutſche Diderot, Hippel der deutſche Sterne, Müller von Itzehoe der deutſche Smollet, Kleiſt der deutſche Thomſon, Zachariä der deutſche Pope, Rabener der deutſche Swift ꝛc. Am meiſten Originalität als echt deutſche Sittengemälde, wie der ältere Simplicismus, hatten Siegfried von Lindenberg, die Lebensgeſchichte eines pommerſchen Edelmanns von Müller, und Sebaldus Nothanker, das Leben eines armen verfolgten Predigers vom berühmten Berliner Nicolai.

Der deutſche Roman ſchwankte noch zwiſchen dem franzöſiſchen und engliſchen Einfluß, als in andern poetiſchen Gebieten, beſonders im Drama, der deutſche Geiſt ſich emancipirte und eine neue glänzende Epoche deutſcher Dichtkunſt begann, was dann auch eine Umgeſtaltung des Romans nach ſich zog. Wir ſehen in Leſſing den Anfangspunkt dieſer Epoche, ſo wie in Goethe und Schiller ihre ſtrahlendſten Mittelpunkte, doch wollen wir uns hier nur mit dem beſchäftigen, was ſich auf die Romane bezieht.

Man darf zwar den Ritter-, Räuber- und Geiſterromanen keinen hohen poetiſchen Werth beilegen, doch erſcheinen ſie bedeutend als die erſten Anfänge der deutſchen Originalromantik. In ihnen reflektirte auf eine noch ziemlich rohe Weiſe der wiedererwachte Sinn für das Mittelalter, es waren größtentheils ſehr krude Produkte; doch gingen ſie wenigſtens aus dem deutſchen Geiſte hervor, es waren wenigſtens keine Nachahmungen. Sie tendirten nach zwei Richtungen, einmal zur wilden Naturkraft im Gegenſatz gegen die zahme Civiliſation der Gegenwart, und ſodann zum Wunderbaren, Myſteriöſen und Dämoniſchen im Gegenſatz gegen die allzu nüchterne Aufklärung. Daher die Vorliebe für die alten Ritter und ihre Fehden, daher die ſeltſame Vergötterung von kühnen Straßenräubern, wofür zuerſt Goethe im Götz von Berlichingen und Schiller in den Räubern den Ton angaben. Daher auf der andern Seite die Erweckung romantiſcher Schauer durch die wieder accreditirte Geiſter- und Geſpenſterwelt, daher die mit geheimen Brüderſchaften und Myſterien kokettirenden Romane, wofür wieder hauptſächlich Goethe im Wilhelm Meiſter und Groß-Cophta und Schiller im Geiſterſeher die Muſter abgaben.

In dieſen wunderlichen Dichtungen ſprach ſich eine tiefe Eigenthümlichkeit des deutſchen Charakters aus, eine gewiſſe Sehnſucht des Gemüths nach Befriedigungen, die der damals vorherrſchende Verſtand und die ſogenannte Aufklärung nicht zu bieten vermochten. Ohne Zweifel irrte ſich dieſe Sehnſucht in dem Gegenſtand ihrer Befriedigung, waren die Affektationen der Ritterzeit und die Spielereien mit Geheimniſſen ziemlich kindiſch; allein dies hindert nicht, ſie gleichwohl als einen unvertilgbaren Zug der deutſchen Natur anzuerkennen. Völkern wie Individuen ſind gewiſſe Seelenkräfte eigen, die deßwegen nicht gleich verläugnet oder verſpottet werden dürfen, weil ſie einmal gewaltſam zurückgedrängt, und in der Nothwehr ungeſchickt und verkehrt angewandt erſcheinen. Dieſelbe Seelenkraft äußert ſich anders im geſunden und kranken Zuſtande. Das deutſche Gemüth, das ſich im Mittelalter, durch keine Vormundſchaft eines einſeitig vorherrſchenden Verſtandes gehindert, frei entwickeln mochte, konnte ſich im vorigen Jahrhundert unter der Zucht der Aufklärung nur krankhaft äußern, durch einen Ausbruch der geknebelten Wildheit, durch einen rohen Naturſchrei in den Ritterromanen, oder durch ein feines und furchtſames Verſöhnen der Aufklärung mit dem Helldunkel des Wunderbaren in den Romanen mit freimaureriſcher Tendenz, Wilhelm Meiſter ꝛc.

Durch dieſe beiden echt deutſchen Romangattungen wurde der Einfluß der franzöſiſchen und engliſchen Romane keineswegs verdrängt.

Die Schule Voltaire's behauptete ſich nicht nur, ſondern trat auch in direkte Oppoſition gegen die neue deutſche Romantik. Wie ſchon vor Goethe und Schiller Wieland dieſe Schule unter uns ausgebreitet hatte (obwohl er faſt nur die guten Seiten Voltaire's copirte, ohne die ſchlechten), ſo fand dieſelbe auch noch nach Goethe und Schiller zahlreiche Anhänger, zumal in Preußen, wo ſich unter dem großen Friedrich die Freigeiſterei und eine ſehr laxe Moral eingeniſtet hatten. Und dieſe neuen Meiſter der Frivolität copirten faſt mehr die ſchlechten Seiten Voltaire's, als die guten. Langbeins Schwänke waren wohl ziemlich unſchuldig; allein Kotzebue und Julius von Voß wühlten im tiefſten Schmutz der Immoralität, und liebten es insbeſondere, die frommen Romantiker damit zu beſudeln.

Die Schule Rousseau's behauptete sich ebenfalls. Millers Siegwart und Goethe's Werther machten sie in Deutschland heimisch. Obwohl ursprünglich dem Egoismus feiger Sinnlichkeit entstammt, hatten doch die wollüstigen Thränen der Rousseau'schen Sentimentalität etwas Verführerisches für das leichtgläubige und mitleidige deutsche Gemüth. Die empfindsamen Romane wurden Mode, und wenn sie allerdings sehr häufig, ihrem Ursprung getreu, bloße Beschönigungen unerlaubter Begierden waren, so veredelten sie sich doch eben so häufig und nahmen auf deutschem Boden eine sittliche Tendenz an, hauptsächlich da, wo sie in die Sittengemälde in englischer Manier übergingen. August Lafontaine trat hier besonders charakteristisch hervor und übte durch seine zahlreichen Romane einen unermeßlichen Einfluß. Viele seiner Werke neigen sich zu Rousseau's Entschuldigungen der schwachen Herzen und des noch schwächern Fleisches hin; viele sind dagegen den ehrlichen Familiengemälden der Engländer, besonders Goldsmiths, nachgebildet, und unter den entsetzlich vielen Thränen, die er hat vergießen lassen, flossen die meisten doch aus unschuldigen Augen.

Die humoristische Schule der Engländer, die Manier Sterne's, die zuerst durch unsern Hippel der deutschen Romanliteratur eingeimpft worden war, verjüngte sich aufs Neue in Jean Paul. Wenn auch die Originalität dieses so edeln als genialen Dichters über jeden Zweifel erhaben ist, so bekam er doch die erste Anregung von Hippel, so wie dieser von den englischen Humoristen.

Jean Paul ist so einzig in seiner Art, daß man ihn nur selten, nur zum Theil und immer nur vergeblich nachzuahmen gesucht hat. Er hat keine besondere Gattung von Romanen begründet, oder er war das einzige Exemplar seiner Gattung. Allein seine zahlreichen Romane fanden nicht nur so enthusiastischen Beifall, sondern drücken auch so charakteristisch eine gewisse Stimmung des deutschen Charakters zu einer gewissen Zeit aus, daß wir ihn nicht als eine kostbare Ausnahme von der Regel, sondern als ein wesentliches Glied in der Kette der deutschen Romantiker betrachten müssen. Die schon vor ihm herrschend gewordene Sentimentalität, besonders die Seligkeit im Familienkreise, war ein Trost und Ersatz für so Vieles, was den Deutschen des vorigen Jahrhunderts in Bezug auf ihr öffentliches Leben fehlte. Die Verhältnisse brachten es so mit sich, daß man vom großartigen National-

Interesse absehen und sich spießbürgerlich beschränken mußte. Da in den vorhergehenden Jahrhunderten die religiösen Leidenschaften ausgetobt hatten, abgekühlt und durch Philosophie und Aufklärung verdrängt waren, so begehrte das deutsche Gemüth auch nicht mehr so dringend, wie früher, den religiösen Trost. Sofern es aber doch einer Nahrung und zärtlichen Beschäftigung bedurfte, fand es diese in der Sentimentalität. Wenn viele Dichter, z. B. Voß in der berühmten Louise, und die meisten Romanschreiber dem gemüthlichen Familienleben nicht ohne einige fühlbare Bornirtheit gleichsam blind sich hingaben und den häuslichen Schlafrock sammt Schlafmütze wohl offenbar ein wenig überschätzten, so war Jean Paul geistreich genug, indem er sich der gleichen sentimentalen Seligkeit, einer, wir möchten sagen unschuldigen Wollust hingab, zugleich das Ironische dieser ganzen Neigung des Zeitalters aufzufassen und darzustellen. Es blieb ihm nicht unbewußt, daß deutsche Männer, Glieder einer der größten Nationen, die je in der Weltgeschichte gelebt und sie gemacht haben, für wichtigere und großartigere Dinge sich interessiren sollen, als für die kleinen Familien- und Herzensangelegenheiten. Er selbst aber konnte aus der philiströsen Illusion seiner Zeit noch nicht heraus, daher gehört er halb der Sentimentalität und halb der Ironie an, die jene beständig bekämpft und zu zerstören trachtet, und auf der einen Seite stellt er sich eben so oft auf den freiesten politischen Standpunkt, als er auf der andern noch im engsten Kreise der bürgerlichen Devotion einer kleinen Residenzstadt befangen ist.

Die Gutmüthigkeit, Geduld, Hingebung des deutschen Charakters in der bescheidensten, selbst demüthigendsten Lage bei sehr viel Wissen und noch mehr Phantasie findet sich bei keinem unserer Dichter so treu ausgedrückt als bei Jean Paul. Die äußere Blödigkeit seiner innerlich reichbegabten Jünglinge ist wahrhaft der Natür abgelauscht. Der Conflict ursprünglich tüchtiger und edler Naturen mit den tausend beengenden und niederdrückenden Lebensverhältnissen ist von ihm so richtig aufgefaßt, daß seine Romane vielleicht der späten Nachwelt dienen werden, ihr den sonderbaren Widerspruch zwischen der tiefen politischen Erbärmlichkeit und der hohen sittlichen, wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung der Deutschen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu erklären. Auch sein origineller Styl, diese barocke und keineswegs immer

geſchmackvolle Miſchung von natürlicher Empfindung und gelehrtem weit hergeholtem Witz bezeichnet die Contraſte der damaligen Bildung.

Mittlerweile bildete ſich auch die deutſche romantiſche Schule in ihrer Eigenthümlichkeit unabhängig von der franzöſiſchen und engliſchen Schule weiter aus.

Die Ritterromane veredelten ſich ungefähr im Anfang des laufenden Jahrhunderts zu umfaſſenden und würdevollen Gemälden der deutſchen Vorzeit. Dieſen Uebergang machten Tieck, Novalis, die Schlegel, Fouqué ꝛc. In dieſelbe Zeit fiel die Wiedererweckung der altdeutſchen und altnordiſchen Literatur, der Beginn der großen germaniſchen Reaktion gegen Napoleon und den Einfluß Frankreichs, der neue Aufſchwung der religiöſen und ſittlichen Ideen im Gegenſatz gegen die franzöſiſche Frivolität. Alles dies zuſammengenommen machte die Gemüther in Deutſchland für jene Bilder des Mittelalters empfänglich. Man erfreute ſich, indem man in Schande und fremder Unterdrückung lebte, an den Erinnerungen einer herrlichen Vergangenheit; man begeiſterte ſich für die alte Kunſt, für die allein noch übrigen Reſte jener Herrlichkeit, und ſelbſt unter Proteſtanten kam eine Vorliebe für das Altkatholiſche auf, weil man fühlte, und am Beiſpiel der Spanier und Tyroler klar erkannte, daß der alte Glaube als Bundesgenoſſe gegen Napoleon aufgerufen werden müſſe.

Die myſteriöſen und Geiſterromane machten weniger Glück. Sie paßten nicht in das Zeitalter der Aufklärung, ſie paßten noch weniger in die Jahre des großen Weltkampfes und des öffentlichen Lebens. Deßhalb drang dieſe Wunderſucht nicht ins Fleiſch und Blut des Volkes ein; ſie blieb eine Liebhaberei weniger Dichter und trat je mehr und mehr in Oppoſition mit der Wirklichkeit. Dies zeigt uns am auffallendſten Callot-Hoffmann, deſſen wunderliche Dichtungen auf jeder Seite verrathen, wie ſehr er das Unnatürliche ſeiner Stellung fühlte. Anſtatt das wirkliche Leben mit der oben bezeichneten Sehnſucht des deutſchen Gemüths nach dem Wunderbaren zu verſöhnen, war er nur der Ausdruck ihrer ſchreiendſten Diſſonanz.

Die große patriotiſche Periode, in welcher Napoleon geſtürzt wurde, hatte mit einer glühenden und in jeder Beziehung männlichen Begeiſterung begonnen. In der darauf folgenden Periode

der Reſtauration trat ein greller Gegenſatz ein, eine nüchterne und ärgerliche, weibiſche Kleinlichkeit, ein ohnmächtiger Mißmuth. Dies ſpiegelte ſich auch in der Unterhaltungsliteratur. Die geharniſchten Romane machten den Romanen in Häubchen Platz. Es trat ein ſolches Heer von Schriftſtellerinnen auf, daß ein Wiener Literarhiſtoriker nur mit dem Regiſter derſelben drei Bände anfüllen konnte. Dieſe Damen waren aber weit entfernt, die Roſenzeit der jungen Liebe, des Herzens erſtes Glück oder den patriarchaliſchen Frieden der Ehe zu ſchildern; es hatte ſich ihrer vielmehr die üble Laune der Reſtauration bemächtigt, und ſelbſt das zärtliche Geſchlecht äußerte vorzugsweiſe Unzufriedenheit, Schmerz und Aerger. Die zahlreichen neuen Damenromane waren entweder ſogenannte Entſagungsromane, oder Darſtellungen des Ehebruchs. Die älteren Romane von Lafontaine, Schmidtchen, Ewald ꝛc. endeten immer fröhlich mit Hochzeiten und Kindtaufen und waren auf einen ſo heitern Ton geſtimmt, daß ſelbſt ihre vielen Thränen nur ſüße und wollüſtige Thränen waren, die zuletzt in frohes Lachen übergingen. Sie ſchilderten die Liebe vor der Hochzeit mit ihren Freuden und kleinen Quälereien, Hinderniſſen, Trennungen und Wiedervereinigungen, kurz immer die Liebe im jugendlichen Kleide. Jetzt aber nahm man die Liebe um zehn bis zwanzig Jahre älter an. Man ſchilderte hauptſächlich nur die Herzenszuſtände der Unvermählten, Eheloſen, Tanten und Stiftsdamen, die zur Entſagung ihrer Liebe gezwungen worden waren, oder die ihr aus Großmuth freiwillig entſagt hatten. Machte ſich doch ſogar eine Art von Amazonenthum geltend, indem etliche ſchreibende Damen die Eheloſigkeit aus Prinzip anprieſen, ſofern die zarteſte und erhabenſte Weiblichkeit ſich nur fern vom männlichen Einfluß frei entwickeln und bewahren könne. Dieſe Meinung ſprachen namentlich einige Romane der berühmten Thereſe Huber aus. Viele andere Romane detaillirten den häuslichen Krieg, die Schwächen und Verirrungen der Verheiratheten, Ehebrüche aller Art, ſowohl platoniſche als criminelle, wobei vorzüglich Goethes Wahlverwandtſchaften zu Grunde gelegt wurden. Daß hiebei nicht ſelten pſychologiſche Wahrheiten geſagt wurden, daß ſich viele Menſchen- und Lebenskenntniß geltend machte, darf nicht geläugnet werden; doch der Poeſie geſchah offenbar Abbruch durch dieſe unjugendliche Auffaſſung der Liebe.

Die Einwirkung der Reſtauration machte ſich auch in einer auffallend ariſtokratiſchen Färbung dieſer Romane bemerklich. Der Schauplatz der Begebenheiten war gewöhnlich in einer kleinen Reſidenz, ein gräfliches oder adeliges Schloß, die Hauptperſonen waren moderne Fürſten, Grafen, Barone, Hof- und Stiftsdamen. Die rein bürgerlichen Romane erſchienen wenigſtens bei weitem nicht ſo häufig, als die adeligen, oder ſie handelten von Staatsdienern, geheimen Kammerräthen, Oberjuſtizräthen, Conſiſtorialräthen ꝛc. und näherten ſich mehr oder weniger der Ariſtokratie. Die Modernität überwog in dieſen Sittengemälden dergeſtalt, daß man auch auf den adeligen Stammſchlöſſern nur den Reflex der Reſidenz wahrnahm und von der alten Romantik des Ritterthums wenig oder nichts übrig blieb. Dieſes Wenige nämlich war Geburtsſtolz, das Hauptmotiv der Entſagung, und das militäriſche und adelige point d'honneur. Dieſe ganze Literatur ſchien nur von und für den modernen Hofadel und die Staatsdiener-Ariſtokratie geſchrieben. Sie hatte ein vornehmes Air, aber zugleich ein ernſthaftes und prudes, ganz entgegengeſetzt der Frivolität der altfranzöſiſchen Hofgeſchichten, wie ſie vor der Revolution Mode waren.

Dieſer grämlichen Aeltlichkeit der Damenromane entſprach auch die neue Gattung von philoſophiſchen und ironiſch räſonnirenden Novellen, welche geiſtreichen Männern ihren Urſprung verdankte. Tieck in ſeiner zweiten Periode, gleichſam ausruhend von dem altromantiſchen Rauſch und aus der zauberhaften Mondnacht zum nüchternen Morgen erwachend, begann in ſeinen Novellen Fragen des Lebens, der Kunſt und Literatur in ironiſcher Manier zu erörtern. Zwar zeichnet dieſe Novellen eine liebenswürdige Heiterkeit aus; allein es iſt die des Greiſes, der auf die Thorheiten der Menſchen mit Reſignation herabſieht und längſt nicht mehr die jugendliche Hoffnung hegt, ſie beſſern zu können. Seine Ironie fand viele unberufene Nachahmer, während mehrere Gelehrte ohne Ironie in philoſophiſchen, theologiſchen, pädagogiſchen und politiſchen Romanen ihre verſchiedenen Syſteme ernſthaft und zum Theil langweilig zum Beſten gaben. Das alles trug den Charakter der Aeltlichkeit. So viel Ideen auch im Umſchwung waren und in der wiſſenſchaftlichen Literatur verarbeitet wurden, blieben doch die philoſophiſchen Romane hinter der Erwartung zurück. Man

kann auch nicht einen einzigen politischen Roman der neuern Zeit aufweisen, der noch von einer so schönen Begeisterung durchglüht gewesen wäre, wie Dyanasore von Meyern, ein Roman, der bereits fünfzig Jahre alt ist. An Geistern hätte es wohl nicht gefehlt; allein es fehlte an der Empfänglichkeit des Zeitalters. In Perioden der Enttäuschung und Entmuthigung kann man durch Romane nicht auf die öffentliche Stimmung wirken, wie in Zeiten der großen Erhebung, des jugendlichen Aufschwungs und der jugendlichen Täuschung.

Daher zogen sich viele Dichter geflissentlich von den Fragen des öffentlichen Lebens zurück und liebten es, nur sich selbst, das Dichter- oder Künstlerleben wohlgefällig zu spiegeln. Auf diese Klasse von Romanen und Novellen hat Heinses Ardinghello, Goethes Wilhelm Meister und Tiecks Sternbald besonders eingewirkt. Man nahm das Künstlerleben entweder frivol oder sentimental; man machte aus den Künstlern glückliche Liebesritter, denen die Herzen zufliegen, zum Theil mit Casanova'schem Colorit; oder man machte aus ihnen überaus reine Ideale, Träger der heiligsten und tiefsten Kunstideen, oder man wußte beides zu verbinden, wie im Sternbald. Welche Menge von italienischen und Nürnberger Malernovellen, Baumeister-, Dichter-, Musiker- und Schauspielergeschichten sind nicht erschienen. In alle diese Helden aus dem Kunstgebiet haben die Dichter etwas von ihren eigensten Gefühlen, Tugenden und Schwächen übergetragen. Wer möchte läugnen, daß sie uns zuweilen tiefe Blicke in das Herz der Menschenklasse thun lassen, die ausschließlich von der Kunst lebt. Doch war es im Allgemeinen als ein Zeichen des Rückschritts zu betrachten, daß die Poeten aus Mangel an bessern Helden sich selbst zu Helden ihrer Romane machten. In Zeiten voller poetischer Kraft haben es die Dichter nicht mit sich selbst, sondern mit Gott, der Natur, der Geschichte und solchen Helden zu thun, die es wirklich sind. Erst die überlebte Poesie setzt aus Langerweile die Dichter vor ihren eigenen Spiegel hin.

Von Deutschland war keine Wiedergeburt des Romans zu hoffen, nachdem das patriotische Element in der Poesie wie im Leben rasch und gewaltsam unterdrückt, verpönt, verspottet worden war. Der Vergiftung seines tiefsten Gemüthslebens konnte nur kalte Ironie oder grämliche Resignation, ein frivoler Trost oder

Kopfhängerei folgen: die Verjüngung des Romans mußte von dem gesunden und stolzen England ausgehen.

Walter Scott pflanzte inzwischen doch nur einen deutschen Samen in den englischen Boden. Der historische Roman, wie der Sinn für das Mittelalter überhaupt, sind deutschen Ursprungs. Scott adoptirte nur die Grundideen der deutschen Romantik, indem er seine berühmten Schilderungen der englischen und schottischen Vorzeit unternahm. Er vermittelte diesen Geschmack allen Nationen, jedoch nicht ohne der nüchternen Zeit Concessionen zu machen, und diese waren von der Art, daß man in gewisser Beziehung sagen darf, er kehrte die deutsche Romantik um. Wenn nämlich die deutschen Dichter, in die Größe und Heiligkeit der Vorzeit versunken, den Nimbus derselben bis auf die Gegenwart auszudehnen, und auch noch unsere Zeit in einem goldenen romantischen Lichte zu sehn strebten; so trug Walter Scott vielmehr vieles von der Nüchternheit und Verständigkeit unserer Tage in die Vorzeit hinein. Er bringt uns die Vergangenheit, die wir im Schleier des Wunderbaren zu sehen gewohnt waren, plötzlich so nahe vors Auge, daß uns das Meiste daran natürlich erscheint, wie in einem niederländischen Genrebild oder Stillleben. Denen, die gar nicht aus der Modernität hinausblicken, muß er begreiflicherweise mit seinen alten Costümen höchst romantisch erscheinen; aber den Kennern und Freunden der wahren Romantik genügt er nicht. Er hat seinen unzählbaren Nachahmern die bedenkliche Kunst gelehrt, die ältesten und fremdesten Zustände mit einer Dreistigkeit auszumalen, als ob die Maler Augenzeugen gewesen wären, da sich doch in dieser ganzen Malerei die Modernität nirgends verläugnet, und die Barbaren der rauhen Jahrhunderte, wie die Priester, Ritter und Bürger, Königinnen und Nonnen des Mittelalters, in den Romanen eine durchaus moderne Denk- und Gefühlsweise in denselben Phrasen aussprechen, die bereits in den Genrebildern der heutigen Zeit abgenützt sind. Weit entfernt, die Gegenwart aus der Vergangenheit mit neuen Ideen zu befruchten, maßen sich die historischen Romane vielmehr an, die heutigen Ansichten und Convenienzen in alle Zeitalter überzutragen. Weit entfernt, das romantische Geheimniß der Weltgeschichte zu enthüllen, zeigen sie uns vielmehr nur, wie sich die Weltgeschichte, durch die moderne Brille gesehen, darstellt.

Das größte Verdienst Walter Scotts ist ein politisches. Indem er seine Leser, d. h. die ganze gebildete Welt gewöhnte, aus dem engen Kreise der Liebes- und Familiengeschichten in das unermeßliche Panorama der Weltgeschichte zu blicken, trug er zur Erweiterung des politischen Horizontes ungemein viel bei und führte den Geschmack gleichsam aus dem Hause auf das Forum, von den Privat- und Herzensangelegenheiten hin zu den öffentlichen. Das europäische Publikum wurde zum Erstenmal durch die Unterhaltungsliteratur mit den Schicksalen ganzer Völker und berühmter historischer Personen beschäftigt. Das ist ein großes Resultat.

Aus der Schule Walter Scotts zweigten sich zwei andre ab, wovon die eine vorzüglich auf Naturschilderungen (Cooper, Washington Irving, Wilson ꝛc.), die andere auf psychologische und philosophische Probleme und auf Erörterung der Zeitfragen ausging (Lady Morgan, Bulwer, Mistreß Trollope ꝛc.). Die letztere Schule kam in gewisser Beziehung auf die ältern englischen Sittengemälde zurück, und Manches z. B. in den ersten Romanen Bulwers erinnert an Fielding und Smollet. In Deutschland verband vorzüglich Steffens die Manieren des historischen und philosophischen Romans. Auf die Unzahl der mehr oder minder glücklichen Nachahmer Walter Scotts in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Rußland, Dänemark und Holland wollen wir uns hier nicht näher einlassen. Genug, wenn wir die Gattung charakterisiren.

Die Aufnahme, die der historische Roman überall gefunden hat, spricht sehr zu seinen Gunsten. Doch konnte der Zudrang unzähliger unberufener Dichter, oder vielmehr Romanfabrikanten, die sich ihm widmeten, unmöglich anders als ungünstig auf seine Form einwirken. Die Manirirung ist hier in der That bis auf den höchsten Grad getrieben worden. Einige Hauptmängel derselben scheinen folgende zu seyn.

Scott selbst liebte das kleinliche Ausmalen mehr, als es der Poesie zuträglich ist, und seine Nachahmer haben es noch übertrieben. Es ist schon eine alte Lehre, daß die Poesie nicht mit der Malerei wetteifern soll, weil sie nur nacheinander der Einbildungskraft vorzuführen vermag, was das Bild des Malers in einem Moment dem Auge darstellt. Wenn der Dichter gar zu ausführlich beschreibt, so vergißt der Leser nothwendig über dem Letztern das Erste, und die Vorstellung, anstatt klar zu werden, verwirrt sich.

Die beſten Geſchmackslehrer haben dafür gehalten und die beſten Dichter bewieſen, daß es, um eine vollkommen poetiſche Wirkung hervorzubringen, nur einer Andeutung der Vorſtellung bedürfe, wodurch der Leſer gezwungen wird, ſie durch eigne Thätigkeit der Phantaſie auszufüllen. Wenn vollends der Dichter bei Schilderungen des Coſtums gleichſam dem Schneider ins Handwerk greift, ſo erſcheint dies unwürdig. Wir wollen den Helden bewundern, wir wollen ihn auch ſehen, aber wir wollen nicht die Knöpfe an ſeinem Rock zählen. Mit den Landſchaftsgemälden iſt es derſelbe Fall. Sie entzücken nur, indem ſie uns überraſchen. Wenn man aber zuſehen muß, wie z. B. in Coopers Prairie die wandernden Jäger einen ganzen langen Band hindurch im Graſe bei einem Feuer ſitzen und den gebratenen Buckel eines erlegten Buckelochſen verzehren, ſo muß das langweilen. In dieſer Beziehung hat Wilſon das rechte Maß getroffen. Seine Naturſchilderungen ſind in dem Maße lebendig und bezaubernd, in dem ſie zugleich kurz ſind.

Ferner fällt in den hiſtoriſchen Romanen das falſche Pathos, der Mangel an Naivetät auf. Die fatale Neigung, alle Kleinigkeiten und Nebendinge bedeutend zu machen, hat zu einer gewiſſen romantiſchen Pedanterei geführt, die wir gleichzeitig auch in der neuern Hiſtorien- und Genremalerei wahrnehmen. Es ſoll ein Held der guten alten Zeit gemalt werden. Wer wird ſich darüber wundern, wenn er hinter ſeinem langen und ehrwürdigen Bart düſterſinnend, ſtolz oder mit tiefer Leidenſchaft hervorblickt. Allein wenn der Maler auch dem untergeordneten Krieger im Hintergrund, dem Knecht, der das Pferd hält, ja dem Pferde ſelbſt einen eben ſo anſpruchsvollen Blick, einen eben ſo vornehmen Ausdruck von Zorn gibt, ſo erſcheint dies ſchon als ein falſches Pathos, als nicht mehr natürlich, als manirirt. Denſelben Fehler, der ſo häufig in der Malerei und in den Stahlſtichen vorkommt, theilen auch die hiſtoriſchen Romane. Nicht nur die Helden ſind hier voll Weisheit und edler Geſinnungen, ſondern auch die Bauern, die Knechte, denen etwas mehr Naivetät wohl zu gönnen wäre. Es gibt eine ganze Klaſſe von edeln Landleuten, edeln Spionen, edeln Lootſen und Bootsknechten u. ſ. w. in den hiſtoriſchen Romanen, die als ſtehende Figuren immer wiederkehren, und deren rauhe Tugend nicht beſcheiden und naiv, ſondern anſpruchsvoll, hofmeiſternd, pedantiſch iſt.

Das Prahlerische der historischen Romane liegt auch häufig schon in der Introduktion. Der Leser wird ungemein gespannt, der Dichter spielt Versteck mit ihm, läßt ihn lange lange in Erwartung, wie das Geheimniß sich lösen werde, und löst es am Ende auf eine ganz gemeine Weise. Der Unbekannte, der uns am Eingang begegnete, eine wichtige Person und der Träger eines großen Schicksals schien, ist zuletzt oft nur ein ganz gewöhnlicher Mensch, der ein nichts weniger als großes Werk vorhat. Viele Romane fangen mit einer prächtigen Naturschilderung an und fahren dann so ordinär als möglich fort, um trivial auszugehen, und gleichen prächtigen Façaden, hinter denen ein leerer Raum ist.

Endlich darf nicht ganz unbeachtet bleiben, daß einige, namentlich deutsche und französische Nachahmer Walter Scotts die Freiheit, das Mittelalter in seiner nackten Wahrheit zu schildern, mißbraucht haben, um mit Vorliebe Barbareien aller Art zu enthüllen und mit einer wahrhaft henkermäßigen Einbildungskraft zu beschreiben. Und als eine Kleinigkeit wollen wir schließlich noch das allzuhäufige Vorkommen von hexenhaften alten Weibern und Zigeunern rügen. Zugegeben, daß sie gute Staffagen in einem historischen Romane sind, so hat man sie doch zu oft gebraucht, daß sie nicht endlich widerlich geworden seyn sollten.

Beiläufig müssen wir auch über eine Eigenthümlichkeit der englischen Romane sprechen, die denselben in neuester Zeit häufig zum Vorwurf gemacht worden ist, die Pruderie oder übertriebene Sittenstrenge. Schon die ältern Romane der Engländer unterscheiden sich in dieser Beziehung von den frivolen Romanen der Franzosen, und dieser, den Völkern selbst angeborne Gegensatz hat sich in unsern Tagen nur wieder etwas stärker ausgesprochen. Wir meinen, es kommt bei der Beurtheilung dieser Streitfrage nicht auf das Glaubensbekenntniß des einen oder andern Kritikers an, der für seine Person so oder anders glaubt und nun verlangt, die ganze Welt solle dasselbe glauben. Es handelt sich hier vom Charakter der Nationen, dieser ist unabänderlich, und wenn das Urtheil nicht in den Wind gesprochen seyn soll, muß es sich nach der Natur, nach dem Thatbestand, nach der geschichtlichen Erfahrung richten. So scheinen uns die Deklamationen hier gegen die englische Pruderie, dort gegen die französische Frivolität übel angebracht, sofern sie nicht bloß vorübergehende Uebertreibungen rügen, sondern sich

feindlich gegen den Grundcharakter beider Nationen aussprechen, und wohl gar denselben radikal reformirt haben wollen. Ohne Zweifel hat man auf beiden Seiten übertrieben, und diese Uebertreibungen sind zu tadeln; allein es scheint thöricht, deßhalb den unzerstörlichen Typus einer Nation, dessen Extrem jene Uebertreibungen sind, verdammen zu wollen. Die englische Ehrbarkeit bleibt höchst achtungswerth, wenn sie auch in der That zuweilen in Pruderie ausgeartet ist, und der leichte französische Sinn bleibt liebenswürdig, wenn er auch häufig in frechen Hohn gegen alles Heilige ausgeschweift ist. Der stärkere Vorwurf aber muß freilich immer die Franzosen treffen, weil ihre Uebertreibungen der Lizenz allerdings viel schädlicher gewirkt haben und wirken, als die unschuldige Pruderie der Engländer. Vom Standpunkt der öffentlichen Sittlichkeit aus kann man den Engländern höchstens etwas zu viel Kälte und Langweiligkeit, den Franzosen aber muß man etwas Schlimmeres vorwerfen, nämlich daß sie die Unschuld verführt, böse Neigungen beschönigt, die Phantasie verunreinigt, das Gemüth verderbt haben. Und sofern deutsche Kritik in diesen Geschmacksstreit sich einmischt, wird sie niemals die Verwandtschaft des deutschen Blutes mit dem englischen verleugnen können. In unserm Nationalcharakter und in dem Entwicklungsgange unserer Sitten herrschen dieselben Elemente vor, wie bei den Engländern, und auch in unserer Literatur hat der sittliche Grundzug sich nie auf die Dauer durch französischen Einfluß aus seiner Richtung bringen lassen. Deßhalb müssen wir die Zunge der Wagschale auf die englische Seite neigen und im Wesentlichen die Motive billigen, welche das Urtheil der berühmten englischen Reviews bestimmen.

Wie die deutsche Romantik nach England hinübergedrungen und dort zum historischen Roman eigenthümlich umgestaltet worden war, so fand sie auch, etwas später, in Frankreich Eingang und wurde dort eben so eigenthümlich verändert, man darf wohl sagen verzerrt. Schon das muß auffallen, daß sich die Franzosen nicht die im Mittelpunkt deutscher Romantik strahlenden Dichter, sondern den am äußersten Ausgangspunkt derselben und schon im Extrem und schroffen Contrast befindlichen Callot-Hoffmann zum Muster wählten und nicht Heiligkeit, Ritterlichkeit, Ehrbarkeit, sondern Verzweiflung und Wahnsinn als das Thema, das sie variiren wollten, vorzogen. Bekanntlich entlehnten sie von Hoffmann die

pſychologiſchen Verirrungen, die dämoniſchen Schauer in den exaltirteſten Zuſtänden des Verbrechens, der Begierde und Furcht. Nur die Neigung zu obſcönen Darſtellungen, die Vermiſchung der Wolluſt mit der Grauſamkeit konnten ſie aus der keuſchen deutſchen Romantik nicht entlehnen; dieſe gaben ſie aus eigenen Mitteln hinzu. Balzac, Sue, Janin, Kock, Raynard, Sand (die berühmte Madame Dûdevant) und eine ſchon kaum mehr zu überſehende Menge Nachahmer wetteiferten in Darſtellungen menſchlicher Laſter und Qualen. Sofern auch Walter Scott auf ſie einwirkte, wählten die neufranzöſiſchen Romantiker aus der Geſchichte mit beſonderer Vorliebe ſolche Zeiten und Perſonen zur Darſtellung aus, die ihnen Gelegenheit gaben, Gräuel zu ſchildern, Scenen der Tyrannei, der verderbteſten Hofdeſpotie und der revolutionären Schreckenszeit. Dabei miſchten ſich die alten Neigungen der Voltairiſchen Schule ein, Freigeiſterei, Verſpottung der Ehe und Moral.

Mitten im Frieden und unter allen Segnungen der Civiliſation öffnet uns dieſe Literatur einen Abgrund von Verworfenheit, an deſſen Möglichkeit man kaum glauben würde, wenn man nicht durch die Thatſache ſelbſt überraſcht worden wäre. Man hat dieſe auffallende Erſcheinung einfach aus den liederlichen Sitten der Stadt Paris erklärt und wohl mit Recht. Wir wollen einige Zeugniſſe dafür anführen. Vor ungefähr zwei Jahren ſchrieb ein Correſpondent der Allgemeinen Zeitung: „Alles klagt über die reißenden Fortſchritte der Entſittlichung. Sie herrſcht unter allen Parteien. Es iſt ein Selbſtaufgeben aller höhern moraliſchen Würde. Die legitimiſtiſche Jugend ſtumpft ſich ab in geiſtloſer Wolluſt. Selbſt das Juſte-Milieu feiert ſchwelgeriſche, unwürdige Feſte, und die Republikaner wetteifern in Orgien aller Art von den feinſten bis zu den gröbſten, die Marat und Beſtialität, Blut und Unzucht vermengen. Eine gewiſſe Literatur iſt ein wahrer Stall des Epikur, wo literaſche Thiere die Trüffeln der Gemeinheit aus dem fetten Boden ihres Geiſtes wühlen. Die Délaſſements gewiſſer Romane ſind Mütter, die ihre eigenen Töchter verkuppeln, Väter, die ihre eigenen Töchter entehren. Das wunderbarſte aber iſt, daß es blutjunge Scribenten ſind, die ſolche Infamien ſchreiben.“ Noch unlängſt hat Souilé einen ſeiner unmoraliſchen Romane mit folgendem Nachwort entſchuldigt: „Die Romantiker ſind, wie man weiß, Leute, welche die Weltgeſellſchaft verderben und die Welt verläumden.

Zu einem der ausgezeichnetsten Kritiker unserer Zeit, der diese Beschuldigung der Literatur hat drucken lassen, sagte der Verfasser dieses Buchs: Glauben Sie, daß es heutzutage möglich ist, in einen Salon, in welchem sich zwanzig Personen befinden, hineinzublicken, und die Geschichte dieser zwanzig Personen mit allen Nebenumständen und zu allen Zeiten ganz ohne Schleier zu erzählen? und zwar sagen wir nicht, in einen bestimmten Salon, in einen bestimmten Stadtbezirk, in eine Gesellschaft aus einer bestimmten Klasse von Menschen bestehend, wir sagen nur, in einen Salon, einen Stadtbezirk, eine Gesellschaft aus irgend einer Klasse von Menschen bestehend, welche sie auch sey; glauben Sie wirklich, daß Sie darin nicht mehr Laster, mehr beschämende, mehr schändliche Dinge finden werden, als in dem allerunmoralischsten Romane? Der Kritiker gab das zu."

Wenn sich nun auch solche Schilderungen nur auf die Schattenseite des Pariser Lebens beziehen und dabei die Lichtseite des französischen Charakters überhaupt und der lebendigen Pariser insbesondre nicht verleugnet werden kann noch soll, so muß doch allerdings jene stark markirte Schattenseite des wirklichen Lebens als die nächste Ursache der in den neuen französischen Romanen ausgesprochenen Tendenz in Betrachtung gezogen, und ihr in gewisser Beziehung als Entschuldigung angerechnet werden. Aus demselben Grunde aber muß man um so stärker die Verbreitung dieser schlechten Romane in Deutschland mißbilligen. In Paris finden sie nichts mehr zu verderben, wohl aber bei uns. In Paris sind sie in ihrem Elemente, nicht aber bei uns. Es steht zu erwarten, daß sie auch in Paris, sofern sie über die Schranken getreten sind, die dem Laster in jedem civilisirten Staate nothwendig gezogen werden müssen, auch wieder werden zurückgedrängt werden. Aber Deutschland hat noch viel mehr Grund, sie abzuweisen, und wir hätten wohl gethan, nach dem Beispiel der Engländer, sie uns gar nicht nahe kommen zu lassen.

Wenn wir aus diesen neusten französischen oder den französischen nachgeahmten deutschen Romanen die Hauptsituationen zusammenstellen wollten, würden wir ein vollständiges Register aller unnatürlichen Laster und Begierden und aller möglichen die Scham empörenden Sonderbarkeiten erhalten. Die Schule Voltaire's, Crebillon's ꝛc. begnügte sich noch, um die criminalistische Sprache zu

gebrauchen, mit einfachen Scortations- und Ehebruchsfällen; aber die neueste Romantik schritt zum Inceſt und zu den complicirteſten Verbrechen gegen die öffentliche Sittlichkeit fort. Das Opfer ſolcher Verbrechen muß nicht bloß ein Weib, es muß zugleich die Tochter ſeyn, oder die Schweſter, oder ſie muß blind oder blödſinnig ſeyn, das Verbrechen muß unter den ungewöhnlichſten und ſchauderhafteſten Umſtänden begangen werden, begleitet von Todesfurcht, Wahnſinn ꝛc. Sogar das gemeine Verbrechen des Diebſtahls hat man in den Romanen eingeführt, um dadurch den Ekel des Leſers noch mehr zu ſteigern. Ja, die alte Ritterlichkeit der Romanhelden iſt in dem Grade vergeſſen und in ihr Gegentheil verwandelt worden, daß z. B. Scävola eine neue Klaſſe von um Geld dienenden Freudenjünglingen den alten Freudenmädchen glaubte an die Seite ſetzen zu müſſen. Die Helden der Romane ſind keineswegs immer Don Juans oder auch nur Lovelaces und Clavigos, ſondern ſehr häufig der Auswurf gemeiner Roués und Spekulanten, reichen Frauen gegenüber, oder gar alte Wüſtlinge und impotente Könige jungen Odalisken gegenüber. Wenn bei allen dieſen Ausſchweifungen der verdorbenſten Phantaſie das Gewiſſen und eine ſittliche Mahnung noch irgend repräſentirt werden, ſo geſchieht es doch nur durch Verzweiflung und Selbſtmord, die das Verbrechen beſchließen, aber nicht verſöhnen. Faſt allen dieſen Romanen iſt eine grelle Diſſonanz am Schluß eigen. Die Verfaſſer gehen darauf aus, dem Leſer das peinigendſte Gefühl zurückzulaſſen.

Es bedarf keiner weitern Erörterung, daß ſolche Romane ein Extrem ſind, und da ſich Extreme in der Literatur nie lange behaupten können, ſo darf man dem Untergang dieſer exaltirten Poeſie mit Ruhe entgegenſehen.

Irren wir nicht, ſo wird ſich Frankreich ſelbſt davon abwenden, denn in dieſer Uebertreibung einer ſchlimmen Neigung des franzöſiſchen Charakters droht die liebenswürdigere Seite dieſes Volks völlig unterzugehen. Dies kann ſie aber nicht. Die Natur hilft ſich in ſolchen Fällen immer durch Reaktion. Neigt der franzöſiſche Charakter allerdings auf der einen Seite zu einer alle Schranken niederreiſſenden Heftigkeit, einer alle Humanität verhöhnenden Grauſamkeit, einer durch die zahme Kultur wild durchbrechenden Barbarei, wie ſichs beſonders in der Revolution offenbarte, ſo hat er doch auf der andern Seite auch wieder ſo edle und freundliche Eigenſchaften,

einen so zarten Takt für wahre Humanität, und mehr als andre Völker jenen feinen Sinn, das alltägliche Leben zu einem festlichen und poetischen zu erheben und das gedrückte und unglückliche durch den Sonnenschein guter Laune zu verschönern, daß man gewiß nicht zweifeln darf, diese Liebenswürdigkeit wird bald wieder vorschlagen und die groben Verirrungen der neuen Schule verdrängen. Wenn dieses junge Frankreich erst alt wird, dürfte vielleicht geschehen, was man so häufig bei französischen Individuen sieht, bei denen erst in späteren Jahren die Grazien sich einstellen, nachdem die Furien der Jugend von ihnen Abschied genommen haben. —

Wenn dieser flüchtige Umriß der Romangattungen, wie sie sich der Reihe nach in Europa gefolgt sind, zur Orientirung in dem wirklich kaum übersehlichen Reiche der Romane nothwendig schien, wollen wir nunmehr etwas näher auf das Formelle derselben eingehen.

Die hergebrachte allgemeine Form des Romans ist die einer Liebesgeschichte. Eine solche muß wenigstens immer den Rahmen des Gemäldes bilden, wenn auch sonst allerlei Bruchstücke der Weltgeschichte, Sittenschilderungen, Naturschilderungen, philosophische und kritische Betrachtungen hineingepfropft werden. Betrachtet man nun die neueren und neuesten Romangattungen, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß die Jugend der Romantik, der Reiz der ersten Liebe vorüber ist. Auf der einen Seite erschreckt uns in den nicht unmoralischen Romanen die Monotonie derselben immerwährend wiederholten Situationen, Charaktere und Phrasen. Dem Helden und der Heldin begegnet in hundert und aber hundert Romanen ungefähr immer das nämliche, und sie enden alle auf die nämliche Weise. Es hat sich eine Romanen-Convenienz gebildet, die so trivial geworden ist, wie das sociale Leben in der Wirklichkeit. Man greift daher auch zum Roman nicht mehr, um einen tiefen Eindruck in der Seele zu empfangen, um mit zitternder Begier und erröthender Erwartung zu lesen; man will nur leicht unterhalten oder gar nur angenehm eingeschläfert werden. Dieses Herabsinken des Romans zu einem Verdauungsmittel, die Entweihung dessen, was einst das tiefste Herz bewegte, zu einem gemeinen Fabrikat für bloße Zeittödtung und die daraus folgende fabrikmäßige Uniformität der Liebesscenen, in denen die innerste Freiheit des Gemüths walten sollte; der äußere gleiche Anstrich seelenloser

Romanfiguren, wo sich das wärmste Leben offenbaren sollte, das alles ist ein, wir wiederholen es, fast erschreckendes Symptom, denn es deutet auf eine Profanirung der Liebe überhaupt und auf die gänzliche Abkühlung einer Gluth, die sonst alle Herzen läuterte und veredelte. — Auf der andern Seite erschreckt uns fast noch mehr die in Frankreich aufgekommene Spekulation, der bereits stillschweigend verachteten Liebe ein neues Interesse zu geben durch die äußersten Mittel des Wollüstigen und Grausamen. Es muß in der That weit gekommen seyn, wenn die Dichter eines ganzen Volks in Masse zu diesen Gewaltsmitteln greifen und dadurch eingestehen, daß eine einfache natürliche Liebe gar kein Interesse mehr zu erregen vermag.

Ist nicht auch der historische Roman ein Beweis, daß man sich nicht mehr mit der Geschichte zweier Herzen begnügt, daß man etwas anderes verlangt, als Liebe? Man ist gleichgültig gegen die Individuen geworden, man sieht nur noch auf die Gattung. Die Liebe wird in dem historischen Roman als Nebensache behandelt, Hauptsache sind politische, nationale Interessen. In der französischen Romantik, welche der Liebe mehr Werth beilegt, ist gleichwohl die alte heilige Hingebung an das Individuum übergegangen in ein bloß thierisches und über seine Thierheit sarkastisch reflektirendes Interesse für das Geschlecht. Man sieht in den Frauen nur Exemplare, verschiedene Vorzüge oder Mängel der Race. Der Zauber der Persönlichkeit ist verschwunden, und eine krankhafte Gier nach Wechsel zwischen vielen Exemplaren und nach Seltenheiten der Race eingetreten. Davon geben alle neuen Romane der Pariser Zeugniß, und Klagen darüber sind schon öfters laut geworden. So schrieb Alfred de Müsset über Paris: „Die Sitten der Studirenden und Künstler, diese so freien, so schönen, so jugendkräftigen Sitten, nahmen an dieser allgemeinen Aenderung Theil. Die Männer hatten den Frauen gegenüber ein Wort gelispelt, das tödtlich verwundet: die Verachtung; sie hatten sich dem Wein und den Dirnen ergeben. Die Studirenden und die Künstler warfen sich in dieselbe Ausschweifung. Die Liebe wurde wie der Ruhm und die Religion behandelt. Es war eine alte Illusion. Man lief daher nach schlechten Orten. Die Grisetten, jene so schwärmerische, so romantische und von so zarter und empfindsamer Liebe durchdrungene Klasse, sah sich auf die Comptoirs der Buden verwiesen. Sie war arm und

man liebte sie nicht mehr. Sie wollte schöne Kleider und Hüte, sie verkaufte sich. O Jammer, der Jüngling, der sie hätte lieben sollen, dem sie selbst ihre Liebe geschenkt hätte, er, der sie sonst in die Haine von Barrieres und Romainville, zu Tänzen auf dem Rasen, zum Abendbrod in schattige Lauben führte, der Abends bei der Lampe im Hintergrunde der Buden an langen Winterabenden mit ihnen koste, der mit seiner Geliebten sein in den Schweiß seines Angesichts getauchtes Brod und seine hohe und arme Liebe theilte; derselbe Jüngling fand sie jetzt, nachdem er sie verlassen, blaß und bleifarben, für immer verloren, mit Hunger auf den Lippen und mit Schmach der Entehrung im Herzen an einem Orgien-Abend im Bordell.“

Dahin mußte es kommen, sobald der ehemalige zarte Sinn für das Individuum verschwand und bloß ein grober für Gattung und Geschlecht übrig blieb. Wie dadurch alle schöne Natur im geselligen Leben untergehen muß, so auch im Roman.

Fassen wir die Sache etwas tiefer, so erscheint sie als eine unmerkliche, bedeutsame Reaktion des lateinischen Prinzips in Europa gegen das germanische. Die Heiligachtung der Person war die Grundlage des germanischen Lebens im Staate wie im Hause, und daher auch das Charakteristische der gesammten germanischen Dichtkunst, während in der antiken Welt die Person im Geschlecht, in der Nation, im Staate sich verlor. Je mehr der öffentliche Verkehr sich steigert, je mehr die Menschen aus dem engen Kreis ihrer Heimath herausgerissen werden, desto mehr scheinen sie auch ihre Individualität selbst abschleifen und zugleich die Achtung fremder verlieren zu müssen. Sie selbst nähern sich immer mehr dem Gattungstypus, den Zeit und Mode verlangen, und sie hängen auch an diesem oder jenem Andern nicht mehr, weil sie ja überall dasselbe wiederfinden. Jene wunderbaren altromantischen Gefühle, das Heimweh, das die Seele an einen einzigen Ort in der Welt bannt, und die Liebe, die in der ganzen Welt nur ein einziges Wesen kennt, mit dem sie im geheimen Rapport steht, wollen völlig aus dem menschlichen Gemüth Abschied nehmen und es wieder auf den Ton stimmen, auf den es im Alterthum gestimmt war und jetzt etwa noch in China ist, wo die Individuen ebenfalls durch ihre unermeßliche Menge zu bloßen Ziffern einer Summe herabgesunken sind, und wo die ewige Monotonie der

Gattung sich nur durch die unnatürlichsten Wollüste mit Variationen täuscht.

Möglicherweise könnte aus diesem Wechsel, den die poetische Anschauung der Frauen erfahren hat, ein Vortheil für die Poesie hervorgehen. Man kann nicht ganz mit Unrecht sagen, die alte Anschauungsweise war allzu subjektiv; die Liebe überwog den Geschmack so sehr, daß die Dichter häufig in ihrem eigenen Interesse für den geliebten Gegenstand befangen, gänzlich vergaßen, uns denselben objektiv klar und interessant zu machen. Sie schilderten meist nur ihre Liebe, statt des Gegenstandes derselben, und dieser Gegenstand war nicht immer der Liebe und eines so großen Aufwandes von poetischer Rede werth. Wenn nun die Hingebung an eine Person abnähme und an ihre Stelle eine poetische Anschauung des ganzen Geschlechts, eine feinere Auswahl unter den weiblichen Exemplaren träte, so könnte voraussichtlich der Geschmack sich wieder bis zur Classicität verschärfen, die unzweifelhaft ein Besitzthum der alten Griechen gewesen ist, wenigstens in Beziehung auf die körperliche Schönheit. Es gehört allerdings ein gewisses Absehen von den Vorzügen der einen geliebten Person dazu, um die Vorzüge vieler andern zu würdigen; es gehört eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Individuum dazu, um aus allen Exemplaren der Gattung den Gattungsbegriff, den Urtypus der Schönheit herauszufühlen und von jeder subjektiven Vorliebe fern das reine Objekt zu ermitteln.

Nun finden wir aber sonderbarerweise, daß alle die Dichter, von denen in jüngster Zeit, insbesondere in Frankreich, die Verachtung der poetischen wie der bürgerlichen Ehe, das Lossagen von jeder ausschließlichen Liebe, das Anpreisen der zügellosen Freiheit und des reizenden Wechsels im Lieben ausgegangen ist, auch nicht eine Spur von jener classischen Tendenz zum Vergleichen und Ausmitteln des objektiven Ideals zeigen. Sie sind im Gegentheil der wildesten Subjektivität anheimgefallen, und folgen dem bizarrsten Geschmack, der willkührlichsten Laune einer sowohl psychischen als physischen Wollust. Anstatt jenes schöne, klare, ruhige und beruhigende Ideal weiblicher Schönheit in geistiger wie körperlicher Beziehung zu suchen, das die Alten aus der Gattung zu abstrahiren oder aus vielen Individuen zu concentriren wußten, tragen diese neuen Dichter vielmehr ihre eigene Häßlichkeit,

Unklarheit und Unruhe in die weiblichen Romanfiguren, welche sie darstellen, hinüber und verzerren das schöne Urbild des Weibes in unzählige unweibliche Karrikaturen, denen sie männliche Frechheit, männliche Skepsis und alle die wilden Leidenschaften und Geistesverirrungen, die lasterhaften Appetite und falsche Philosopheme andichten, von denen bei kaltem Herzen ihr heißes Hirn erfüllt ist.

Vielleicht rächt sich auf diese Weise die gekränkte Liebe. Sie wirft in die Seelen derer, die ihre Heiligkeit verachten oder läugnen, einen unauslöschlichen, nie zu befriedigenden Heißhunger, eine verzehrende Flamme, Verzweiflung, Ekel an allem und zuletzt an sich selbst.

So wie man von der einfachsten und natürlichsten Auffassung und Darstellung der Liebe abgegangen ist, hat man vorzugsweise ihre Verirrungen und krankhaften Zustände zu entwickeln und gleichsam mit dem anatomischen Messer auf das grausamste zu seciren gesucht. Dagegen ließe sich nichts einwenden, wenn man nur nicht eine allzu verwerfliche Moral daran geknüpft, und wenn man sich auch in der Krankheit nur an die Natur gehalten hätte. Allein bei diesem psychologischen Experimentiren hat nicht immer die Wahrheit und Tiefe der Menschenkenntniß auf Kosten der Poesie ihren Triumph gefeiert, sondern es hat sich auch sehr häufig die leichtsinnigste Willkühr auf Kosten der Naturwahrheit geltend zu machen gestrebt. Was hat man nicht alles den Romanheldinnen zugemuthet, um sie durch einen wahren Cumulus von Tugenden über Ihresgleichen zu erheben, und wie hat man nicht in jüngster Zeit bei Romanhelden sogar die Laster übertrieben, um ihnen eine übermenschliche Genialität anzudichten. Muß man auch der Poesie die Freiheit zugestehen, ein wenig über Menschengröße zu malen, so darf doch weder die Tugend noch das Laster zu kolossal und unwahrscheinlich werden, weil man sonst nicht mehr daran glauben kann. Am häufigsten wird die Wahrheit hintangesetzt in Situationen des grausamsten Leidens, worin sich die Dichter jetzt so sehr gefallen. Da behauptet der, gegen den alle Pfeile des Schmerzes sich richten, entweder eine übermenschliche Ruhe und übt eine Großmuth, die nur Engeln zuzumuthen ist; oder, was in der französischen Schule noch häufiger vorkommt, er überläßt sich einer systematischen Verzweiflung und macht alle Touren derselben durch,

zum entsetzlichen Ergötzen der armen Leser. Callot-Hoffmann brachte diese neue Poesie zuerst in die Mode, und die Franzosen haben sie in unzähligen Situationen durchgeführt. Welche Folterqual der Seele wäre übrig, die sie nicht bis ins kleinste Detail ausgemalt hätten; „die letzten Augenblicke eines Verurtheilten“ von Victor Hugo können als Maßstab dienen, und er ist noch der Wahrheit treu geblieben, während viele seiner Nachfolger dieselbe grausame Wollust in den unnatürlichsten Verzweiflungs-, Wahnsinns- und Angstscenen noch zu übertreffen gesucht haben. Man denke an die Mordthat, die der Bräutigam in der Hochzeitnacht aus Idiosynkrasie an der Braut begeht, an den Traum des Gehenkten, der da glaubt, die Geliebte umstricke ihn buhlerisch mit ihren Haaren, während ihm der Henker den Strick um den Hals legt, und an hundert ähnliche Schilderungen, wovon die neufranzösischen Romane wimmeln.

Die Dichter haben angefangen, recht eigentlich auf Unwahrscheinlichkeiten Jagd zu machen. Ein geistreiches, sogar als edel geschildertes Weib soll lieben. Ohne Zweifel wird sie einen edeln, ihrer würdigen Mann lieben. So hätten ehemals die Dichter geglaubt. Aber das ist schon abgedroschen und man läßt sie einen Verbrecher lieben. Auch das geht an, der Verbrecher kann ihr liebenswürdig erscheinen, weil er sonst noch allerlei Vorzüge besitzt. Aber auch dies Motiv ist schon abgenützt. Ein französischer Dichter ist unlängst noch einen Schritt weiter gegangen und läßt sie bereits einen Verbrecher lieben bloß deßwegen, weil er ein Verbrecher ist, und um so zärtlicher lieben, ein je abscheulicherer Verbrecher er ist und je edler sie selbst ist. Dies ist die Gradation, welche die Romantik durchmachen mußte, sobald sie um jeden Preis immer wieder etwas Neues wollte, das vorher noch nicht dageweſen war. In einer andern Richtung hat auch der deutsche Roman diese Gradation durchgemacht. Ein junges liebenswürdiges Mädchen wünscht einen Mann, das war das Thema der alten Romane. Sie bekommt keinen Mann, tröstet sich mit dem Himmel und geht ins Kloster oder wird eine wohlthätige Tante, ein guter Genius der Familie. Das war das zweite Stadium. Als aber dieses Motiv der Entsagung abgenützt war, kam man darauf, die Mädchen der Ehe entsagen zu lassen ohne alle Noth, mit Zurückweisung der sich meldenden, selbst der edelsten Männer,

bloß um sie die Amazone spielen zu lassen, mit einem Wort, um nach so viel Dageweſenem etwas Neues aufzubringen.

Wir könnten ohne viele Mühe dieſen ſtufenmäßigen Uebergang vom Natürlichen zum Unnatürlichen in der Darſtellung der Liebe noch in vielen andern Fällen nachweiſen, da ſich ein ziemlich reichhaltiges Repertoire von Romanen in unſerm Gedächtniß geſammelt hat. Allein wir wollen von den innern Motiven zu den äußern übergehen, um auch bei dieſen nachzuweiſen, wie ſehr ihre Unwahrſcheinlichkeit in den neuen Romanen zugenommen hat.

Vom lieben Zufall wird ein wirklich unmäßiger, man darf ſagen unanſtändiger Gebrauch gemacht. Man greife nur die erſten beſten hundert Romane heraus und zähle zuſammen, wie oft ſich die Liebenden auf eine ganz unwahrſcheinliche Weiſe wiederfinden, wie oft der obligate Störefried, namentlich bei Ehebruchsgeſchichten der läſtige Ehemann, gerade zur rechten Zeit für die Liebenden, ſonſt aber ohne alle Noth an einem Zufall ſtirbt, wie oft in großen Gefahren der Retter bei den Haaren herbeigezogen wird und als deus ex machina plötzlich hervortritt, wie oft das blinde Glück überhaupt in Requiſition geſetzt wird, um das lahme Verdienſt weiter zu tragen, wie oft eine lange romantiſche Verwirrung am Schluß nicht kunſtreich aufgelöst, ſondern grob durch das Schwert zerhauen wird ꝛc. Vergleicht man alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten, ſo muß man die unmoraliſchen Romane, die in jüngſter Zeit ſich darin gefallen, ohne genügenden Schluß mit einer recht grellen Diſſonanz abzubrechen, gewiſſermaßen darum loben; denn gar kein Schluß iſt beſſer, als ein ſchlechter.

Gegenwärtig liebt man es auch beſonders, viele Abenteuer an einem Ort und in einer Stunde zuſammenzudrängen, um den Effekt möglichſt zu verſtärken. Ein Abenteuer erwartet man, aber zwei, drei andere kommen dazwiſchen, wie in einem Luſtſpiel, obgleich die Handlung höchſt tragiſch, ja verzweiflungsvoll iſt. Abgeſehen davon, daß ein ſolches Zuſammentreffen wichtiger Conflicte immer unwahrſcheinlich iſt, entſteht dadurch überhaupt eine Verwirrung, die den Leſer, der den Faden behalten will, übermäßig anſtrengt, und ein Effekt ſtärkt den andern nicht, ſondern ſchwächt ihn, weil wir uns unmöglich für viele hier in einen Knäuel verwickelte Perſonen und Beziehungen zugleich intereſſiren können und eine über der andern nothwendig vernachläſſigen. Die Oekonomie

der Compoſition, das einfache und doch anſprechende Gruppiren iſt keineswegs ſo verächtlich, wie gewiſſe Dichter zu glauben ſcheinen, die ſich nur in monſtröſen Verwickelungen gefallen, und darin weniger ihre Kunſt, als ihren Mangel an gutem Geſchmack verrathen.

Allein um gerecht zu ſeyn, müſſen wir auch anerkennen, daß, wenn jene Unwahrſcheinlichkeiten und forcirten Effekte vorzüglich in engliſchen und franzöſiſchen Romanen vorkommen, in den deutſchen oft die Wahrſcheinlichkeit nicht weniger übertrieben wird. Es iſt nämlich nicht genug, daß eine Liebesgeſchichte wahrſcheinlich ſey, ſie muß auch noch etwas mehr, ſie muß poetiſch ſeyn. Die unpoetiſche Alltäglichkeit gewiſſer Damenromane iſt allzu wahrſcheinlich. Wenn die Frau von A. am Stickrahmen ſitzt und mit dem Fräulein von B. ſich von dem ſchönen Hauptmann von C. unterhält, und der Aſſeſſor von D. kommt dazu und man kramt einige Stadtgeſpräche aus und beſpricht den bevorſtehenden Ball und kleidet ſich für den Ball an und entwickelt ſeine Kenntniß des neueſten Modejournals und fährt dann hin und tanzt, und plaudert dazwiſchen und kokettirt und läßt von ferne einen Heirathsantrag oder einen kleinen Ehebruch durchſchimmern, zu dem man aber erſt auf der 200ſten Seite wirklich gelangt, ſo iſt das allzu wahrſcheinlich und eben ſo unpoetiſch als die oben gerügte hyperpoetiſchen Unwahrſcheinlichkeiten.

Die Romane, in denen die Liebe nur Nebenſache iſt und nur gleichſam zur Einfaſſung dient, können wir im Allgemeinen in hiſtoriſche und philoſophiſche eintheilen.

Durch die hiſtoriſchen Romane iſt den theils trivial gewordenen, theils bis zur Verworfenheit ausgearteten Liebesgeſchichten ein wohlthätiges Gegengewicht gegeben worden. Die geſchichtlichen Gemälde bieten jener Trivialität gegenüber einen neuen Reiz dar und führen von jenen Phantaſtereien einer befleckten Phantaſie zum feſten Boden der Wahrheit und Wirklichkeit zurück. Zugleich knüpfen ſie an das poetiſche Intereſſe auch das in unſerer Zeit ſo ſehr vorherrſchende politiſche an und eignen ſich beſſer als jede andere Form, politiſche Lehren in Beiſpielen, vaterländiſche Erinnerungen und große begeiſternde Ideen einzuprägen. Am Zügel der hiſtoriſchen Wahrheit aber kann die politiſche Leidenſchaft auch nicht mit dem Dichter durchgehen und inſofern iſt bei hiſtoriſchen

Romanen mehr Sicherheit als bei philosophischen. Das ausnehmende Glück, welches die romantische Historienmalerei gemacht hat, ist aus diesen Gründen vollkommen gerechtfertigt, und man muß sowohl wünschen als erwarten, daß diese Form nicht wieder, wie so manche andere, als flüchtige Modeerscheinung vorübergehen, sondern sich recht lange behaupten und noch vervollkommnen werde.

Der Stoff kann eigentlich nie ausgehen, und so viel auch schon aus der Geschichte aller Zeiten und Völker benützt ist, bleibt doch noch erstaunlich viel übrig. Wenn man z. B. den ungeheuern Umfang der deutschen Geschichte betrachtet, so erscheinen die Romane, die einzelne Episoden derselben ausgewählt haben, noch unverhältnißmäßig dürftig. Hier ist noch eine volle, kaum überschliche Weide, die noch keine goldene Sichel der Dichtkunst gemäht hat. Auch die bekannteren und schon bearbeiteten Stoffe ließen sich noch vielfach tiefer und anziehender behandeln. Wie es scheint, hat überhaupt die Rücksicht auf das Costüm und auf die eigentliche Genremalerei bisher vorgeherrscht; Romane in einem großartigen historischen Styl, namentlich solche, die in die politischen Tiefen eindringen oder auch nur die tragische Bedeutung des Völkergemüths und Völkerschicksals auffassen, sind noch sehr selten. Dies ergibt sich schon daraus, daß in den meisten Romanen der Vordergrund von sehr unbedeutenden Helden eingenommen, und das Bruchstück der Weltgeschichte, mit dem sie zusammenhängen, nur als Dekoration in den Hintergrund gestellt wird. In mancher Beziehung muß man dies freilich loben, denn wir ziehen unbedenklich die Bescheidenheit, welche nur etwa am Schluß eines Bandes einmal den Kaiser vorbeireiten läßt, der Dreistigkeit vor, die berühmte historische Personen der inhaltschwersten Zeiten in trivialen, modernen Phrasen Seitenlang reden läßt.

Der historische Roman kann die große Wirkung, die er bereits übt, noch durch viele Dinge verstärken, deren Gebrauch wenigstens den deutschen Romanschreibern noch nicht durchaus geläufig ist.

Dazu rechnen wir zunächst den Patriotismus. Wie viel des mangelnden Feuerelements würde in unsere, mit dem entgegengesetzten Wasserelement allzu reichlich gesättigten Romane kommen, wenn sie vom patriotischen Gefühl ausgingen. Seyen es solche des schönen Stolzes oder des edeln Zornes oder auch der bittern Klage,

für alle würde unsere reiche Geschichte die entsprechenden Stoffe liefern. Aber es fehlt uns noch an ergreifenden Schilderungen sowohl der rühmlichen wie der unrühmlichen Zeiten unserer Geschichte. Was wir davon besitzen, ist wenig in Vergleich mit dem, was andere Völker, besonders die Engländer, aus ihrer Geschichte benützt haben. Viele unserer Dichter erzählen sogar mit Vorliebe fremde Stoffe und vernachlässigen gänzlich die vaterländischen. Man scheint vergessen zu haben, daß die Poesie jedes Volkes, sofern sie einmal in einer bestimmten Sprache und in keiner andern, und in einer bestimmten Denk- und Gefühlsweise und keiner andern sich entwickelt, auch nothwendig von Nationalstolz, wenigstens von tiefer Sympathie für das Nationelle und Vaterländische durchdrungen seyn soll, weil ihr sonst das Bewußtseyn ihrer selbst und die selbstständige Haltung und Würde fehlt. Die Toleranz gegen andere Völker, das Interesse für alles Fremde, die alles umfassende Humanität, der weltbürgerliche Sinn und Enthusiasmus verdienen den schönen Ruhm, den sie so oft ansprechen, doch nur dann, wenn der Vaterlandsliebe zuerst ihr Recht geworden. Tugenden dagegen, die nur auf Kosten der Vaterlandsliebe ausgeübt werden, sind keine Tugenden mehr.

Strengwissenschaftliche Geschichte studirt das größere Publikum nicht. Heldengedichte sind in unserer Zeit immer seltener geworden und wenig beliebt, weil sie fast ausschließlich nur mattere Nachahmungen der bessern alten sind, die aus einer Zeit stammen, in der es noch keinen Roman gab. Das Drama hat viele historische, auch patriotische Stoffe verarbeitet und dadurch, wie namentlich Schiller beweist, große Wirkung hervorgebracht; allein seine Form ist zu eng für umfangreichere Gemälde, wie Raupachs Hohenstauffen beweisen. Der Roman hingegen eignet sich vollkommen, größere Bilder aus unserer Geschichte aufzufassen und das Publikum dadurch zu erheben, zu befeuern. Wir denken uns Romane, worin uns Zeiten großen Ruhms und der bis zu den Extremen Europas ausgedehnten Herrschaft deutscher Nation lebendig dargestellt wären, und wieder solche, die uns die Zeiten des Verfalls, des Unglücks und der Niederlagen und deren Ursachen enthüllten. Zwar hat die Tieck-Fouqué'sche Romantik uns sehr glänzende Gemälde des deutschen Mittelalters entworfen, doch lassen sich deren noch andere denken, worin weniger das hierarchisch-aristokratische Element und

mehr das nationelle hervorgehoben wäre. Die Zeiten großer Calamität entbehren noch weit mehr guter Darsteller. Die Reformation fast gänzlich. Welcher Dichter wäre hier der Größe seines Gegenstandes jemals gleichgekommen! Tromlitz, der Wouvermann des dreißigjährigen Kriegs, malt vortrefflich die Reiter und ihre Rosse, aber in die Tiefe der Politik steigt er mit aller Kühnheit nicht hinab. Welche treffliche Romane ließen sich nicht über das Zeitalter Ludwigs XIV. vom Standpunkt des Unglücks aus schreiben, das er über Deutschland gebracht hat. Zu geschweigen der noch jüngern Zeiten.

Allein zwei Umstände werden wohl noch lange der Realisirung unserer Wünsche im Wege seyn, einmal die Bequemlichkeitsliebe derer, welche frischweg historische Romane aus dem Ermel schütteln, ohne die Geschichte studirt zu haben, und sodann die falsche und unbehülfliche Politik, die den Patriotismus so lange künstlich unterdrückt hat, bis sein gewiß weit gefährlicheres Gegentheil den Deutschen gleichsam zur andern Natur geworden ist.

Zweitens wäre dem historischen Roman ein mehr welthistorischer Lapidarstyl zu wünschen. Wenigstens sollte derselbe die Grundzüge enthalten, möchte dann auch die Genremalerei mit dem Gekräusel ihrer Haarstriche das Uebrige thun. Wenn einmal ein Roman historisch genannt wird, sollte darin auch das Schicksal eines ganzen Volkes oder eines bedeutenden Helden das Hauptinteresse bilden, und nicht das Schicksal eines jungen Ritters oder Offiziers und seiner Geliebten, wie dies noch in den meisten Romanen der Fall ist. Es gibt keine Helden in Privatangelegenheiten, ist schon eine alte Lehre. Abenteuer einer Person genügen nicht, wo die Thaten und Leiden eines Volkes geschildert seyn sollen. Wir wollen keineswegs, daß sich der Dichter blind an den Geschichtschreiber halten solle; allein es wird immer verlangt werden müssen, daß er seine Freiheit nur benütze, um noch stärkere, nicht schwächere Effekte hervorzubringen, wie der Geschichtschreiber. Jener kann das Auge bezaubern, das Herz fortreißen, wo dieser nur zum Verstande spricht. Der Dichter aber darf seine Farbeneffekte nicht an Nebendingen verschwenden, er muß sein stärkstes Licht auch auf die wichtigsten Scenen und Personen fallen lassen.

Drittens könnte wohl auch noch mehr in Naturschilderungen geleistet werden. Ritters Erdkunde beschämt die Romanliteratur.

Die Wiſſenſchaft hat den Schleier der Göttin von Sais gelüftet, und einen Reichthum von Naturerhabenheit und Schönheit enthüllt, welche die kühnſte Phantaſie der Dichter noch kaum geahndet hatte. Selbſt die in neuerer Zeit immer häufiger werdenden Reiſen fordern die Dichter auf, fleißigere und genialere Landſchaftsmaler zu werden. Wir ſtellen nicht in Abrede, daß es deren gibt, und beſonders unter den engliſchen Romantikern; allein die Natur iſt unermeßlich reicher, als die Dichter bisher waren. Hier iſt noch viel zu thun. In den deutſchen Romanen fällt beſonders häufig die Unbekanntſchaft des Dichters mit der Lokalität der Scenen auf, die er ſchildert. Er erzählt Geſchichten, die in Italien, in Spanien, in Amerika ſpielen; aber er war nie dort, er hat kaum ein paar Reiſebeſchreibungen geleſen; es fällt ihm nicht ein, nur einmal den Blick von den handelnden Perſonen hinweg auf die Natur zu werfen, oder er begeht dabei ſchülerhafte Fehler gegen die phyſiſche Geographie. Und wie viel Schönes in der Natur unſers Vaterlandes iſt noch unbeſchrieben!

Endlich kann der hiſtoriſche Roman ſeinen Reiz und Werth verdoppeln, wenn er etwas von dem philoſophiſchen in ſich aufnimmt, d. h. wenn er nicht bloß auf Begebenheiten und romantiſche Scenerie, ſondern auch auf die religiöſen und Culturverhältniſſe der Zeiten achtet, die er zu ſchildern unternimmt. Thomas Moore hat in dieſem Sinn einen vortrefflichen Roman „der Epikuräer“ geſchrieben, der uns in die erſten Jahrhunderte des Chriſtenthums zurückverſetzt und uns den Conflict der neuen Lehre mit der ältern griechiſchen Philoſophie und mit den ägyptiſchen Myſterien vor das Auge bringt. In ähnlicher Art hat Tieck in ſeinem unvollendeten Cevennenkriege den Contraſt der katholiſchen und reformirten Anſicht aufs Lebendigſte dargeſtellt. Aus dieſen Beiſpielen wird hinlänglich klar werden, was wir meinen. Wer Zeiten ſchildert, die von Ideen aufgeregt waren, ſoll auch in dieſe Ideen eingehen und uns zeigen, wie ſie ſich in den Kämpfen der Zeit, auf der eigenthümlichen Bildungsſtufe der Zeit und nach der Verſchiedenheit des Standes, der Jahre, des Geſchlechts und des Temperaments modificirten. Er ſoll uns mitten in den Streit verſetzen und auf das Intereſſe deſſelben das größte Gewicht legen, nicht auf Abenteuer, die dabei nur Nebenſache ſind. Auch in Darſtellungen minder bewegter Zeiten wird die Rückſicht auf deren Meinungen dem

Dichter immer zu empfehlen seyn. Die Charaktere werden dadurch eine Schärfe der Umrisse erhalten, die ihnen das bloße Costum nicht geben kann, denn, wenn der Held denkt und redet, wie wir im neunzehnten Jahrhundert zu denken und zu reden pflegen, so mag er einen Harnisch oder ein Eremitenkleid oder was immer für ein Gewand anhaben, er ist eine bloße Carnevalsmaske. Man muß in dieser Beziehung den Begriff des Costums viel weiter ausdehnen, als bisher geschehen ist. Wir zweifeln nicht, daß dadurch dem historischen Roman eine unerschöpfliche Quelle von neuen Motiven gewonnen werden würde, wenn die Dichter sich nicht bloß in die Aeußerlichkeit, sondern auch in den Geist der Zeiten hineindächten. Wenn man denn doch Abwechslung sucht, was könnte uns mehr mit Neuheit überraschen, als das Zurückversetzen in eine uns ganz fremd gewordene Denk- und Gefühlsweise, die Theilnahme an Interessen und Kämpfen, die einst die Welt so stark bewegten, als sie jetzt von andern bewegt wird, und die uns Geschichtschreiber nicht einmal so deutlich vergegenwärtigen können, wie Dichter. —

Der philosophische Roman, in der weitesten Ausdehnung des Worts, verhält sich zum Roman wie die didaktische Poesie zur Poesie überhaupt. Er will in anmüthigem Gewande belehren. Seine Hauptabsicht ist, Wahrheiten durch poetische Mittel eindringlich zu machen. Auch die historische Form des Romans kann ihm dazu dienen; doch scheint es uns, es sey besser, wenn das historische Interesse vorwalte und nicht sich unterordne. Die Zeit soll mit ihren Meinungen und Ideen dargestellt werden, aber nicht eine willkührliche Meinung sich erst eine historische Einkleidung suchen und die Geschichte gleichsam nach sich modeln. Daher spielen auch die besten philosophischen Romane in der Regel entweder in der Gegenwart, als der nächsten und natürlichsten Heimath der Meinungen, die der Dichter vortragen will, oder in einer frei erschaffenen phantastischen Welt.

In Bezug auf die Form des philosophischen Romans dürfte vorzüglich zu bemerken seyn, daß man sich in neuerer Zeit einer allzugroßen Bequemlichkeit hingibt. Früher kleidete man die Lehren, die man in poetischer Form ertheilen wollte, auf geistreiche Weise in Fabeln, Mährchen, Legenden, Parabeln, Allegorien, die nackte Moral in Beispiele und Handlungen ein, wodurch ihre Absicht kunstvoll versteckt wurde. Das war wirklich poetisch, und in dieser

Faſſung wurden die Lehren doppelt anziehend und hafteten tief im Gedächtniß. Gegenwärtig findet man es müheloſer, ſchlechtweg zu raiſonniren und den Romanen Abhandlungen und förmliche Katheder-reden einzuverleiben. Das heißt den Triumph der Proſa zu weit treiben.

Häufig bringt man Kritik und Polemik in Romanen an. Im Ganzen muß man die freie dialogiſche Erörterung von Zeitfragen aller Art dem Roman und der Novelle gönnen. Zwar iſt der eigenthümliche Zweck der Poeſie Beruhigung und nicht Erregung von Zweifel und Widerſpruch. Allein warum ſollte ſich die Polemik nicht der Romanform bedienen dürfen? Man kann hier keinen akademiſchen Zwang ſtatuiren, noch die Form, in welcher ſich die Geiſter ausſprechen wollen, irgend beſchränken, und der Dialog mit ein wenig Scenerie iſt allerdings eine ſehr glückliche Form für die geiſtreiche Beſprechung von Gegenſtänden aller Art, welche die Mitwelt gerade intereſſiren. Mit wie viel Feinheit hat nicht Tieck dieſe Form gehandhabt; wie viele ſchöne Reden hat nicht auch Steffens und früher Klinger ſeinen langen Novellen eingeflochten! Nur vor dem Mißbrauch dieſer bequemen Form dürfte zu warnen ſeyn. Es bedienen ſich derſelben ſo viel halbgebildete Schwätzer, ſchiefe Köpfe, unreife Knaben, verdorbene Genies, Menſchen, denen die poetiſche Erfindung verſagt iſt und die durch Paradoxie Aufſehen erregen wollen, daß wirklich, zumal ſeitdem die neufranzöſiſche Schule ſich ausgebreitet hat, die Romane bereits von abgeſchmackten und zum Theil ſehr verwerflichen Raiſonnements wimmeln. Das größere Publikum, das vorzugsweiſe auf die Lektüre von Romanen angewieſen iſt, beſonders das ſchöne Geſchlecht und die Jugend, werden dadurch auf eine ſehr unzweckmäßige Weiſe unterhalten, und es prägen ſich ihnen Anſichten ein, deren Bekanntſchaft ſie lieber nicht machen ſollten.

Haben ſich die Schriftſteller einmal einen breiten und bequemen Weg ausgetreten, ſo pflegen ſie lange auf demſelben zu wandeln. Deßhalb iſt vorauszuſehen, daß die raiſonnirenden Romane nicht nur nicht abnehmen, ſondern immer mehr in Aufnahme kommen werden. Auch die unberufenen Schriftſteller werden nicht davon abzuhalten ſeyn. Das Einzige, was man hoffen kann, iſt, daß bedeutende Leiſtungen von bleibendem Werth die ſchnell wechſelnde

Mittelmäßigkeit in den Schatten ſtellen, daß aus gutem Samen hohe Bäume das viel kleinere Unkraut überragen werden.

Vielleicht kehrt auch eine größere Strenge der poetiſchen Anforderung zurück, wenn das Publikum von der Bequemlichkeit zuletzt gelangweilt wird. Vielleicht kommt eine neue Manier auf.

Sollte uns nicht eine Wiedergeburt und moderne Umgeſtaltung des Mährchens bevorſtehen? Dieſe anziehende Form iſt auf kein Volk oder Zeitalter beſchränkt, ſie fügt ſich jedem an. Sie iſt ganz dazu gemacht, Belehrungen auf eine geiſtreiche und poetiſche Weiſe einzukleiden. Ein zur Phantaſie ſprechendes lebendiges Mährchen prägt uns ſeine Moral gewiß tiefer ein, als ein trockener Dialog mit allerlei Raiſonnement. Ein einziger Tropfen von dem alten Wunderelixir der Zauberei, der Metamorphoſe, der Feerei in das Meer der Alltäglichkeit gegoſſen, müßte die mannichfaltigſte Cryſtalliſation anſetzen und den Dichtern unzählige neue Motive darbieten. Die gewöhnlichſten Dinge würden in einem neuen Lichte erſcheinen, und ſchon durch den Contraſt mit dem Wunderbaren an Schärfe der Charakteriſtik gewinnen. Die altfranzöſiſche Literatur war ſehr reich an geiſtvollen Mährchen, die wohl als Muſter der Form angeführt werden dürfen, wenn auch ihre Tendenz meiſt eine ſehr frivole war. In der Poeſie des Leopoldſtädter Theaters hat ſich von alter Zeit her eine Mährchenpoeſie dieſer Art erhalten, die das romantiſche Wunder mitten in die gemeine Gegenwart hineinträgt, Wie einſeitig burlesk auch dieſe Lokalpoſſen ſind, ſo haben ſie doch ein gutes Princip, das auch auf andre, edlere und feinere Weiſe ſeine Anwendung finden könnte, und jeder Zuſchauer fühlt dies, ſofern er unwillkürlich von jenen Darſtellungen ergriffen wird. Callot-Hoffmann wandte daſſelbe Princip an und darauf beruht die große Wirkung ſeiner Erzählungen, obgleich er ins entgegengeſetzte Extrem des Entſetzlichen und Verzweiflungsvollen gerieth. Dieſe Beiſpiele ſind nur Andeutungen. Es ließe ſich eine noch viel umfaſſendere Anwendung des Mährchens denken.

Auch bloß durch eine Wiedergeburt der komiſchen Romane wäre viel gewonnen. Zwar iſt auch dieſe Manier einer großen Ausartung fähig, doch drängen ſich im Allgemeinen nicht ſo viel Unberufene zum Witz, als zur Affectation des Ernſtes und der Würde. Das Aufkommen guter komiſcher Romane und volksthümlicher Karrikaturen, die als ſtehende Masken in den vielfältigſten

Situationen gezeichnet werden könnten (wir erinnern nur vergleichungsweise an die ältern deutschen Volksbücher, den Eulenspiegel, die Schildbürger ꝛc.), würde eine in vieler Beziehung reinigende Wirkung haben; es würde die ungeheure Masse des falschen Pathos in den Schatten stellen, in der Gunst des Publikums verdrängen. Gegenwärtig herrscht der Ernst allzu einseitig vor. Jeder Pfuscher nimmt eine ehrwürdige Miene an, die langweiligsten Romane wimmeln von edeln Redensarten; die gewöhnlichen Romanhelden werden wie seelenlose Haubenstöcke mit allen möglichen abstrakten Tugenden coeffirt, und die unmoralischen Romane, die durch die frechste Darstellung und Beschönigung des Lasters Aufsehen zu erregen suchen, sind fast noch ernsthafter, wühlen in allen Schmerzen des Individuums herum und kokettiren sogar mit dem sogenannten Weltschmerz. So ist denn alles seriös, feierlich, düstern Ernstes geworden, und doch hat die Menschenwürde dabei nichts gewonnen, denn ernst ist auch das wilde Thier, ewiger Ernst ist die Physiognomie des Barbaren; die wahre Humanität wird durch die lächelnde Grazie bezeichnet.

Die Sprache der Romane, die wir zuletzt noch in Betrachtung ziehen wollen, läßt sich kaum unter einen Gesichtspunkt fassen, da sie bekanntlich sehr verschieden ist. Von der feinsten Wohlredenheit bis zum oberflächlichsten Ausdruck, von der bilderreichsten Fülle bis zum blasirten Conversationston bieten unsere Romane alle möglichen Uebergänge dar. Doch lassen sich in der neusten Zeit einige ziemlich allgemeine Eigenschaften im Romanstyl unterscheiden.

Es wird wenig mehr beschrieben und desto mehr conversirt. Beschreibungen dienen fast nur noch zu Introduktionen, um die Phantasie des Lesers einigermaßen anzuregen, die breite Mitte der Romane wird dagegen durch Dialoge eingenommen. Der epische Charakter des Romans ist immer mehr in einen dramatischen übergegangen. Wo nun der Dialog natürlich und am rechten Ort ist, wollen wir ihn nicht tadeln. Allein es scheint, er werde zum Ueberfluß bei den unbedeutendsten Anlässen angebracht und überall zu weit ausgedehnt. Oft scheint es, die Dichter gefallen sich darin nur deßwegen, um schneller die Bogenzahl zu füllen, da ein leichter Dialog mit häufig abgebrochenen Zeilen mehr Papier consumirt, als eine ununterbrochene Erzählung.

Ueberhaupt gehen die Dichter, einige rühmliche Ausnahmen

abgerechnet, nicht mehr darauf aus, die größte Fülle von Bildern und Gedanken in einen möglichst engen Raum zusammenzudrängen, sondern im Gegentheil den ärmsten Inhalt in zwei, drei, vier Bände möglichst breit zu schlagen. Je mehr in unserer Zeit geschrieben wird, um so dringender scheint an jeden Schriftsteller die Anforderung gemacht werden zu müssen, daß er sich kurz fasse. Die Länge der Bücher sollte mit ihrer Zahl im umgekehrten Verhältniß stehen, allein ihre Länge nimmt zu mit ihrer Zahl und bald wird es physisch unmöglich werden, die Entwicklung dieser monströsen Literatur zu verfolgen, und auch der fleißigste Leser wird endlich in diesem geschriebenen Ocean Ufer und Himmelsgegend nicht mehr erkennen.

Das Hauptübel ist der fabrikmäßige Betrieb der Romanschreiberei. Es wäre mehr als genug an den Nachahmungen, die jeder größere Dichter durch den Enthusiasmus, den er erregt, von selber hervorruft. Nun kommen aber noch künstliche Nachahmungen dazu, die lediglich Sache der Buchhändlerspekulationen sind, die auf Bestellung geliefert werden und alle Kennzeichen eines auf den Augenblick berechneten leichten Modefabrikats an sich tragen. Man hat doch wohl irrige Begriffe vom Werth der Concurrenz, wenn man diese literarische Pfuscherei gut heißt. Die Poesie wird wahrhaft dadurch entweiht und das Publikum gewinnt nichts dabei, denn die schlechten Fabrikarbeiten stehen im Preise so hoch, als die echten Werke des Genies, während sie den Geschmack des Publikums verderben, und eine bessere Lektüre verdrängen. Eine fabrikmäßig, maschinenmäßig nach einem bestimmten Rezept gemachte Poesie steht, selbst wenn sie mit Glück arrangirt ist, immer tief unter einer aus Liebe und Bewunderung des Meisters, mithin wenigstens aus freiem Herzen hervorgegangenen Schülerarbeit, wenn auch diese ungeschickter angelegt wäre. In der Fabrikpoesie ist immer etwas Unheimliches; sie erweckt uns ein Gefühl, ungefähr dem gleich, das uns in einem Wachsfigurenkabinet anwandelt. Die Wahrheit, das Leben, die echte Empfindung fehlt. Die Motive, die Handlung, der Ausdruck der Leidenschaft sind stereotyp. Wir fühlen mitten im Feuer die Gleichgültigkeit hindurch, womit der Maschinist es spielen läßt.

Die Fabrikation scheint weniger dem unersättlichen Bedürfniß nach Neuigkeiten zu entsprechen, als sie dasselbe vielmehr erst

hervorgerufen hat. Es sind so viel gute alte Romane vorhanden, daß man mit denselben neben den wenigen guten unter den neuen wohl ausreichen könnte, ohne daß es der Sündfluth schlechter Novitäten bedürfte. Allein die Spekulanten haben den Markt so lange mit den letztern überschwemmt, bis es dem Publikum der Leihbibliotheken wirklich zur Gewohnheit geworden ist, immer zuerst nach dem Neuen zu greifen. Es ist keine Ueberlegung dabei. Die Abonnenten verlangen das Neue nicht, weil sie voraussetzen, daß es auch das Bessere seyn werde. Sie folgen nur der einmal eingerissenen Sitte und bilden sich höchstens ein, indem sie nur die neuesten Romane lesen, so viel vor den Lesern älterer Romane vorauszuhaben, wie neumodisch Gekleidete vor Leuten, die noch der Mode von gestern folgen. Wenn neue Romane wie Kleider behandelt werden, so darf man sich freilich nicht wundern, daß die Poesie wie das edle Schneiderhandwerk getrieben wird.

Das Publikum, welches vorzugsweise Romane consumirt, ist nicht immer das urtheilsfähigste oder nimmt sich nicht die Mühe zu urtheilen, sofern ihm häufig die Romane nur als leichtes Zerstreuungs-, Verdauungs- und Einschläferungsmittel dienen. Am Ende entschuldigt man die schlechte Lektüre mit dem Gemeinplatz, der Roman, wenn auch Fabrikarbeit, sey doch nicht übel geschrieben. Sofern immer Einer vom Andern abschreibt und durch das ewige Schreiben nothwendig auch die minder Begabten eine gewisse Routine bekommen, wird allerdings der originelle Unsinn, die persönliche Pedanterie oder Bizarrerie und die provinzielle Naivetät des Styls, woran man sich früher auch bei schlechten Produkten zuweilen ärgern und ergötzen konnte, immer seltener; allein ob die zunehmende Uniformität des romantischen Conversationstons ein Gewinn sey, möchten wir bezweifeln. Der Inhalt der Romane, die schlechte oder gemeine Erfindung, die magere Durchführung wird durch den geläufigen Styl nicht verbessert. Die ewige Wiederkehr derselben hochtönenden, sentimentalen oder abgeschliffenen Conversationsphrasen muß nothwendig ermüden und langweilen und eine unangenehme Leere im Leser zurücklassen. Und wenn wir wahrnehmen, daß sogar geniale Dichter sich herablassen, der Mode zu huldigen und im gewöhnlichen Romanton zu dialogisiren, so erweckt dies ein widriges Gefühl. Wir sehen den hohen Geist in eine Sphäre hinabgezogen, in der seine Kameradschaft Niemanden edler macht, während nur

er ſelbſt durch die Nähe derer, die ſich ſofort Seinesgleichen nennen, verliert.

Die deutſche Proſa hat ſich freilich ſehr verbeſſert. Wer möchte das bezweifeln, wenn im Allgemeinen vom Styl des Jahrs 1838 in Vergleich mit dem von 1738 die Rede iſt? Die publiciſtiſche und wiſſenſchaftliche Proſa hat ſich aus der kläglichſten Unbehülflichkeit und Unklarheit herausgearbeitet und nicht bloß den Forderungen der Deutlichkeit und des logiſchen Zuſammenhangs, ſondern auch ſogar ſchon der äſthetiſchen zu entſprechen angefangen. Allein die Proſa der poetiſchen Werke hat eben deßhalb aufgehört, ſich bedeutend von der allgemeinen Proſa zu unterſcheiden, und ſogar mehrere Wendungen und Redensarten aus der Zeitungs- und Converſationsſprache in ſich aufgenommen. Dichter und Publiciſten nebſt einigen ſogenannten vornehmen Gelehrten begegnen ſich in derſelben glatten abgeſchliffenen Phraſeologie, die in franzöſiſchem Sinn ſalonfähig zu ſeyn ſtrebt, aber augenblicklich vom literariſchen Haufen nachgeſprochen, von der Fabrikation zu neuen Stempeln benutzt wird. Jeder opfert ſeine Originalität auf, um in der für vornehm gehaltenen Manier zu ſchreiben, und doch iſt dieſe Manier am nächſten Tage ſchon die allgemeine, denn der Haufen und noch mehr die Romanfabrikation findet nichts bequemer, als Phraſen nachzudrechſeln. Nun gefällt ſich die gereizte Eitelkeit der Tonangeber in einem gewiſſen Diplomatiſiren, um immer wieder mit neuer Vornehmigkeit zu täuſchen, und die Proſa entfernt ſich dadurch immer mehr von der offenen und kräftigen Natürlichkeit, in der ihre Hauptwirkung liegt. Wir ſind daher nicht gemeint, in das unbedingte Lob der heutigen Proſa einzuſtimmen, das unlängſt von einer red- und ſchreibſeligen deutſchen Hauptſtadt aus geltend gemacht wurde. Leſſing, Thümmel, Wieland, Goethe (in ſeiner frühern Periode) ſchrieben viel natürlicher, anſpruchsloſer, klaſſiſcher, als die etwas pretiöſen Styliſten, die man heute für Meiſter in der Proſa ausgibt, und deren ſelbſtgefällige Umſtändlichkeit ſchon die erſte Bedingung guter Proſa vermiſſen läßt, nämlich die ſchlagende Wirkung und den bezaubernden Reiz der Kürze und das ſchöne Maaß, das nicht ein Wort mehr geſtattet, als gerade nöthig iſt. Jene alten Meiſter der Proſa wurden gerne gehört; unſre neuen Meiſter ſcheinen ſich ſelber gerne zu hören. Doch beſcheiden wir uns, dies als eine

Privatmeinung auszusprechen. Im nächsten Jahrhundert wird man ja wohl unbefangen genug darüber urtheilen.

Stehende Phrasen, die bereits das Gemeingut aller geworden sind, auf der einen, und eine vorherrschende, unaufhörlich mit sich selbst kokettirende Subjektivität auf der andern Seite scheinen uns nicht geeignet, die musterhafteste Prosa zu erzeugen. Die Eltern derselben können und werden im Gegentheil immer nur einerseits die durch die Convenienz brechende Naturkraft und andererseits die Objektivität, der anspruchslos nur in seinem Gegenstand versunkene Geist seyn.

Wir erkennen an, daß es in gegenwärtiger Zeit schwerer als jemals ist, sich in der Prosa auszuzeichnen, weil in der vorherrschenden Mittelmäßigkeit fast alle Nuancen verschwinden, weil der Unterschied zwischen gut und mittelmäßig sich nie so bemerklich machen kann, als der zwischen gut und schlecht; und weil, wie wir schon oben andeuteten, in dem Conversationsstyl eine zwingende Gewalt verborgen ist, der auch der höhere Geist unwillkührlich mehr oder weniger sich unterworfen fühlt. In allen Dingen und auch im Styl hat eine demokratische Macht die Privilegien verwischt, wo nicht ausgetilgt. Das ganze Volk schreibt besser, aber auf Kosten der alten literarischen Aristokratie.

Die Aristokratie hat sich in der metrischen Poesie gleichsam verschanzt. Dahin vermag ihr der nur in der Prosa sich leicht bewegende Haufen nicht nachzufolgen. Dieses Privilegium bleibt ihr gesichert, wenn sie desselben auch würdig bleibt. Die Prosa ist aller Gefahr der Anarchie ausgesetzt und ihre einzige Hoffnung ist, sich mit einem anständigen Bürgerthum zu consolidiren. Wir haben gesehen, wie die Prosa der Romane von dem idealen Standpunkt, von wo aus die Poesie priesterlich und aristokratisch das Volk belehrt und leitet, nicht nur zum Niveau des Volks, um einfach die Wirklichkeit zu schildern, sondern auch sogar tief unter dasselbe hinabgesunken ist, um in den niedrigsten Leidenschaften zu wühlen und das Thier im Menschen gegen den Engel im Menschen aufzuhetzen. Kräfte, die früher gebunden in der Tiefe lagen, sind entfesselt worden. Die Emancipation der Prosa war von einer geistigen Revolution begleitet, die alle im Volk schlummernden Gedanken, also auch die niedrigen, in die Waffen rief, und ihnen das Wort verlieh. Was früher ans Licht der Oeffentlichkeit zu treten sich

fürchten oder wenigſtens ſchämen mußte, ſo lange die poetiſche und wiſſenſchaftliche Ariſtokratie den Anſtand aufrecht hielten, kündigt ſich jetzt ganz unbefangen an. Es iſt da, folglich muß es ſich auch ausſprechen. Dagegen nun hoffe man ja keine Hülfe von der alten literariſchen Ariſtokratie. Die Proſa kann ſich nur durch ſich ſelbſt beruhigen und gleich einer dunkel gährenden Maſſe allmählig klären; ſo wie im Volk ſelbſt die ſittliche und geiſtige Bildung allmählig durchdringt. Erſt wenn die politiſche und wiſſenſchaftliche Erfahrung durch populäre Werke zum Gemeingut der Nation gemacht und dadurch eine allgemeine Nationalbildung entſtanden ſeyn wird, in welcher die bisherigen Gegenſätze der bevorrechteten, allein wiſſenden und allein geſchmackvollen literariſchen Ariſtokratie und des unwiſſenden, vernachläſſigten und in ſeinem unbefriedigten Ehrgeiz frechen literariſchen Pöbels verſchwinden, erſt dann wird die Emancipation der Proſa vollendet ſeyn, und dann wird auch die jetzt noch zwiſchen ariſtokratiſchen Reminiscenzen und revolutionären Ungezogenheiten ſchwankende, durch die heterogenſten Anſprüche überſpannte und zugleich in alter Schwelgerei und jungem rohen Naturalismus verwilderte Romanliteratur ſich civiliſiren, ihren Ausſchweifungen entſagen und eine würdige Unterhaltungslektüre für freie und aufgeklärte Völker werden. W. M.

Blicke auf die neuſten Bearbeitungen

der franzöſiſchen

Staats- und Rechtsgeſchichte.

Mit beſonderer Rückſicht auf

Guizot, Essais sur l'Histoire de France, 4e édition. Paris, 1836. 1 vol. 8.

Guizot, Cours d'Histoire moderne. Paris, 1829 — 1832. 5 vol. 8.

Fauriel, Histoire de la Gaule-Méridionale. Paris, 1836. 4 vol. 8.

Michelet, Histoire de France, 1833 — 1837. 3 vol. 8.

Michelet, Origines du droit Français recherchées dans les Symboles et les Formules de droit universel. Paris, 1837. 1 vol. 8.

Klimrath, Mémoire sur les Monumens inédits de l'histoire du droit Français. Paris, 1835.

Klimrath, Mémoire sur les Olim et sur le Parlement. Paris, 1837.

Drei Länder ſind es, in welchen die auf dem Boden germaniſcher Sitte entſprungene, durch die römiſche Bildung und das Chriſtenthum gepflegte Cultur der europäiſchen Völker zu der großartigen Blüthe herangereift iſt, welche die jetzt lebenden Generationen zu bewundern und in allen ihren Lebensverhältniſſen zu fühlen das Glück haben, nämlich Deutſchland, Frankreich und England. Dieſe drei großen Reiche haben eine gemeinſame

Vergangenheit; ihre Verfassungen, ihr Recht, ihre sociale, literarisch-ästhetische und wissenschaftliche Bildung haben die gleichen Grundlagen und im Ganzen die gleiche Richtung, nur die Eigenthümlichkeiten ihrer Nationalitäten gaben ihren Staatseinrichtungen eine besondere Farbe, oder den die Entwickelung leitenden Gesetzen eine raschere oder leisere Wirksamkeit. Deßhalb ist das vergleichende Studium der Geschichte Deutschlands, Englands und Frankreichs so anziehend und würde es noch mehr seyn, wenn die tüchtigeren Geschichtschreiber jedes dieser Länder, die Geschichte der verwandten Völker genauer kennten und berücksichtigten. Namentlich würde die Staats- und Rechtsgeschichte durch dieses Hinüberblicken überaus viel gewinnen, da wir oft z. B. in England (so wie aber auch bei den kleineren deutschen Stämmen, den Dänen, Schweden, Holländern oder Flamändern) die Wurzel einer Einrichtung finden, deren Stamm in Deutschland sich kräftig erhebt, oder in Frankreich eine reizende Krone entfaltet. So finden wir in den drei Ländern die drei großen Träger der germanischen Staatsverfassungen, das Königthum, die politischen Vorrechte des aus den altfreien germanischen Geschlechtern hervorgegangenen Adels und die Freiheit des dritten Standes. Wie verschieden haben aber diese drei Grundlagen bei jedem sich gestaltet! In Frankreich vernichtete zuerst das monarchische Prinzip die alte Macht des Adels, unterlag dann selbst im Kampfe dem dritten Stande. — Es entstand das auf die Demokratie sich stützende Königthum, welches der Aristokratie eine neue Form gab. In England waren die Lords die Stützen der Freiheit und der Macht — müssen aber wie im Nachbarlande dem Geist des Jahrhunderts huldigen. In Deutschland ging das alte Königthum unter; ein Theil der deutschen Lords wurden als Fürsten seine Erben; um ihre königlich gewordenen Throne stehen Freiheit, Ordnung und die alte Sitte, während einerseits die Enkel der nicht souverän gewordenen Dynasten, Fürsten und Herren, andererseits, zu Staatsmännern herangebildet, die Coryphäen des Bürgerthums in ihrem Rathe sitzen. Die Stimme des Landes, ausgesprochen durch die gesetzlichen Organe der Stände, gilt als Zeichen des Wahren und Rechten.

Bei den drei Völkern ging gleichmäßig vieles unter, was, wie z. B. die politische Stellung der Geistlichkeit in früheren

Jahrhunderten, einſt als unantaſtbar galt. Jedem Abſchnitte der deutſchen Rechtsgeſchichte entſpricht ein gleicher in der franzöſiſchen und engliſchen, weßhalb wir wünſchen müſſen, daß in Frankreich und England die geſchichtliche Erforſchung des Rechts fleißig gepflegt werde. Nirgends geſchah dafür weniger, als im neueren Frankreich. Ja nach der radikalen Umgeſtaltung des franzöſiſchen Rechts ſchien das Alte einer gänzlichen Vergeſſenheit überantwortet. Die Herrſchaft des philoſophiſchen Geiſtes wurde begrüßt als der ewig leuchtende Tag, der endlich die lange Nacht der barbariſchen Zeiten des Feudalismus geendigt: der Code war wie ein geſetzlich ſanktionirtes Naturrecht, das eines Jeden bon sens verſtand oder verſtehen ſollte; eine tiefe Kluft ſchien Gegenwart und Vergangenheit zu ſcheiden. Das neue Frankreich wollte das Alte für immer vergeſſen. Aber ſiehe da, nach langen Jahren trat eine neue Geiſtesrichtung hervor; der geſchichtliche Sinn erwachte wieder, der Rückblick auf Frankreichs frühere Tage hatte für die jüngere Generation einen eigenthümlichen Reiz; eine neue Periode begann auch für das Rechtsſtudium und von ihrer Entfaltung hängt jetzt die Umgeſtaltung, der franzöſiſchen Rechtswiſſenſchaft ab. Wie wurde dieſer Umſchwung bewirkt? Durch das Zuſammentreffen verſchiedener Urſachen. Zuerſt hat gewiß Walter Scott den neuen Geiſt angeregt. In ſeinen Romanen ſpiegelt ſich die Vergangenheit auf eine wunderbar anſprechende Weiſe! Die Individualitäten der Völker früherer Zeiten, die Denkungsweiſe jedes Jahrhunderts, das eigenthümliche Hervortreten der menſchlichen Natur in den verſchiedenen Klaſſen der Geſellſchaft bieten einen reichen Stoff zu Gemälden, die des großen Meiſters Pinſel mit einem ſo üppigen Farbenglanz ausſchmückte, daß die durch die Kunſt äſthetiſch veredelte Vergangenheit gegen die einförmige, proſaiſche Gegenwart wunderſam abſtach. Der poetiſche Sinn der Franzoſen fand daran bald einen hohen Genuß, und erweckte den nahe liegenden Gedanken, auch Frankreichs frühere Geſchichte in romantiſchen Bildern wieder zu geben. Es entſtand der franzöſiſche hiſtoriſche Roman, in welchem allerdings das Effektmachen oft übertrieben iſt, wie z. B. in den erſten Verſuchen des Pſeudonymen Bibliophile Jacob, während Victor Hugo in ſeiner Notre Dame de Paris ein überall bewundertes Meiſterſtück ins Leben rief. Schnell wurde die frühere claſſiſche Richtung auch im Drama verlaſſen. Kurz war der

Kampf der zwei Dichterschulen; der romantischen blieb der Sieg, den sie freilich besonders seit 1830 mißbrauchte, um die Literatur der Verzweiflung zu einer, wir wollen hoffen nur vorübergehenden, ja schon vorübergegangenen, Modesache zu machen.

Die französische Geschichte hat schöne Perioden, ganz geeignet zur poetischen Bearbeitung; das Ritterthum, die altfranzösische Poesie, die Größe des Königthums, die Kämpfe der Ligue im sechzehnten Jahrhundert, selbst Ludwigs XIV. glänzender Despotismus sind anziehend genug, um die Phantasie zu entflammen: mit Stolz sieht die lebende Generation auf das alte Frankreich, „la vieille France“, zurück. Es wurde Allen einleuchtend, daß Großes auch unter andern Formen seyn konnte, als die sind, in welchen der philosophische Geist des achtzehnten Jahrhunderts die geselligen Verhältnisse umprägte. Die alte Wahrheit, „die Vergangenheit ist die Mutter der Gegenwart“, erwachte in den Gemüthern wieder und brach den Stolz des neunzehnten Jahrhunderts, das alles selbst und durch die Macht der Ideen geschaffen haben wollte; man sah, wie viel Altes geblieben, und daß das Neue ohne dessen Verständniß ein Räthsel sey. Selbst die Revolution ist nur eine Evolution. Je mehr die große Katastrophe in den Hintergrund trat, um so leichter war die Ueberzeugung, daß Gegenwart und Vergangenheit durch enge Bande in einander verschlungen seyen, und so entstand von selbst das Verlangen, die Keime dessen, was ist, zu suchen in dem, was war! Die Gemüther sind reif zu einem ernsteren Auffassen der Geschichte; die Stimme der Historiker verhallt nicht mehr ungehört.

Mit Mably hatte 1785 die Historiographie des alten Frankreichs geendigt, mit Guizot erstand sie wieder. Zwar blieben die, mit Hülfe deutscher Forschungen ausgearbeiteten „Essais sur l'histoire de France“ dieses berühmten Mannes, trotz einer zweiten Ausgabe vom Jahr 1824 * Anfangs ohne großen Einfluß; dagegen wirkte er mächtig durch seine Vorlesungen in den Jahren 1828, 1829 und 1830, welche stenographirt und von ihm durchgesehen als „Cours d'histoire de la civilisation française“ in einem, und als „Cours d'histoire moderne“ in fünf Bänden gedruckt ans Licht traten. Zwei Eigenschaften zeichnen Guizots

* Im Jahr 1836 erschien die vierte.

hiſtoriſche Werke aus: Quellenſtudium und eine klare hiſtoriſche Conſtruction. Man ſieht vor ſeinen Augen das geſellige Leben der Völker ſich geſtalten, bewegen und verwandeln; man begreift, warum es gerade ſo werden mußte, wie es ward, und findet die Darſtellung deßhalb anziehend, weil ſie natürlich iſt und einen innern Charakter von Wahrheit hat. Guizot war es aber nicht allein, der als hiſtoriſcher Reformator auftrat; neben ihn ſtellen ſich Rainouard in ſeiner Histoire du droit municipal en France (vom Jahr 1829), Capefigue in ſeiner Histoire de Philippe Auguste, ein vom Inſtitut gekröntes Werk (gleichfalls von 1829), Amedée Thierry mit einer Histoire des Gaulois (3 Bde. 8. 1828), dem ſein berühmter Bruder Auguſtin de Thierry vorangegangen war, mit dem im Jahr 1835 zum vierten Male wiederaufgelegten Werke der 1825 zuerſt erſchienenen Histoire de la conquête d'Angleterre par les Normands und den nachher in der Revue de deux mondes fortgeſetzten Lettres sur l'histoire de France, ſeit 1827 zum fünften Male gedruckt. Nachdem hier Thierry die einſeitige Behandlung der franzöſiſchen Geſchichte im achtzehnten Jahrhundert gezeigt hatte, verſuchte er einzelne Hauptpunkte derſelben auf eine neue Weiſe aufzuhellen, wofür ihm allgemeine Anerkennung zu Theil wurde.

Einen kräftigen Stoß erhielt 1833 das hiſtoriſche Studium durch Chateaubriand in der Vorrede zu ſeinen Etudes historiques. Mit hinreißender Begeiſterung ruft er die Freunde der Geſchichte zum Fortſchritte, gibt zugleich eine geiſtreiche Kritik der franzöſiſchen Geſchichtſchreiber ſeit dem ſiebzehnten Jahrhunderte bis zur Revolution und dann der jetztlebenden. Vermißt man in den von ihm ſelbſt gegebenen Skizzen der Geſchichte des Untergangs des römiſchen Reichs, der Verbreitung des Chriſtenthums und der Völkerwanderung eigene hiſtoriſche Forſchungen, ſo wird man dafür entſchädigt durch die geiſtreiche Auffaſſung und anziehende Darſtellung des berühmten Verfaſſers. Eine neue hiſtoriſche Schule war gebildet, die bald in verſchiedenen Richtungen ſich weiter entwickelte. Von Barante gab in ſeiner Histoire des Ducs de Bourgogne (die fünfte Ausgabe erſcheint ſeit 1836) eine pittoreske Verjüngung der Chroniken des vierzehnten Jahrhunderts; man erblickt in der Erzählung genau die Farbe der Zeit; in der wirklichen Geſchichte glaubt man nicht ſelten einen Roman vor ſich zu haben.

Diese Behandlungsweise hatte einen durchgreifenden Einfluß; sie trug zur Herausgabe der Quellen bei. Froissart, Molinet, Monstrelet, de Commines und selbst noch nicht gedruckte Chronisten erschienen in Herrn Buchous Collection, dann wieder zum Theil in seinem Panthéon litéraire; mit Eifer warf man sich auf die Quellen, und von Jahr zu Jahr, ohne daß die Juliusrevolution diese Bestrebungen lange hemmte, vermehrten sich die historischen Sammlungen. Petitots bekannte Collections des Mémoires pour servir à l'histoire de France ist nicht mehr die einzige. In ein- und-dreißig Bänden veranstaltete Guizot eine, welche die ältesten lateinischen Quellen der französischen Geschichte in neuen Uebersetzungen Jedermann zugänglich machte. Die Pseudonymen Cimber und Danjou hatten am Ende des Jahrs 1836 bereits 12 Bände einer Sammlung geschichtlicher Aktenstücke herausgegeben, worin seit Ludwig XI. die Begebenheiten von Zeitgenossen aus den verschiedensten Klassen der Gesellschaft dargestellt werden. Die Revue retrospective enthält die anziehendsten Memoiren, Aktenstücke u. s. w., wie z. B. im Aprilheft 1837 Ludwigs XVI. Appel an die französische Nation, der 1793 zwar gedruckt, aber sogleich bis auf zwei Exemplare zerstört wurde. Zu erwähnen sind des Bibliophile Jacobs Chroniques de France, und auf dies alles beginnt nun eine neue historische Sammlung der Herren Michaud und Poujoulat, welche 20 Bände umfassen soll.

Und nicht bloß in Paris herrschte diese Regsamkeit; auch in den Provinzen erwachte die Erinnerung an die gewesene Nationalität und mit ihr der Forschungsgeist. Historische Gesellschaften erstanden allenthalben. Die Normandie ging voran; der Abbé de la Rue, Herr v. Caumont, Herr de Fontenelle und Andere machten sich schnell einen Namen; in Metz finden sich Alterthumsfreunde, in Saint-Omer, Cambrai und im Süden Frankreichs. Die Congrès scientifiques (deren einer, im Jahr 1836 gehalten zu Paris, den Namen eines Congrès historique européen führte) waren besonders durch die Geschichtsforscher angeregt worden; sie sind nicht zu verachtende Demonstrationen, die, wenn auch bis jetzt ohne bedeutende Ergebnisse, den wissenschaftlichen Sinn erwekken und eine kräftigere Periode vorbereiten. Die historischen Bestrebungen in den Provinzen sind die ersten Regungen des Strebens nach geistiger Unabhängigkeit von der Obermacht der Hauptstadt

Frankreichs, und gewiß geeignet, die literariſche Erſtarrung durch ein bewegtes Leben allda zu erſetzen. Wer von Boulogne bis Straßburg Frankreichs Departements aufmerkſam durchreist, ſieht mit Vergnügen den Anfang einer andern Zeit, und findet er auch manchen Geſchichtsfreund noch in der Vorhalle des Tempels, ſo kann er es ſich doch nicht verſagen, die Beſtrebungen zu bewundern, welchen mancher dunkle Punkt der Lokalgeſchichte* Aufhellung, manches Pergament ſein Hervorziehen aus dem Staube, manche Handſchriftenſammlung ihre Erhaltung verdanken. Wir nennen die Städte Boulogne ſur Mer, Calais, Saint-Omer, Arras, Douai, Lille, Valenciennes, ** Cambrai, Laon, Chalons ſur Marne, Metz, Epinal, Colmar und unſer altes ſtets deutſches Straßburg.

Einen höhern Aufſchwung erhielt der hiſtoriſche Forſchungsgeiſt in Frankreich unter Guizots Miniſterien. Er ließ von den Kammern über hundert und dreißigtauſend Franken ſich geben, um geſchichtliche Denkmale ans Licht zu fördern. Seine Rapporte über den Reichthum der Archive und Bibliotheken (abgedruckt im Moniteur von 1834 — 1836 und im Journal des Debats) leſen die Freunde der Geſchichte mit großer Erwartung. In allen Provinzen wurden Correſpondenten ernannt, und eine dirigirende Commiſſion niedergeſetzt, deren Mitglied Auguſtin Thierry iſt; einer ihrer erſten Entwürfe iſt die Herausgabe aller Geſchichtsdokumente des dritten Standes (Monumens pour servir à l'histoire du tiers état). Im December 1836 laſen wir die erſten Mittheilungen über die erfreulichen Ergebniſſe ihrer Arbeiten. Neben dieſer Commiſſion gelang es Guizot, eine in ganz Frankreich verbreitete hiſtoriſche Geſellſchaft (La Société d'histoire de France, deren Präſident Herr v. Barante iſt) zu gründen: die andern Vereinen keinen Eintrag that, weder den Antiquaires de France, deren Memoiren jetzt 12 Bände umfaſſen, noch dem ſeit 1834 entſtandenen Institut Historique, weder der Academie des Inscriptions, noch der hiſtoriſchen Section,

---

* In Lille erſcheinen die Revue du Nord, in Valenciennes ſchon ſeit 1829 die Archives historiques du Nord de la France et du Midi de la Belgique.

** Ausgezeichnete Stadtgeſchichten erſchienen, wie die von Amiens, Abbeville, Valence, Dieppe, Aurerre, Caen; eben ſo ausgezeichnete Provincialgeſchichten wie z. B. die der Normandie von Liquet.

der gleichfalls von Guizot wieder ins Leben gerufenen Académie des Sciences morales et politiques.

Wer wird sich nun wundern, daß der geschichtliche Sinn sich mehr und mehr verbreitet und alle dazu geeigneten literärischen Fächer durchdringt. Auch die Freunde der neuesten Geschichte reihen sich an die Alterthumsfreunde an: Mignet beschäftigt das sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert; neue Namen treten hervor, besonders als Herausgeber der Quellen, Fauriel, Aimé Paris, Edgar Quinet sind in wenigen Jahren europäisch berühmt geworden: wiederholt liest man die Namen von Allou, Achille Jubinal, Reinaud, Francisque Michel, Leglay, und manches Jüngers der historischen Kunst.

Unter allen diesen Männern ragt als fruchtbarer Schriftsteller mit eignen Vorzügen und eignen Fehlern Herr Jules Michelet hervor, von dessen neuesten Bestrebungen wir ein Näheres zu sagen uns vorgesetzt haben, wenn wir vorerst noch einiges Allgemeinere werden besprochen haben.

Die von Herrn Leglay besorgte, in Deutschland noch zu wenig bekannte Ausgabe der Chronik des im 11ten Jahrhundert lebenden Chroniſten Balderic von Cambrai (v. J. 1834) verdient das größte Lob.

Die geschichtlichen Studien in Frankreich haben mehrfache Berührungspunkte mit der neueren deutschen Historiographie. Die französischen Werke entsprechen nicht selten einem deutschen Vorbilde, so daß es nicht schwer ist, zwischen den Geschichtsschreibern beider Völker eine Parallele zu ziehen.

Unserm Savigny und Eichhorn stehen Rainouard und Guizot gegenüber. Ja, es ist auf den ersten Blick zu ersehen, daß die Werke der Ersten auf die Letzten nicht ohne Einfluß gewesen sind. Rainouards Geschichte der römischen Municipalverfassung in Frankreich ist gewiß zum Theil aus den ersten Bänden von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter geschöpft, welche Guizot in seinem Cours d'histoire moderne als ein Meisterwerk seinen Landsleuten — jedoch mit freimüthiger Kritik — * anpreißt. Die ersten Theile der „deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" Eichhorns haben den gleichen Inhalt mit dem so eben genannten

* Man sehe den Cours d'histoire moderne t. I. p. 389.

Cours d'histoire de France; in beiden wird die Geſchichte der germaniſchen Verfaſſung und des Rechts bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts gegeben; bei Eichhorn mehr für Deutſchland, bei Guizot für Frankreich. Wenn Erſter dem Letzten durch eine erſtaunenswürdige Erudition und durch das Zuſammendrängen des hiſtoriſchen Stoffes überlegen iſt, ſo ſteht der Franzoſe durch ſeine blühende Sprache, die lebhafte Schilderung der Verhältniſſe über ihm; er iſt ein raiſonirender Hiſtoriker, deſſen Gemälde nicht bloß in Umriſſen angedeutet, ſondern vollendet und jedem gebildeten Leſer verſtändlich ſind. Der Deutſche ſchrieb für Gelehrte, er bereitet ihnen alles Material, überläßt das reflektirende Auffaſſen deſſelben dem eigenen Nachdenken, während Guizot den Stoff mit philoſophiſcher Pragmatik verarbeitet. So, um nur eines zu berühren, finden wir bei dieſem eine anziehende Charakteriſtik der Rechtsbücher der Saalfranken, der Ripuarier, der Burgunder und der Weſtgothen, ſo wie der Capitularien Karls des Großen, während bei Eichhorn hierüber nur Andeutungen gegeben ſind. Guizot wandte der Urzeit der fränkiſchen Monarchie die Blicke anderer Geſchichtsfreunde zu. Das Jahr 1835 gebar zwei (ſich freilich ganz unähnliche) Geſchichten der Franken: nämlich die des belgiſchen Belletriſten Moke aus Brügge (Histoire des Francs t. I. Paris chez Paulin p. 1 — 480) und die des in Ham gefangen geweſenen Miniſters Grafen von Peyronnet, ein in zwei Bänden vollendetes Werk unter demſelben Titel (Paris chez Alardin). Moke, mehr Dichter als Geſchichtſchreiber, gibt uns die vorhiſtoriſche Geſchichte der Franken. Bloß conjecturirend aus den wenigen Angaben der Alten, ſucht er der Franken Urſprung auf, bis zur Wiege der Menſchheit zurückgehend. Viel Geniales erzeugt hier die üppigſte Phantaſie, die einer ausgebreiteten Erudition ſich bemächtigt, um die Urgeſchichte der celtiſchen und germaniſchen Völker zu erforſchen. Die Franken treten aber noch nicht auf; ſie ſind ein hiſtoriſcher Embryo, deſſen Phyſiognomie man aber aus dieſer philoſophiſchen Conſtruction ihrer künftigen Geſchichte ſich im Voraus ſelbſt machen kann. Peyronnet iſt der Doppelgänger Mannert's, jedoch ohne deſſen gründliche Gelehrſamkeit, deſſen Kunde der germaniſchen Sitte und des germaniſchen Staatslebens. Mit grauſamer Treue gibt er uns Gregors von Tours historia Francorum wieder, fortgeführt bis zum Sturze der Merovinger, er, deſſen Eingreifen

in das Rad der Zeit elfhundert Jahre später den Sturz des Königshauses, herbeiführen half — dessen Stammherr dasjenige gestürzt hatte, welches mit usurpirender Gewalt die erste Periode der fränkischen Geschichte schloß. — Peyronnet's Styl ist kräftig und gut — sein Buch demungeachtet nichts weniger als anziehend.

In hohem Grade ist dieses aber ein jedem Geschichtsfreunde zu empfehlendes Werk, das im Jahr 1836 die französische Literatur bereicherte, nämlich Fauriel's Histoire de la Gaule méridionale sous la domination des conquérants Germains,* Paris chez Paulin. vier Bände in Octav. Ein gewissenhaftes Quellenstudium, die scharfsinnigste Combinationsgabe, ein mit dem glücklichsten Erfolg gekröntes Bestreben, die Ereignisse der wichtigen Periode von dem Ende des vierten Jahrhunderts an bis zum Aufhören der Carolinger in Frankreich auf eine natürliche Weise darzustellen, ein einfacher jedoch höchst anziehender Ton der Erzählung zeichnen den Verfasser dieser Geschichte aus. Oft glaubt man eine genaue Zeitungsnachricht von so eben vorgefallenen Begebenheiten zu lesen; dabei ist alles Dunkle und Zweifelhafte, als solches, jedesmal bezeichnet, das Wahrscheinliche vom Gewissen geschieden und die Zustände mit bewundrungswürdiger Klarheit geschildert. Dem Verfasser sind die Forschungen der deutschen Gelehrten genau bekannt, namentlich Savigny's Darstellung der Provinzialverfassung Galliens, in welcher er (stets mit größter Bescheidenheit) mehrere Punkte berichtigt. Z. B. Band I. S. 359 über das Nebeneinander-Vorkommen der Principales und der früheren Magistrate in den gallischen Städten. Wir lesen mit wahrem Vergnügen das zehnte Kapitel, worin der gesellige, sittliche und literarische Zustand Galliens zur Zeit der Eroberung der Germanen beschrieben wird, und dann das folgende über die Stellung der Eroberer den Besiegten gegenüber. Obgleich nur gelegentlich, wird dennoch im zweiten Bande die Geschichte der auch den Süden Frankreichs erobernden Franken meisterhaft erzählt; in dem dritten aber zum erstenmal Licht verbreitet über die wiederholte Eroberung jener Gegenden durch die nördlich sitzenden Oberherrn, auch im Kapitel 23 — 26 die Verhältnisse der Germanen zu den Arabern, besonders mit Hülfe ungedruckter

* Der Verf. wird noch die Geschichte des südlichen Frankreichs unter den Römern und die im 9ten zum 14ten Jahrhundert herausgeben.

arabiſcher Quellen * aufgehellt, ferner die Heereszüge Karls des Großen gegen Spanien und (im IV. Band) die für das ſüdliche Frankreich ſo glückliche Regierung Ludwigs des Frommen, bevor derſelbe als Kaiſer ſeinem Vater folgte. Unterſuchungen über den Kulturzuſtand des Landes im ſiebenten und achten Jahrhundert, über die zum Theil noch jetzt fortlebenden Sprachen der älteſten Volksſtämme, z. B. der Basken, dann über die verſchiedenen Theilungen des Reichs unter Ludwigs Söhne ſind leſenswerthe, höchſt unterrichtende Digreſſionen des Verfaſſers. Im zweiten Band iſt Seite 523 abgedruckt das Fragment eines baskiſchen Nationallieds, das bis zu Kaiſer Auguſt hinauf geht. — Bemerkenswerth für den Rechtsgelehrten iſt auch Fauriel's Auslegung des neunten Kapitels jenes berühmten Placitum von Kierſi aus dem Jahr 877, worin Karl der Kahle die Lehen ſoll erblich gemacht haben, während nach Fauriel nur längſt beſtehende Grundſätze darin wiederholt werden.

Auch v. Raumer hat einen alter ego bei den Franzoſen; wir nehmen keinen Anſtand, ſeinen Hohenſtaufen die Histoire de Philippe Auguste von Capefigue gegenüber zu ſtellen, ob ſie gleich nicht ſo umfaſſend iſt, auch in mancher Beziehung hinter jener zurückbleibt, gleichwie den letzten Theilen derſelben die erſten eines anderen Werkes von Capefigue, nämlich ſeine Histoire Constitutionelle de la France, beginnend mit dem Jahr 1223, wo die Geſchichte des Königs Philipp Auguſts geendigt hatte. Eben ſo kann von Raumers neuerer Geſchichte Capefigue's Geſchichte der Reform und der Ligue u. ſ. w. verglichen werden; allein die allzugroße Fruchtbarkeit des franzöſiſchen Hiſtorikers ſchadet nicht ſelten dem innern Gehalte ſeiner Erzeugniſſe.

Auch unſerm Niebuhr ſollte ein Franzoſe an der Seite ſtehen. Michelet hielt ſich hierzu berufen in ſeinem 1834 zum erſten Male gegebenen Histoire Romaine (Republique) in zwei Bänden. Allein der Franzoſe erhebt ſich hier ganz auf des Deutſchen Schultern. Er iſt Nachahmer, und zwar phantaſtiſcher Nachahmer unſeres Reformators der römiſchen Geſchichtsſchreibung. War es Jenem darum zu thun, Roms ältere Geſchichte von der Fabel zu ſcheiden, das

* Noch wichtiger iſt in dieſer Rückſicht das Werk Reinaud's: Invasions des Sarrazins en France etc. pendant le huitième, neuvième et dixième siècles. Paris, 1836. 1 vol. 8.

mythiſche der älteren Zeiten in ſeinem ganzen poetiſchen Gewand uns zu zeigen, neben ihm aber den Faden der Ereigniſſe zu verfolgen: ſo gibt Michelet faſt der ganzen Geſchichte einen mythiſchen ja oft ſymboliſchen Charakter. Daher ſeine in die Uebertreibung hinüber ſpielende Darſtellung, der man allerdings den Charakter der Genialität nicht abſprechen kann, — wohl aber den einer nüchternen Wahrhaftigkeit. Dies erklärt ſich leicht, wenn man weiß, daß Michelet's hiſtoriſche Führerin Vico's Scienza nuova war. Das ſtets merkwürdige Buch wurde von ihm 1827 als Principes de la philosophie de l'histoire bearbeitet (Paris chez Renouard, 386 Seiten) Michelet's erſtes hiſtoriſches Werk — Vico iſt ihm auch in ſeinen neueſten Erzeugniſſen Muſter geblieben.— Da alle Nachahmung und mehr noch das Ueberbieten der Vorbilder mißfällig iſt, ſo ſehen wir voraus, daß bei den deutſchen Leſern das Gegenſtück zu Niebuhr's römiſcher Geſchichte wenig Beifall ernten wird.

Wir ſetzen die Parallele zwiſchen den deutſchen und franzöſiſchen Geſchichtsſchreibern nicht weiter fort; ob wir gleich auch in De Michels histoire du moyen âge vielleicht den Doppelgänger nicht von Leo aber doch von Rühs nennen könnten; wir bemerken nur noch, daß manchem deutſchen Geſchichtswerke die Ehre der Ueberſetzung ward. Daß die von Golbery veranſtaltete Ueberſetzung des Niebuhr'ſchen Geſchichtswerkes dieſes Jahr 1837 mit dem ſiebenten Bande beendigt wird, ſetzen wir als bekannt voraus, und machen nur darauf aufmerkſam, daß jetzt auch Pfiſter's Geſchichte der Deutſchen in Paquis einen Ueberſetzer gefunden hat; ſie ſoll in hundert Lieferungen, deren erſte im Juni 1835 erſchien, vollendet werden.

Beſchauen wir nun näher die geſchichtlichen Arbeiten des Herrn Michelet, deſſen neueſtes Werk: Origines du droit français cherchées dans les symboles et formules du droit universel, Paris 1837, unſre beſondre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hat.

Michelet gehört der noch ganz jungen wiſſenſchaftlichen Schule Frankreichs an, welche die Romantik auf die ernſteren Studien übertragen, und ſo der Philoſophie, dem Rechte, der Geſchichte die üppige poetiſche Farbe geben, welche den Werken dieſer Schule eine gewiſſe Friſche und den Reiz der Neuheit verleiht. Die Revue des deux mondes iſt ihr Organ. Die Schriftſteller, die ihr angehören, bilden aber zwei Parteien, eine philoſophiſche

und eine katholiſch-gläubige. Wenn dieſe tolerant genug iſt, die Freiheit philoſophiſcher Kritik anzuerkennen, ſo achtet jene die katholiſche Richtung als eine eigene philoſophiſche Ueberzeugung, und neigt ſich ſelbſt wieder durch den ihr eigenthümlichen Myſticismus zu ihr hin. Daraus erklärt ſich, wie die Herren de la Mennais, de Montalembert, Ballanche, Niſard, der Graf Louis de Carné und ihre Freunde, mit Lerminier, Edgar Quinet, de Sainte-Beuve, Michelet und ihren Anhängern, ja mit der als George Sand ſo berühmt gewordenen Frau Dudevant in einem literariſchen Blatte auftreten können. Die neueſte Philoſophie Frankreichs iſt nicht minder eine gläubige geworden, als die deutſche, und findet ſowohl in der pſychologiſchen Entwickelung des einzelnen Menſchen, als der großen Entfaltung des menſchlichen Geſchlechtes etwas Geheimnißvolles, dem Verſtande nimmer Erklärliches, was jedem Geiſte die Ueberzeugung aufdrängt, daß hinter dem Schleier, der die Ewigkeit verbirgt, das Göttliche nach ewigen Geſetzen walte. Sein Weſen und ſein Wirken in der Zeit und den Phänomenen der geiſtigen Welt läßt ſich oft erkennen, öfter aber nur ahnen, kündigt aber mächtig ſich dem Gefühle an. Wer es in der Geſchichte verfolgt, wird nothwendig eine myſtiſche Richtung nehmen, und die Bilder, in welchen ſeine Phantaſie ſich das Unerſchöpfliche erkennbar zu machen verſucht, für hiſtoriſche Wahrheit nehmen. Ballanche hat dieſe Behandlungsweiſe der Geſchichte am weiteſten getrieben, und wird, obgleich von den Seinen ſehr bewundert, doch niemals dem nüchternen Geſchichtsfreunde gefallen.

Neben ihm ſteht, aber in einer weniger myſtiſchen Richtung, Michelet. Auch ſeine Auffaſſung der Geſchichte iſt eine ſubjektive; auch er ſucht die Entwickelungsgeſetze der Menſchheit in der Zeit; er ſtrebt nach der Löſung des großen Räthſels: woher, warum wir ſind und was die nachfolgenden Generationen einſt ſeyn werden? nach der Wiſſenſchaft über die endliche Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts auf Erden. Die Philoſophie der Geſchichte iſt auch ihm eigentliche wahre Geſchichte; allein er verläßt den hiſtoriſchen Boden nie. Michelet iſt nicht bloß Geſchichtsſchreiber, ſondern auch Geſchichtsforſcher. Selbſtſtudium der Quellen und ein eignes Meditiren der Begebenheiten beurkunden ſich in ſeinen Darſtellungen, ſelbſt in denen, die zunächſt nur für

die Schulen geschrieben sind, wie z. B. in seiner Introduction à l'histoire universelle (2. Ausg. v. Jahr 1834), den Précis de l'histoire moderne (5. Ausg. 1837), so wie den Précis de l'histoire de France jusqu'à la revolution (2. Ausg. 1837).

Daß Michelet nach Allseitigkeit strebt, beweisen neuerdings seine französische Bearbeitung eines Auszugs aus den Werken Luthers (Mémoires de Luther, écrits par lui-même, 2 vol. 8.), so wie die Oeuvres choisies de J. B. Vico traduits par M. Michelet, précédées d'une introduction sur sa vie et ses ouvrages, gleichfalls 2 Bände in 8. und endlich das hier näher zu beleuchtende Buch. Als sein Hauptwerk scheint aber Herr Michelet die im Jahr 1833 begonnene Histoire de France anzusehen, deren dritten Band er zugleich mit den Origines du droit français im Juni des Jahres 1837 gegeben hat. Die französische Geschichte, beginnend mit den Celten, ist bis zum Jahr 1380 vorgerückt.

Der Verfasser beurkundet eine vollständige Kenntniß der allgemeinen Quellen der französischen Geschichte, auch seine Bekanntschaft mit der sie betreffenden Literatur. Die Forschungen der deutschen Gelehrten über die ältere Periode der germanischen Reiche sind von ihm eben so benützt, wie die über Kirchengeschichte. Savigny, Grimm, Gieseler werden häufig angeführt. Manche ungedruckte Notiz aus dem Trésor des Chartes, den königlichen Archiven in Paris und der Bibliothek ist eingestreut; die Darstellung lebendig, feurig, hinreißend; der Styl die kräftige Sprache der neuen französischen Schriftsteller, kühne Bilder, treffende Vergleichungen, überall eine poetische Anschauung. Michelet gibt nicht die Geschichte der französischen Könige, sondern die der Bewohner des Landes, ihres geselligen, sittlichen, geistigen Lebens. Es bewegt sich in seiner ganzen Eigenthümlichkeit vor unsern Augen. Oft sind die saillantesten Punkte wörtliche Uebersetzungen der Chronisten oder der Worte der handelnden Personen, oft (besonders im dritten Bande) die Stellen in ihrer alten ausdrucksvollen Sprache selbst. Des Verfassers Historik hält die Mitte zwischen Barante's Genre descriptive und dem genre philosophique. Sie ist nicht moralisirend, oft aber construirend, mit den aus den Quellen angegebenen Materialien. Oft erinnert Michelet an Schlosser, da er, gleich diesem, die Thatsachen mit den Stellen hervorhebt,

welche die Zeiten, Sitten und Verhältniſſe auf das ſprechendſte charakteriſiren; dann aber wieder an Leo, da er gleich dieſem den Stoff beherrſcht und mit reflektirender Anſchauung das geſchichtliche Drama entwickelt. Beiden iſt er, vielleicht nur der franzöſiſchen Sprache wegen, im Style überlegen. Alle Polemik iſt bei ihm ausgeſchloſſen, wir finden ſtets nur Michelets Auffaſſung; daher auch keine Unterſuchungen über einzelne Begebenheiten. Er nimmt die Reſultate der neueren Forſchungen in ſich auf, wie die von Savigny, von Thierry und Andern. Nicht ſelten ſind ſeine Auffaſſungen neu. So finden wird Bd. I. S. 536 die Préférence de Charlemagne pour les étrangers et les gens de basse extraction; ferner S. 345, daß Karls Capitularien aller Wahrſcheinlichkeit nach nichts als neue Redaktionen von Verordnungen merovingiſcher Könige ſeyen (?); ſeine Geſetzgebung wird mit der der römiſchen Kaiſer von Conſtantin bis Juſtinian verglichen; S. 346 wird der Caractère écclésiastique des Capitulaires herausgehoben; S. 384 der Gedanke ausgeführt, daß unter Karl dem Kahlen die Biſchöfe die eigentlichen Herrſcher im Frankenreiche geweſen, daher der Satz: Le vrai roi est l'archevêque de Rheims, Hincmar, Bd. II. S. 163 — 169, der materialiſtiſche Charakter des Lehensſyſtems wird gezeigt, der ſich unfehlbar der Kirche würde mitgetheilt haben, wenn es Gregor VII. nicht gelungen wäre, den Cölibat der Prieſter durchzuſetzen; ſchon früher habe die Kirche die ſpiritualiſtiſche Richtung verloren gehabt, die ſich zuerſt nur in den Klöſtern erhalten, bis auch hier die materiellen Intereſſen das Geiſtige abſorbirten. Gregor VII. habe ſeine Hauptmacht auf die normänniſchen Fürſten in Italien, in Frankreich und in England geſtützt, ſo wie auf ein Weib (die Gräfin Mathilde, ſeine keuſche Freundin), während er das ganze weibliche Geſchlecht als die Quelle alles menſchlichen Unheils verfolgte.

Als Folge der Kreuzzüge finden wir den Satz: La pensée de l'égalité se développe (S. 358) und ſpäter den: La liberté se produit dans la philosophie (S. 278). Bis zum vierzehnten Jahrhundert iſt die Geſchichte Frankreichs nur die des Chriſtenthums, der Kirche und des Lehensſyſtems allda. Aber mit Philipp dem Schönen beginnt die eigentliche franzöſiſche Geſchichte, als die Landesſprache die lateiniſche verdrängt und die königliche Gewalt mit Hülfe der Juriſten die Macht der Vaſallen

im Innern sprengt, und sich selbst von der Suprematie des Papstes unabhängig macht. Die moralische Schlechtigkeit des vierzehnten Jahrhunderts ist von Michelet mit grellen Farben gemalt, besonders der lange Kampf der Könige aus dem Hause Valois mit England.

Lesenswerth sind die Capitel (liv. V. chap. II.) vom Kampfe Philipps des Schönen mit Papst Bonifaz VIII., größtentheils nach Dupuy, und die Geschichte der Verfolgung und Vertilgung des Templerordens (V. ch. III. u. IV.).

Haben wir die Vorzüge der französischen Geschichte Michelets hervorgehoben, so wird es uns erlaubt seyn, auch seine Schattenseite zu berühren. Sie möchte in Folgendem sich zeigen. Der Verfasser hat zwar nicht, wie die meisten Historiker Frankreichs, nur die Geschichte der dem Könige unmittelbar unterworfenen Landestheile gegeben, sondern sogleich von der Theilung der carolingischen Monarchie an sein Augenmerk stets auf die Provinzen gerichtet, von deren jeder er in dem Tableau de la France, t. II. p. 1—121, ein statistisches Gemälde entwirft, das freilich deßhalb oft ein Zerrbild wird, weil alle Zeiten, die ältesten und neuesten, darin durcheinander geworfen werden. Allein im Verlaufe der Geschichte wird dennoch auf diese Provinzen, meistens viel bedeutendere Länder, als das königliche Frankreich selbst, nur gelegentlich Rücksicht genommen. Das Band, welche sie mit dem Königreiche vereint, wird nicht genau charakterisirt; man begreift nicht die Ursachen so vieler Kriege zwischen dem Könige und seinen Baronen; nicht, ob das Recht auf seiner oder seiner Gegner Seite gewesen. So ist z. B. die rechtliche Stellung der Gräfen von Flandern zu dem Könige nirgendwo auch nur angedeutet, und deßhalb Michelets Darstellung der flandrischen Kriege sowohl unter Philipp August als unter Philipp dem Schönen, Ludwig X. und Philipp von Valois gänzlich unbefriedigend. Das altfranzösische Staatsrecht, wie es seit Hugo Capet, Ludwig VI., Philipp August und später seit Philipp dem Schönen sich gebildet, ist bis jetzt wenig untersucht; früher bearbeiteten es fast nur vom Könige bezahlte Publicisten, wie Dupin, Galand, Godefroi, Brüssel auf eine ihrem Herrn allein günstige Weise. Daher die Beschönigung auch der ungerechtesten Eroberungspolitik der Krone, die freilich Frankreich die Einheit gab, auf der seine Macht und Größe ruht.

Es mag vielleicht Hrn. Michelet eine zu ſchwere Aufgabe ſcheinen, dieſe Verhältniſſe in ihrem wahren Lichte zu zeigen, da nur in wenigen Provinzialgeſchichten ſie berückſichtigt wird, und die neueren Forſchungen ſelten bekannt ſind. Ueberhaupt weiß er nicht viel von den Quellen der Lokalgeſchichte und ihrer Bearbeiter, beſonders des nördlichen Frankreichs. So war ihm, als er die Kriege Philipps des Schönen* mit den Flandern beſchrieb (Bd. III. S. 80), die flandriſche Geſchichte des Verfaſſers dieſer Zeilen noch nicht bekannt; erſt S. 283 bedauert er in der Note 1 nichts davon gewußt zu haben.

Auch ein anderes Verhältniß iſt noch zu unterſuchen, nämlich das zwiſchen den franzöſiſche Biſchöfen und Erzbiſchöfen und der Krone. Warum ſind ſie nicht eben ſo gut reichsſtändiſche Landesherren in Frankreich geworden, wie in Deutſchland? Warum hatte Gregor VII. mit dem Könige Inveſtiturſtreit nicht eben ſo zu beſtehen, wie mit dem Kaiſer? Wie kam es, daß die Bürger der biſchöflichen Städte des Königs Unterthanen wurden? Die ſo viel beſprochene Frage de l'affranchissement des communes wird nur dann vollkommen aufgeklärt ſeyn, wenn wir über jenes Verhältniß im Klaren ſind. Warum intervenirte die königliche Gewalt nicht in den Kämpfen der Herzöge und Grafen mit ihren Städten?

Als 888 das weſtfränkiſche Reich vom oſtfränkiſchen für immer getrennt wurde, hatten beide die gleichen politiſchen Grundlagen; wie kam es, daß nach einigen Jahrhunderten die deutſche Verfaſſung eine ganz andere war, als die franzöſiſche? Wir erlauben uns noch eine Bemerkung. Schloſſer hat in ſeiner Geſchichte der alten Welt ſtets drei große Geſichtspunkte unterſchieden: die politiſche Geſchichte, Staat und Leben, dann Bildung und Literatur. Wir hätten ein Gleiches bei Michelet für jede Periode gewünſcht; bei jeder ſollten mit großen Zügen die das ganze Leben des Volkes bewegenden Urſachen während derſelben angegeben

* Herr Michelet iſt durchaus im Irrthum, wenn er Band II. S. 510 uns die flandriſchen Wollweber im Anfange des 13. Jahrhunderts als halbe Albigenſer darſtellt. Flandern war ſtets ſtreng orthodox; nur einzelne Häretiker finden ſich und werden ſogleich verbrannt. Wenn der Papſt Philipp Auguſt zum Kriege anfeuerte, ſo leiteten ihn rein politiſche Rückſichten.

werden, und jede enden mit einem Gemälde der Ergebnisse für Staat, Recht, Religion, Sitte, Bildung, Wissenschaft und Kunst. Dies bildet dann wieder die Grundlage, den historischen Boden der folgenden Periode, so daß nur dann alle Ereignisse mit ihren oft so bizarren Eigenthümlichkeiten bis ins Kleinste klar und begreiflich sind. Herr Michelet hat zwar die obigen Gesichtspunkte keineswegs vernachlässigt, aber in der Darstellung zu wenig getrennt; einem historischen Laien wird die Geschichte Frankreichs nicht selten als ein buntes Gemisch, als ein unverständliches Chaos erscheinen; für den Eingeweihten ist freilich die Behandlungsweise des Verfassers durchaus nicht störend.

So viel über dies Geschichtswerk. Bevor wir uns nun zur Beleuchtung des andern Werkes unsers Verfassers, den Origines du droit français, wenden, sey es uns erlaubt, einen Blick auf die rechtshistorischen Studien der Franzosen, an welche sich dasselbe anreiht, zu werfen.

Vor der Revolution war die Geschichte des französischen Rechts wenig vorgerückt. Es gab allerdings viele geschichtliche Werke; schon die Commentatoren der Coutumes hatten nach Du Moulin's und Loiseau's Muster stets die geschichtliche Erforschung des französischen Gewohnheitsrechts sich zum Gesetze gemacht. Wir erinnern beispielsweise an des Präsidenten Bouhier Observations sur les Coutumes de Bourgogne. Die Arbeiten Pasquiers, de Laurrière's sind allgemein bekannt. Aber nur wenige Juristen dachten daran, eine eigentliche Rechtsgeschichte zu schreiben. Fleury's Précis de l'histoire du droit français war nur eine Vorrede zu Argou's Institution du droit français und ist auch nach Dupins im Jahr 1826 gemachter Fortführung von 1674 bis 1789 nur eine Skizze. Grosley's Recherches vom Jahr 1752 sind fast nur Untersuchungen über den Ursprung des französischen Gewohnheitsrechts und die Frage, ob es ein gemeines französisches Recht, unabhängig vom römischen, gebe. Montesquieu, im dreißigsten und einunddreißigsten Buch seines Werkes de l'Esprit des Lois, regt interessante Fragen an, ohne sie eigentlich zu lösen. Die Zeit der historischen Auffassung des Rechts war noch nicht gekommen; die französischen Politiker hatten dafür weder Sinn noch Fähigkeit; die Gelehrten beschränkten sich auf Untersuchungen über einzelne Gegenstände z. B. über den Ursprung des Adels. Die Académie

des Inscriptions krönte wohl ein Werk wie de Gourci's Abhandlung de l'Etat des personnes sous la première et la seconde Race (1789); die Profeſſoren, ausſchließlich (und zwar nach der Methode des Mittelalters) mit dem römiſchen und canoniſchen Rechte beſchäftigt, thaten faſt gar nichts.

Erſt im Jahr 1817 erſchien Bernardi's oberflächlicher Verſuch de l'Origine et des progrès de la legislation française ou histoire du droit public et privé de la France depuis la fondation de la monarchie jusque et compris la revolution. *

War bei der Wiederherſtellung des Rechtsſtudiums auf den Rechtsſchulen (im Jahr 1806) das römiſche Recht nur ſtiefmütterlich bedacht und auf das Nothdürftigſte beſchränkt worden, ſo ging das altfranzöſiſche Recht ganz leer aus. Nur das Wiſſenswürdige deſſelben ſollte gelehrt werden; es fand ſich in dem Code. Wir finden auch die Commentatoren alsbald beſchäftigt, das Neue aus dem Alten zu erklären, nur hielten ſie es nicht für nothwendig, der jüngern Generation das Alte in ſeinem ganzen Zuſammenhange zu zeigen. In der Zeitſchrift (die Thémis oder Bibliothèque de jurisconsulte), wodurch vom Jahre 1819 bis 1830 einige Mitglieder der Rechtsſchule zu Paris in Verbindung mit andern Gelehrten und Profeſſoren der Niederlande die gelehrte Rechtswiſſenſchaft in Frankreich zu reſtauriren verſucht hatten, konnte der Geſchichte des franzöſiſchen Rechts deßhalb nur ſelten gedacht werden, weil es für alles Uebrige ſo ſehr Noth that, und das in Verfall gerathene römiſche Rechtsſtudium war wieder anzuregen und eine wiſſenſchaftliche Richtung allen Zweigen der Jurisprudenz zu geben. Auch fehlte es an Freunden hiſtoriſcher Unterſuchungen. Indeß that Berriat Saint-Prix ſowohl in dieſer Zeitſchrift als durch Gelegenheitsſchriften Manches, beſonders für die civiliſtiſche Literärgeſchichte; Tailliandier beſchäftigte ſich mit den Assises de Jérusalem (ſchon 1820), Thémis II. p. 16, als Dupin in einer Zugabe zu ſeiner Ausgabe der Bibliothèque choisie des livres de droit von Camus, über jene und andere altfranzöſiſche Rechtsdenkmale eine Notiz ſchrieb, die, obgleich mehr zur Unterhaltung beſtimmt, doch das Andenken an jene „juriſtiſchen Curioſitäten“ erhielt.

* Der Verf. hatte 1785 bereits einen Essais sur les revolutions du droit français gegeben.

Wichtigeres that Pardessue, der 1829 eine Ausgabe der Assises vorbereitete, * welche die Juliusrevolution eben so vereitelte, wie die 1789 von Agier beabsichtigte die erste Revolution. ** Während Merlin in seinem Répertoire über manches Alte historische Aufschlüsse theils älterer, theils noch lebender Rechtsgelehrten mittheilte, lebte in Henrion de Pansey, erstem Präsidenten des Cassationshofs, noch einer der gründlichsten Kenner des alten französischen Rechts. Im Jahr 1763 Parlamentsadvokat, schrieb er schon 1767 ein Eloge de Dumoulin, gab 1773 dessen Traité des Fiefs mit einem Commentar heraus, 1789 seine eigenen Dissertations féodales, 1810 sein vortreffliches Werk de l'Autorité judiciaire en France, dessen dritte sehr vermehrte Ausgabe in zwei Quartbänden im Jahr 1827 erschien und eine interessante geschichtliche Uebersicht der altfranzösischen Gerichtsverfassung enthält. Außer andern mehr praktischen Schriften gab er noch 1826 (und vollständiger 1829 in 2 Bänden) ein Werk: des Assemblées nationales de France depuis l'établissement de la monarchie jusqu'en 1814; dann (schon 1816) ein Schriftchen über die alten Paires de France. Der gefeierte Rechtsgelehrte starb im Jahr 1829.

Die Juliusstürme hemmten augenblicklich auch diesen Zweig der juristischen Studien. Indeß gab Dupin im Jahr 1832 seine Notices historiques, critiques et bibliographiques sur plusieurs livres de jurisprudence française par leur antiquité ou leur originalité in einer neuen vermehrten Ausgabe des Werkes von Camus, zum Theil ganz umgearbeitet. Herr Daviel schrieb eine Brochure: Recherches sur l'origine de la coutume de la Normandie. *** Im Jahr 1835 aber sollte eine neue Periode für die Bearbeitung der französischen Rechtsgeschichte beginnen. Eine unerwartet auftauchende Celebrität, der Präsident Troplong in Nancy, seitdem Mitglied des Cassationshofes zu Paris, eröffnete die von dem jungen

---

* Darüber ein Aufsatz von ihm in der Thémis, t. 10. p. 210.

** Im Jänner 1838 hat die Académie des Inscriptions die Ausführung des früheren Planes beschlossen.

*** Sie ist veranlaßt durch ein Schreiben des Verfassers dieses Aufsatzes an den Congrès scientifique zu Caen um Aufschlüsse über das alte Landrecht der Normandie.

polniſchen Rechtsgelehrten Wolowsky redigirte Revue de législation et de jurisprudence mit einer leſenswerthen Ausführung de la nécessité de réformer les études historiques applicables au droit français, deren erſter Satz iſt: Depuis quelque temps les tribunaux rétentissent de hautes questions de jurisprudence et le droit semble avoir renoué son antique alliance avec l'histoire. In allen ſeinen Schriften (wir ſetzen ſie als bekannt voraus) verläßt er die deklamatoriſch-ſcholaſtiſche Methode der übrigen Ausleger des Code und ſucht des Rechtes hiſtoriſche Grundlage auf. Sehr belehrend ſind in derſelben Revue, t. I. p. 161—176, ſeine Artikel de l'établissement des justices seignerales en France; de l'influence des légistes sur la civilisation française (t. I. p. 401, t. II. p. 1—25). In demſelben Jahre gab im 11. Bande der Mémoires de la société royale des antiquaires de France und daraus beſonders abgedruckt Hr. Tailliandier eine Notice sur les registres manuscrits du parlement de Paris; ferner ein Hr. Tailliar, Mitglied des Appellhofes zu Douai, eine nach den Quellen gearbeitete Notice sur les Institutions Gallofranques (von 420—752) (Douai chez Wagrez ainé, p. 1—188 in 8.); Grenier de Chaſſagnac führte, jedoch nicht ganz glücklich, in der genannten Revue den Gedanken aus, das Recht als Mittelpunkt der Geſchichte zu betrachten.

In demſelben Jahre trat Dr. Klimrath aus Strasburg * mit ſeinem, die Freunde der Rechtsgeſchichte ſo angenehm überraſchenden Mémoire sur les monumens inédits de l'histoire du droit français au moyen âge hervor, um ihnen zu ſagen, daß er die geſchichtliche Erforſchung des franzöſiſchen Rechts zur Aufgabe ſeines Lebens gewählt habe. Andere höchſt lobenswerthe Abhandlungen folgten, denen ſogleich volle Anerkennung, auch in Deutſchland, zu Theil ward.

Während der, die Schwierigkeit der zu löſenden Aufgabe würdigende junge Gelehrte ſeinen Landesgenoſſen zeigt, daß erſt die wichtigſten Quellen des älteſten franzöſiſchen Rechts zugänglich gemacht werden müßten, hielt ſich ein anderer Franzoſe, Herr

* Mit großem Bedauern erfuhr der Verf. dieſer Zeilen ſeinen unerwarteten Tod. Klimrath ſtarb zu Paris am 31. Aug. 1837 im dreißigſten Jahre ſeines Lebens.

Laferiere, Advokat am Gerichtshofe zu Bordeaux, berufen, mit einer Histoire du droit français (Paris chez Jaubert, 1836, p. 1—555) die gelehrte Welt zu beschenken, deren erster Theil aber als eine unreife Zufrühgeburt im In- und Auslande erkannt wurde. Ohne vollständige Kunde des Stoffes, ohne ein klares Auffassen der Frage, was überhaupt die Rechtsgeschichte seyn soll, construirt er nach subjektiven Gesichtspunkten seine Rechtsgeschichte, coordinirt so, ohne auf ihren lebendigen Zusammenhang zu sehen, die einzelnen Rechtsquellen, wie es ihm gerade bequem scheint.

An alle die hier genannten Bücher und Gelegenheitsschriften, denen noch manche aus Camus Bibliothèque des livres de droit (N° 846 — 966, 1160 — 1295 u. s. w.) beigefügt werden könnten, schließt sich nun das neueste Erzeugniß des Herrn Michelet an, in dem er durch das Aufsuchen der Keime des französischen Rechts in den Formeln und der Rechtssymbolik der berühmtesten Völker des Erdbodens die höhere Bedeutung der geschichtlichen Rechtserforschung nachzuweisen sich vorsetzt. Beschauen wir näher die von ihm gewählte Aufgabe und deren Lösung in den Origines du droit français cherchées dans les symboles et formules du droit universel. Ist es überhaupt jetzt schon möglich, in Frankreich den wahren Charakter des ältern französischen Rechts genau zu fassen, im Einzelnen zu verfolgen, und insbesondere eine französische Rechtssymbolik zu schreiben? Hat Michelet geleistet, was jetzt geleistet werden konnte? Wie hat er seine Aufgabe angesehen?

Das gesammte französische Recht hat, wie die meisten Gesetzgebungen der nicht slavischen Länder Europas, eine vierfache Grundlage:

die altgermanischen Sitten und Institutionen;
das Christenthum und die kirchlichen Einrichtungen;
römische Civilisation und römisches Recht;
die rechtsphilosophischen und politischen Ansichten der neuern Zeit.

Die aus diesen, schöpferisch wirkenden, Elementen entsprossenen Rechtsgrundsätze treten auf dreierlei Weise, also in einer dreifach verschiedenen Gestalt im Leben und der Geschichte auf: *

* Wir lassen hier das canonische Recht bei Seite liegen.

als Coutume, als Jurisprudence und als Ordonnance (ſpäter als Loi).

Der Code civil iſt nichts anderes als ein für das neunzehnte Jahrhundert veranſtaltetes Résumé (eine Summa) aller dieſer Rechtsquellen, deren Daſeyn ſich in den einzelnen Artikeln nicht verkennen läßt, die ſich ſtets wieder als Produkte der Coutumes, als Ordonnance, oder als Jurisprudence beurkunden.

Die Vollendung des Lehensweſens ſowohl in den öffentlichen als den privatrechtlichen geſelligen Verhältniſſen Frankreichs hatte der unmittelbaren Anwendung der altgermaniſchen Volksrechte, der Capitularien und der nicht juſtinianeiſchen römiſchen Rechtsbücher ein Ende gemacht. Nachdem das große Frankenreich in eine Menge kleiner Feudalſtaaten war zerſplittert worden, mußte alles Recht zuerſt als Lokalrecht wieder hervortreten. So geſchah es auch in allen andern Ländern. Die königliche Gewalt war lange nur eine nominale; die Kirche allein war das gemeine Band Aller und Frankreich nur eine Provinz der großen theokratiſchen Monarchie, deren Haupt in Rom ſaß. Die erſte nach Gewißheit ringende Rechtsquelle war die von Unten, vom Volke, ausgehende Gewohnheit: usus et consuetudo, im altfranzöſiſchen ûs et coustumes, usaiges u. ſ. w. Oft beſtritten von den Herren der ſie übenden Unterthanen, wurde ſie beſonders in den ſeit dem zwölften Jahrhundert aufſtrebenden Städten als libertas, immunitas, franchisia oft nach blutigen Kämpfen erſt beſtätigt und als privilèges, franchises, statuts, loix u. ſ. w. geſchriebenes Recht (ohne jedoch dieſen Ehrennamen zu erhalten). Seit dem Jahr 1115, wo Beauvais ſein erſtes Stadtrecht vom König Ludwig VI. beſtätigt erhielt, vermehren ſich dieſe Rechtsquellen ins Unendliche.* Auch provinzielle Coutumen entſtehen.

Schnell verbreitet ſich aber das in Bologna wiedergeborne Studium des römiſchen Rechts in Frankreich, deſſen Hauptſtadt eine nicht minder bedeutende Schule des canoniſchen Rechts hatte, als Bologna ſelbſt. Im dreizehnten Jahrhundert finden wir die zahlreichen, wiſſenſchaftlich-praktiſchen Rechtsbücher in franzöſiſcher Sprache, welche jetzt in einem ſo hohen Grade die Aufmerkſamkeit

* Guizot, Cours d'histoire moderne, t. V. p. 251—271 gibt davon ein, jedoch bei weitem nicht vollſtändiges Verzeichniß.

der Alterthumsfreunde fesseln. Wir finden sie nicht bloß im eigentlichen Frankreich, sondern auch im asiatischen, d. h. in dem zu Jerusalem gestifteten, zuletzt auf die Insel Cypern geflüchteten Reiche der Franken. Das Conseil de Pierre de Fontaines, die Etablissemens de Saint-Louis, die Coutumes du Beauvoisis (des Landes von Beauvais), verfaßt von Beaumanoir, das Grand-Coutumier de Normandie (deren Verfasser erst Klimrath entdeckt hat), eine alte Coutume der Bretagne und die der Champagne und des Landes der Brie — sind wirklich Denkmale eines frühen gelehrten Rechts (eines Juristenrechts), auf dessen Abfassung und Inhalt das römische Recht einen mächtigen Einfluß geäußert hat. Diese Werke sind alle, und zwar ziemlich gut gedruckt. Dagegen sind die in vieler Rücksicht noch merkwürdigern Assisses de Jérusalem nur in einer, größtentheils unverständlichen Ausgabe von Thaumassiere, und zwar hier zur Hälfte nur, dann in einer altitalienischen Uebersetzung bei Canciani zu lesen. Es würde Deutschland zur Ehre gereichen, wenn die von einem deutschen Gelehrten (Herrn Archivrath Kausler in Stuttgart) vorbereitete Herausgabe des trefflichen Textes einer Münchner Handschrift der Assisses, verglichen mit dem des berühmten Venediger Codex, einen Verleger bei uns fände. Das Königreich der Kreuzfahrer war ja mehr als ein französisches; in seinen Rechtsdenkmalen spiegelt sich das allgemeine Recht des christlichen Europas des Mittelalters als ein treues Porträt ab.

Die genannten verschiedenen Werke sind die Gegenstücke zu den gleichfalls im dreizehnten Jahrhundert in Deutschland verbreiteten Spiegeln (dem Sachsen- und dem Schwabenspiegel) und bieten mit diesen den Maßstab, die Rechtsbildung beider Länder in jener Zeit zu würdigen. Daß auch England * damals, ja schon ein Jahrhundert früher, berühmte Rechtsbücher gehabt hat, ist bekannt. Ueber den Ursprung der wichtigsten der sechs genannten Rechtsbücher verdanken wir Klimrath die ersten Aufschlüsse. In seinem Mémoire sur les monumens inédits du droit français au moyen âge beschäftigte das von Vielen für fabelhaft gehaltene Livre de la reine Blanche seine Aufmerksamkeit. Es gelang ihm, zu entdecken, daß Ludwig IX. vier Juristen

* Mehrere derselben sind abgedruckt in Houards Loix Anglonormandes.

aus den Hauptprovinzen ſeines Reiches auftrug, zur Belehrung ſeines Sohnes Philipp (des Kühnen) die Rechte derſelben, wiſſenſchaftlich geordnet, aufzuzeichnen. Philipp de Fontaine ſchrieb das als Conseil à son ami (dem Prinzen Philipp) adreſſirte Buch, enthaltend die Coutumes de France et de Vermandois; Robert der Normanne (li Norman), das Grand-Coutumier de la Normandie, wovon wir einen, gleich alten lateiniſchen, einſt auch von Ludwig in ſeinen Reliquiae manuscriptorum (t. VII. p. 50) abgedruckten Text haben; zwei andere Rechtsgelehrte, Clement von Tours, und Hue (Hugo) von Paris, vollendeten das ganze Werk, das der Königin Blanca, Philipps des Kühnen Mutter, gewidmet, den Namen von ihr bekam. Eine franzöſiſche Ueberſetzung des dritten und vierten Buches der Juſtinianiſchen Inſtitutionen bilden den zweiten und den vierten Theil des Rechtsbuches. Daſſelbe erlitt ſpäter ähnliche Umarbeitungen und Veränderungen wie die deutſchen Spiegel (Klimrath S. 41). Und wie wir in Deutſchland den Richtſteig des Sachſenſpiegels beſitzen, ſo finden wir bei den Franzoſen das auch von Klimrath zuerſt entdeckte Livre de Justice et de Plet, * deſſen Inhalt er S. 50 — 57 ſeines Memoires näher bezeichnet. In allen dieſen Büchern tritt römiſches Recht mit germaniſchem vermiſcht und dem kirchlichen untergeordnet, als das dreifache Element des auf dieſe Weiſe gebildeten droit français hervor. Nur in der Coutume der Normandie iſt das germaniſche Element faſt ausſchließlich herrſchend.

Frankreich beſitzt nun nicht bloß dieſe Rechtsbücher, aus welchen im vierzehnten und fünfzehntn Jahrhundert andere hervorgingen, und deren Einfluß in der Umarbeitung der Coutumen ſichtbar iſt; es hat noch ein Rechtsdenkmal eigner Art aufzuweiſen, nämlich die Protokolle der Entſcheidungen ſeines höchſten Reichsgerichts, des königlichen Parlaments, faſt von deſſen Entſtehung an; es ſind die unter dem ſonderbaren Namen der Olim noch jetzt in den Archiven des Caſſationshofes aufbewahrten Regiſter, deren vier älteſte auf Pergament im dreizehnten Jahrhundert geſchrieben, der großen Sammlung den Namen gaben. Aus Dupins Notices iſt der wahre Charakter dieſer Sammlung eben ſo wenig zu erſehen, als aus der ganz neuen Brochure des Herrn Tailliandier. Auch

* Plet für Plaids, placitum.

hier hat Klimrath das Verdienst, durch eine genaue Prüfung der alten Codices das Wahre zuerst gefunden zu haben. * Wir sehen aus diesen Protokollen, wie die königliche Gerichtsbarkeit, hervorgegangen aus der uralten Sitte der tria placida legalia Karls des Großen und seiner Nachfolger, nach und nach den in Frankreich ihr eigenthümlichen Charakter annahm. ** Wie vieles Licht durch die in diesen Protokollen erhaltenen Notizen über die französische Rechtsgeschichte verbreitet wird, ergibt sich schon aus den Angaben, die Klimrath zusammenstellte, um nur einige Hauptpunkte aufzuhellen.

Die dritte Hauptquelle des französischen Rechtes sind die Ordonnances oder die eigentlichen allgemeinen Gesetze des Königreichs. Diejenigen Rechtsgelehrten, welche gewohnt sind, alles Recht aus den Gesetzen herzuleiten, oder zu glauben, daß unter der „despotischen Ruthe des Feudalismus" der Grundsatz des quod principi placuit, legis habet vigorem, alles Recht geschaffen habe, werden sich nicht wenig wundern, zu hören, daß Jahrhunderte hindurch die Rechtsquelle der Ordonnances sehr wenig ergiebig war. Aehnliche Bemerkungen wird Jeder machen, der die Staats- und Rechtsgeschichte irgend eines europäischen Landes vor dem vierzehnten Jahrhundert bearbeitet. Wie wenige Reichsgesetze wir in Deutschland haben aus den frühern Zeiten, kann Jeder aus Herrn Dr. Böhmers höchstverdienstlicher chronologischer Notiz ersehen. Ein Gleiches galt in den Staaten der untergeordneten Fürsten. Die französischen Juristen *** sagen: l'histoire des Ordonnances est celle de la France; eine bündig ausgesprochene Wahrheit! Die französische Geschichte dreht sich stets um die der königlichen Gewalt; ihr Steigen und Fallen offenbaren jene Aeußerungen der königlichen Macht. Im Anfang Privilegienbriefe, werden die Ordonnances bald Bestätigungsakte der Stadtrechte oder Regierungsbefehle, dann Gesetze, wodurch der König sich von den Fesseln der Lehensabhängigkeit befreit, oder

* Jean de Montluc hat seit 126[illegible] die Protokolle der Entscheidungen (arresta) in ein regelmäßiges Register eingetragen; dann die frühern bis 1254 nachträglich notirt. Seine Nachfolger setzten sie fort.

** Klimrath, Mémoire sur les Olim et sur le Parlement, p. 30.

*** Fleuri, Dupin, Laferriere.

von der Bevormundung Roms; dann verwandeln sie sich in Landes-Polizeiordnungen, in verfassungsmäßige Abstellungen ständischer Beschwerden, sind dann das Mittel, wodurch bestrittene oder ungewisse Rechtssätze genau festgesetzt und endlich ganze Rechtslehren codificirt werden. Dies geschah bereits unter Ludwig XIV. (zwischen 1667 und 1685) und in größerer Ausdehnung unter Ludwig XV. (von 1731 — 1771). Unter diesem Könige schon, mehr noch aber unter Ludwig XVI. waren es die Ordonnances, wodurch die mächtig werdenden philosophischen Doktrinen neuen Rechtsgrundsätzen, ihre Sanktion und die Umgestaltung der geselligen Verhältnisse vorbereitet wurde, welche, da die Reformen nicht schnell genug statt haben konnten, auf dem Wege eines gewaltsamen Umsturzes des Alten sich vollendete. Im sechzehnten, siebenzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herrscht das römische Recht (in seiner praktisch gewordenen Form) in den Ordonnances générales; in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Philosophie. Sie hatte die nach dem Siege der Revolution so schnell vollendete Codificirung des ganzen französischen Rechts begonnen; das Neue konnte großentheils aus ihnen geschöpft werden. Das Gesetzrecht mußte dem Gewohnheitsrecht den Untergang bringen.

Von den ersten Denkmalen des alten französischen Rechtes seit dem zwölften Jahrhundert bis zu seiner Metamorphose durch die Codes kann man drei Hauptperioden unterscheiden: 1) die reine christlich-germanische Feudalperiode; 2) die durch das Justinianische Recht beherrschte Periode der Coutumen, und 3) die der rechtsphilosophischen Prinzipien.

In jeder dieser Perioden ist der Charakter der Rechtsinstitute ein anderer, und eine Symbolik des französischen Rechtes wird in jeder derselben verschieden seyn, auch jederzeit nur mit Hülfe anderer historischer Vergleichungspunkte erklärt werden müssen. Herr Michelet hat die natürlichen Perioden des französischen Rechts nicht unterschieden; die freilich sehr unbedeutende Symbolik des neuesten Rechts, deren Charakter philosophisch ist, gar nicht berücksichtigt; dagegen aber sehr über die fränkische und karolingische Zeit, wo es zwar ein fränkisches, burgundisches, gothisches und ein altrömisch-gallisches Recht in Frankreich gab, aber kein französisches; dann aber natürlich die sieben Jahrhunderte vor den Codes. Als

Nichtjurist mußte er Manches übersehen; seine Quellen sind öfter nichtjuristische als juristische. Sein Buch ist mehr anregend als ausführend. Der Verfasser beabsichtigte eigentlich nichts anderes, als eine für Frankreich berechnete Umarbeitung eines berühmten deutschen Werkes, nämlich der deutschen Rechtsalterthümer von Jakob Grimm.

Der erste Gedanke einer Rechtssymbolik gehört Deutschland an. Schon Hoffmann, * Grupen, Hummel und Andere hatten ihn; aber wieder angeregt durch Dumgé ** (1812), Grimm *** (1815), Kopp, † Mone und seine Mitherausgeber der deutschen Denkmäler (1820), d. h. der Bilder der alten Handschrift des Sachsenspiegels in Heidelberg, ferner durch Spangenberg, †† reifte er zur Wissenschaft heran (1828) in Grimms Rechtsalterthümern, welchen wohl hie und da eine sichere Grundlage, leitende Grundsätze und ein klar aufgefaßtes Ziel fehlen. Nur ein Rechtsgelehrter nahm sich derselben und zwar erst vor wenigen Jahren an, ein achtungswerther junger Germanist, Prof. Reyscher in Tübingen, in seinen 1833 erschienenen „Beiträgen zur Kunde des deutschen Rechts.“ Seine Abhandlung auf 102 Seiten liest sich mit Vergnügen. Herr Michelet kennt nur das große Werk Grimms und nicht die Auffassungsweise der Rechtssymbolik überhaupt von Kopp, Mone, Reyscher; dagegen sucht er selbst eine Theorie zu bilden, der sein poetischer Sinn einen ästhetischen Charakter gibt. Er stellt den Gesichtspunkt weiter als unsere Landsleute. Es ist ihm nicht um eine germanische oder französische Rechtssymbolik zu thun, sondern um eine allgemeine; daher die vergleichende Zusammenstellung symbolischer, das Recht betreffender Handlungen der Völker des Alterthums, namentlich der Israeliten, Griechen und Römer; dann der Indier und endlich des altspanischen, altenglischen, alt-

* J. G. Spec. jurisprudentiae symbolicae veterum Germanorum. Francofurti, 1743. 4.

** Symbolik germanischer Völker in einigen Rechtsgewohnheiten. Heidelberg, 1812.

*** Die Poesie im Recht, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft. 1r Th.

† Beiträge zu dem deutschen Rechte des Mittelalters. Halle, 1822.

†† Kopp, Bilder und Schriften der Vorzeit. Mannheim, 1819 — 1821. 2 Bde.

deutſchen und altfranzöſiſchen Rechts. In einer Einleitung von CXXIV Seiten hat der Verfaſſer ſeine Grundanſicht entwickelt.

Symboliſche Handlungen als Begründungsarten von Rechten und Sanktionen unverbrüchlicher Verbindlichkeiten kommen bei allen, noch auf ihrer Kindheitsſtufe ſtehenden Völkern vor. Der religiöſe und poetiſche Sinn des Jugendalters der Menſchheit erzeugt ſie. Das Göttliche gibt den menſchlichen Dingen erſt den verehrungswürdigen Stempel der Heiligkeit. Daher iſt die erſte Periode der Rechtsſymbolik die religiöſe. In dieſer Zeit iſt der Prieſter, der Dichter, der Rechtskundige dieſelbe Perſon (p. LXXII); Religion, Moral, Recht ſind eines. Dieſer Charakter der älteſten juriſtiſchen Symbole findet ſich bei den Juden, den Römern, * im Orient, bei den Germanen. Daher der Eid mit ſeinen Formeln und der Fluch des Meineids.

Eine zweite Periode der Rechtsſymbole iſt die heroiſch-poetiſche; auch ſie gehört noch dem Jugendalter der Völker an, aber einer ſpätern Zeit, in der das äußere Leben des Staats ſich von dem religiöſen bereits geſchieden hat. Der Verfaſſer bezeichnet als eine ſolche Periode die Blüthezeit des Lehensweſens, in der das Ritterthum reichgeſchmückt mit poetiſch-ſymboliſchen Formen ſo glänzend auftritt. Auf dieſe Zeit folgt dann eine dritte Periode der Symbolik, in welcher der Verſtand die Formen erfindet, die er ihrer beſonderer Zweckmäßigkeit wegen anwendet, ** um z. B. das Andenken an gefeierte Rechtshandlungen zu erhalten, oder es durch (oft ſo groteske) Scenen wieder aufzufriſchen. Die einmal geſchloſſenen ſymboliſchen Handlungen überleben oft Jahrhunderte lang die Zeit ihrer Entſtehung und gelten noch als weſentlich, wenn ſie längſt ihre Bedeutung verloren haben, wie z. B. die Mancipatio und manch andere Art bei den Römern, die Chrenecrude bei den Franken und andere.

Die Rechtsſymbole haben alſo entweder eine religiöſe Bedeutung, oder eine rein poetiſche, oder eine teleologiſche.

---

* Der Verfaſſer beginnt freilich ſein Buch nicht glücklich mit der Phraſe: Tout le monde connoit les *actus legitimi* des anciens romains etc. Bekanntlich gab es keine ſymboliſchen Handlungen, die den Kunſtnamen actus legitimi trugen.

** Droit sacerdotal, droit guerrier, droit raisonneur (p. XCIX).

Die letzten kommen auch bei Völkern vor, die keinen poetischen Charakter haben und auch im Mannesalter derselben.

Nach dieser Auffassung der Rechtssymbolik wirft der Verfasser einen Blick auf die berühmtesten Völker des Alterthums und der neueren Welt, um den Charakter derselben bei jedem dieser Völker näher zu bezeichnen und zu sehen, ob aus der Vergleichung ihrer Rechtssymbole sich Völkerverwandtschaften oder ihre Culturhöhe nachweisen lassen (p. LXXIII folg.).

Der Grundtypus der Rechtssymbolik Indiens ist Herrn Michelet das bezaubernde Bild des Weibes, in Persien die Macht des Königs, in Judea der Wille des furchtbar allmächtigen Jehova, bei den Hellenen das plastische Ideal der menschlichen Schönheit. Ihnen steht der positive Römer entgegen, dem sein Feld (der Ager romanus) und der Deus terminus das Erste sind. In Indien ist das Eigenthum unbeweglich; es überträgt sich bloß durch Erbrecht (p. LXXVIII); bei den Römern wird es beweglich, indem es durch Testament und Tradition den Herrn wechselt. Eben so entsteht in Rom künstlich die Vaterschaft durch Adoption, die dem Indus unbekannt. Ainsi le droit inert dans l'Orient (sagt der Verfasser p. LXXIX) devient à Rome art et monument: Rome est l'artiste du droit.

Die germanische Rechtspoesie hat einen gutmüthigen, naiven Charakter; das Prinzip des Spiritualismus herrscht darin vor; nur die Formen sind schwerfällig und materiell. Das altceltische oder gallische Recht dagegen ist sinnlich und materiell in der Form und in Gehalt (p. LXXX—LXXXVI). Wir möchten nicht jede Aeußerung des Verfassers über die Eigenthümlichkeiten der deutschen Rechtssymbolik unterschreiben, wie z. B.: La sorcellerie est ici panthéistique, le droit l'est au moins dans la forme; tous deux reclament à leur manière pour la nature sensible, maudite et crucifiée par le Christianisme, deux oppositions fatalistes, qui toutefois comme oppositions temoignent la liberté.

Das altfranzösische Recht, herangewachsen aus römisch-celtischen, christlichen und germanischen Elementen, hat keinen ihm ganz eigenthümlichen Charakter. Echt französisch sind indessen einige kirchliche Einsegnungsformeln der Ehe, aus Handschriften

von Arles, Rheims und Rennes * (abgedruckt S. 38); ſie gehören einer Zeit an, wo die alte Volksthümlichkeit ſich in die Kirche flüchtete, und die aus den Beſiegten ſich ergänzende Prieſterſchaft altgalliſche Sitte rettete zu einer Zeit, wo das ganze Volk (?) noch die lateiniſche Sprache verſtand! Es gab da trouvères du droit (Finder des Rechts), wie ſpäter trouvères der Poeſie. Echt franzöſiſch iſt die Rechtsſymbolik der Feudalperiode, echt franzöſiſch ſind die Rechtsſprüchwörter des alten droit coutumier, in denen germaniſches Recht auf eine manchmal ſo räthſelhafte, ſtets aber ſo energiſche Weiſe ausgeſprochen iſt. Indeß herrſcht in der erſt ſeit dem vierzehnten Jahrhundert ſich geſtaltenden wahren franzöſiſchen Rechtsſymbolik nicht der poetiſche, ſondern der raiſonnirende Charakter vor. Das franzöſiſche Recht iſt durchaus proſaiſch; das deutſche dagegen poetiſch (pag. CXVII folg.). Daher l'antisymbolisme français ſelbſt in der ſonſt ſo wunderlich mannichfaltigen franzöſiſchen Heraldik (p. CXIX). Auch im römiſchen Rechte herrſchte der Verſtand vor, und deßhalb ſagt der Verf. p. CXX: La France est le vrai continuateur de Rome; elle poursuit l'oeuvre de l'interprétation, travail logique, prosaïque et antisymbolique!

Wir folgen dem Verfaſſer nicht weiter ins Einzelne. Die objektive Richtigkeit ſeiner Auffaſſungen und Vergleichungen möchten durch eine genauere Kunde der Rechtsgeſchichte oft wiederlegt werden. Aber in ſeiner poetiſchen Subjektivität zeigt er uns Bilder, glänzend in reinem Farbenſpiel, eröffnet uns das Reich der Ahnungen und eine myſtiſch-philoſophiſche Anſchauung der Wurzel alles Rechtes in der ſo vielfach ſich entwickelnden, ihrem Weſen nach nie ganz erklärlichen menſchlichen Natur!

Auch die Ordnung, in welcher Herr Michelet die Rechtsſymbolik darlegt, hat einen eigenen Reiz. Er begleitet den Menſchen von der Wiege bis zum Grabe. Zuerſt Kind, dann Täufling wird er manchmal adoptirt oder legitimirt; iſt männlichen oder weiblichen Geſchlechts; ſchließt, herangereift, die Ehe, einen Akt, deſſen ſymboliſcher Charakter bei allen Völkern lebt. Die Ehe iſt die Wiege der Verwandtſchaft und die Grundlage des natürlichen Erbrechts. Der volljährige Mann iſt Eigenthümer,

* Sie verdienen wirklich allgemein gekannt zu ſeyn.

Mark- und Staatsgenosse, erwirbt und verliert Besitz auf die mannichfaltig verschiedenste Weise. Im Staate herrscht der König; glänzt Ritterthum und Adel; stehen neben und über einander die mehr oder minder bevorrechteten Kasten und Klassen der Bewohner eines Landes, vom höchsten Herren bis zum tiefgebeugten Hörigen, der dem Obern als dienend untergeben ist. Das Leben ist aber Bewegung, Kampf und Streit: daher das Recht des Krieges und der Krieg des Rechtes im Gericht und durch die Strafe. Alter und Tod endigen das chaotische und doch nach ewiger Nothwendigkeit regelmäßig sich spielende Drama des menschlichen Daseyns.

Die fünf Bücher Michelets sind überschrieben: I. La Famille, II. Propriété, III. Etat, IV. Guerre, Procédure, Penalité, V. Vieillesse et Procédure. Ihr Inhalt ist über die Hälfte aus Grimms Rechtsalterthümern genommen, die der Verf. mit wenigen Ausnahmen richtig verstand; die eigenen Zugaben sind mit Geist gewählt; nur was das eigentlich französische Recht betrifft, etwas zu sparsam. Die Symboles et Formules du droit universel beherrschen in dem Buche die Origines du droit français.

Wir überlassen juristischen Zeitschriften die Kritik und die Würdigung alles Einzelnen.

Hiermit schließen wir diesen Hinblick auf die Bestrebungen der französischen Geschichtsforscher, die Vergangenheit ihres Vaterlands richtiger und wahrer aufzufassen, als dies während des achtzehnten Jahrhunderts geschah, und die geselligen Einrichtungen des alten Frankreichs, wie sie nothwendig aus dem Zusammenwirken so verschiedenartiger mächtiger Ursachen werden mußten, sich zu erklären. Jeder wird mit uns der schönen Richtung der neuern historischen Schule Frankreichs sich erfreuen, und auch diejenigen Versuche wohlwollend beurtheilen, die noch zu wünschen übrig lassen.

Freiburg im Juli 1837.

L. A. Warnkönig.

Die Menschenracen.

Des Menschen eigentlichstes Studium ist der Mensch. Er wird nicht müde, seine geistigen Vermögen zu spalten, zu vergleichen, sie auf die Welt der Erscheinungen und die letzte Ursache derselben zu beziehen, und er ist am Ende dahin gelangt, sich als das Auge der Schöpfung zu begreifen, durch das der Schöpfer sein eigenes Werk betrachte. In der Körperlichkeit hat er seinen Zusammenhang mit der Natur und zunächst mit der Thierwelt vielseitig erforscht, und die Kluft, welche ihn von der letztern trennt, wenn auch nicht mathematisch ausgemessen, doch geschätzt. Es ist ihm klar geworden, daß eigenthümliche Körpervorzüge jener innern Kraft entsprechen, die ihm erlaubt, sich über das Gebiet des Sinnlichen zu erheben, und daß er dasselbe aussagt, ob er sich mit Linné als Homo sapiens, oder mit Blumenbach als Homo inermis ins Buch der Natur einzeichnet. Er sieht sich an der Spitze der Lebendigen als ein freies, von den Gesetzen der Natur und seinem Gewissen beschränktes Wesen und arbeitet unter Angst und Entzücken an der Lösung des Räthsels, woher er kommt und wohin er geht.

Für immer sind aus der Wissenschaft die Träume verschwunden, welche den Menschen den ursprünglichen vierfüßigen Gang verlernen ließen und frevelhaft einen Affen in seine Stammtafel schrieben. Sie hat die körperliche und geistige Natur des Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit begriffen und für die Kenntniß wenigstens der körperlichen Seite eine großartige, feste Grundlage gewonnen. Die Naturgeschichte des Menschen als wachsendes,

blühendes, strebendes, absterbendes Individuum, als männliches und weibliches, als gesundes und krankes, ist ein wohlgeordnetes Fachwerk, in das die Folgezeit nur ihre Errungenschaft einzutragen hat. Aber nicht eben so verhält es sich mit der Geschichte des Geschlechts, der Gattung. Von der Frage nach dem Ursprunge der Menschheit, die mit dem Räthsel alles Seyns zusammenfällt, kann keine Rede seyn, sondern nur davon, wie sich die natürliche, angeborene, unverwischbare Verschiedenheit des Menschengeschlechts, die sogenannte Racenverschiedenheit, in einer Zeit, zu welcher keine Geschichte hinaufreicht, gebildet hat. Ueber diese Vergangenheit des Menschen sind Naturforscher und Philosophen um nichts gewisser und noch ungleich getheilter, als über seine Zukunft.

Eine frühere Philosophie beruhigte sich meist bei der mosaischen Erzählung. Nur die Freigeisterei wagte hin und wieder daran zu rütteln, wie denn z. B. der freche Theophrastus Paracelsus nach der Entdeckung von Amerika, zum Skandal seiner Zeitgenossen, meinte, es müsse neben dem asiatischen auch einen amerikanischen Adam gegeben haben. Aber selbst, nachdem man lange angefangen hatte, jene Urkunde nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und in ihr die älteste Philosophie der Geschichte auf westasiatischem Standpunkt zu erkennen, ließ die Skepsis den weißen Uradam unangefochten; ja noch Blumenbach, der es zuerst versuchte, die Varietäten des Menschengeschlechts eigentlich wissenschaftlich zu ordnen und zu erklären, wagte es nicht recht, das Problem der Racenbildung keck und am entscheidenden Punkte ins Auge zu fassen. Die Scheu, an eine Urkunde zu tasten, welche einmal traditionell in einen, freilich keineswegs nothwendigen Zusammenhang mit dem christlichen Dogma gebracht war, wirkte nach.

Man überzeugte sich bald, daß jede mögliche Geschichtsforschung die Hauptformen, in welche die Menschheit sichtbar zerfällt, überall schon vorfindet; man mußte sich gestehen, daß diese verschiedenen Typen etwas durchaus Unveränderliches haben, und aus den Einflüssen des Klimas, wie es gegenwärtig auf Erden herrscht, schlechthin unerklärlich sind; man ignorirte aber die sich aufdrängenden Consequenzen oder fand Mittel, sie dialektisch zu umgehen, wenn man nicht gar den ganzen Prozeß im Namen der Majestät des Menschen mit einem Machtspruch niederschlug. — Nachdem

einmal auf Linnés Anstoß die Organismen systematisch geordnet waren und die Begriffe der Gattung (Art, species), des Geschlechts (genus) und der natürlichen Familie sich feststellten, mußte sich dem Naturforscher ein Gedanke aufdringen, der nach der Analogie der Thierwelt, das Problem wenigstens auf empirischem Standpunkt zu lösen schien: sollte es nicht verschiedene ursprünglich geschiedene Arten (species) von Menschen geben, die zusammen das Menschengeschlecht als Genus bilden, etwa wie wir die Arten des Haushundes, des Wolfes, Fuchses, des Schakals im Hundegeschlecht vereinigt sehen? Diese Frage glaubte die Humanität mit Unwillen abweisen zu müssen, obgleich die empirische Wissenschaft in bedenkliches Gedränge kam, wenn sie die körperliche Einheit des Menschengeschlechts, oder, was am Ende dasselbe ist, die Abstammung von Einem Paare oder doch von Einem Urtypus völlig mit den Momenten vereinigen wollte, welche nach ihren eigenen Grundsätzen in der Thierwelt Geschlechter und Arten oder Gattungen constituiren. Man zerschnitt den Knoten, man verneinte diese demüthigende Analogie mit dem Thiere geradezu und nahm für den Menschen ein Ausnahmsrecht sowohl in Hinsicht seines Ursprungs als seiner Verbreitung in Anspruch.

Diejenigen, welche nach einer Alles verheerenden Fluth mit dem Menschen auch die ganze Thierwelt der jetzigen Erde aus Noahs Kasten hervorgehen ließen, und Chams verfluchten Sohn im Sturm unter die Tropen jagten, konnten freilich bald nicht mehr zum Worte kommen. In Deutschland sprachen selbst Theologen der Bibel die Autorität in Sachen der Wissenschaft ab; so Pott in seiner Schrift: Moses und David keine Geologen (1799). Nur in England klebt noch ein Theil der Naturforscher hartnäckig am Buchstaben der Schrift, was wohl daher rührt, daß viele Lehrer der Naturgeschichte Geistliche der bischöflichen Kirche sind. Deutsche Naturphilosophie und Mystik weiß trefflich den Text der Genesis und den Hergang der Sündfluth mit ihren Spiegeleien in Einklang zu bringen; aber jene Engländer suchen den Einklang im allerbeschränktesten Wortverstände. So führte vor Kurzem noch Kirby, der bekannte Entomolog, selbst die Thiere Amerikas und Neuhollands aus der Arche; um den Consequenzen zu entgehen, zu welchen die fossilen Reste untergegangener Schöpfungen drängten, nahm er an, die in den Flötzen begrabenen Ungeheuer seyen in

der Sündfluth umgekommen, ihre Geschlechter leben aber noch in unterirdischen Meeresräumen, und der räthselhafte Proteus, der nur im Wasser tiefer Höhlen lebt, ist nach ihm der Vorposten einer unterirdischen wimmelnden Thierwelt. Buckland, der berühmte Geolog und Verfasser der Reliquiae diluvianae, glaubte sich in einem noch neuern Werke standhaft verantworten zu müssen, weil er es gewagt, mehr dem Geist als dem Buchstaben der mosaischen Urkunde zu folgen.

Die Forschung erkannte endlich in den eigenthümlichen Pflanzen und Thieren der verschiedenen Himmelsstriche wahre Autochthonen, ursprüngliche, den verschiedenen Klimaten eingebildete Formen; aber die Einheit des Menschengeschlechts glaubte man, und zwar mit Recht, um keinen Preis aufgeben zu dürfen; und so gingen fortwährend die meisten Versuche, die Abschattungen der Menschheit zu erklären, unter dem Einflusse der biblischen Tradition, von drei Grundsätzen aus: Die Menschheit hat sich von Einem Fleck, und namentlich von einem gesegneten Landstrich Asiens aus, wandernd über die ganze Erde verbreitet; — die Verbreitung begann erst, nachdem die Festländer aus dem Kampf der Elemente, nach Profil und Umriß, in ihrer jetzigen Gestalt hervorgegangen waren, oder schon — was am Ende auf Eins hinausläuft — als die Wasser nach der letzten allgemeinen Umwälzung angefangen hatten, sich vom vermeintlichen höchsten Lande der Erde, vom Erdrücken Asiens, zurückzuziehen; — endlich, im sogenannten kaukasischen Stamme hat sich der mit allen Keimen herrlich ausgestattete Urstamm erhalten, während alle andern Formen des Geschlechts hier leisere Verbildungen, dort wilde Verzerrungen desselben sind. — Nur diesen letzten Satz gaben neuere Anthropologen häufig auf: sie nehmen an, die Menschheit sey ursprünglich noch nicht in so festen Zügen ausgeprägt gewesen, wie jetzt, und die gegenwärtigen Racen werden sich dem Urstamm nur mehr oder weniger nähern.

Die Erklärer führten den wunderlichen Zögling der Elohim aus dem Paradiese auf unbegreiflichen Wegen über die weite Erde. Die Vorsicht Gottes ebnete wunderbar die Pfade vor den Schritten der jugendlichen Geschlechter; aber nicht lange, so warf sie sein Zorn hier unter das Eis des Pols, dort unter den sengenden Strahl der Sonne, und gab es zu, daß sie in einer übermächtigen Natur abfielen von jenem Urgeschlecht, das aus dem warmen Neste

am Weltrücken Asiens mit unbezwinglicher Wanderlust ausgeflogen war. In der Wirklichkeit ist der Neger der Sklave des Weißen; aber die Philosophie wahrt ihm ausdrücklich, als einem Glied der einigen Menschenfamilie, Perfektibilität und Antheil an der Erlösung. Die Humanität des Europäers, und wohl noch mehr das geheime Grauen vor der irdischen, thierischen Wurzel seines Geschlechts, erkennt den rothen Amerikaner als Milchbruder; aber sein Stolz vermag einmal die Stammverschiedenheiten der Menschheit nach Farbe und tiefgreifender Körperbildung nur als Abfall von seinem eigenen erhabenen Urbilde zu begreifen, und der aus Gottes Hand rein hervorgegangene weiße Urstrahl soll sich durchaus in der farbigen Menschheit verschiedentlich gebrochen und getrübt haben.

Die unbefangene Naturforschung erblickt in den erwähnten drei Sätzen Voraussetzungen, die durch nichts erwiesen sind, während die sonstige Naturbeobachtung vielfach dagegen streitet. Diese Ansicht stößt überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten und verwickelt sich in unzählige Widersprüche, wenn es sich davon handelt, die geistigen und körperlichen Charaktere der Racen sammt ihrer geographischen Vertheilung zu erklären. Nichts desto weniger blieben die gewöhnlichen Anthropologen fortwährend dabei stehen. Nur rückten sie das Paradies in halb Asien herum, bald mehr nach Ost, bald mehr nach West, weiter am Gebirg aufwärts oder gegen den Meeresstrand hinab; der eine dachte sich den Urstamm so, der andere anders, und die Marschroute der sich fächerförmig verbreitenden Menschheit war nun zwar sehr einfach — sie hatte eben das Land zu füllen, wie es vorlag — aber auch höchst unbegreiflich. Es handelte sich von einem Vorgang, der weit jenseits aller Erinnerung des Geschlechts liegt; von Menschengeschichte konnte also dabei gar nicht die Rede seyn, und die Phantasie der Bevölkerer der Erde hätte leichtes Spiel gehabt, wenn nicht die Naturgeschichte fast bei jedem ihrer Sätze ein Veto einlegte. Dadurch geriethen die Erklärungsversuche mit den unabweislichen Resultaten der Naturforschung und unter einander selbst in Conflict. Wir haben aber unter uns eine Zauberin, die sich auf ihren Sehersitzen so hoch erhebt, daß ihr alle Schwierigkeiten in der Vogelperspektive verschwinden. Die Mystik, welche das mächtige Complement unsers beschränkten Wissens geradezu divinirt, weiß auf

jedem Standpunkt der Wissenschaft die Offenbarung, oder was sie so heißt, mit den Resultaten der Forschung zu versöhnen, und so hat die deutsche Philosophie einen Versuch (von Steffens) aufzuweisen, die Racenbildung aus der verlorenen Unschuld und der Erbsünde zu erklären.

Wenn solche Mystik die Spitze der bisher besprochenen gewöhnlichen Vorstellungsweise bildet, so erscheint als der andere, der negative Pol, die extreme Ansicht der rein empirischen Naturforscher, welche das Problem zoologisch auffassen. Der Schöpfer, sagen sie, kann den Menschen unmöglich in eine Welt gesetzt haben, in der er nur durch Ausnahmen von den allgemein für diese Welt gegebenen Gesetzen zu erhalten und zu verbreiten gewesen wäre. Sie verweisen aus der Wissenschaft alle Wunderanstalten, welche man zur Erklärung der Verbreitung des Geschlechts ins Spiel bringen möchte, und behaupten, diese müsse mit der Verbreitung der übrigen Organismen, der Pflanzen und Thiere, wenigstens commensurabel seyn. Mehrere, unter denen vorzüglich Rudolphi zu nennen, haben es nun geradezu ausgesprochen: wenn das, was uns überall in der Naturgeschichte leitet, wie billig auch auf den Menschen volle Anwendung findet, so können wir nicht umhin, mehrere Arten, Species, des Geschlechtes anzunehmen, seyen es nun drei oder vier oder fünf. — Es ist kein Grund denkbar, warum die Einflüsse, welche am einen Erdfleck zum Mysterium der Menschenbildung zusammenwirkten, nicht auch an einem andern oder mehreren andern zu analogen, aber specifisch unter einander verschiedenen, für die klimatischen Verschiedenheiten der Geburtsstätten charakteristischen Gebilden zusammengetreten seyn sollten. Wie die Wissenschaft nicht daran zweifelt, daß die eigenthümlichen Thiere der verschiedenen Landstriche diesen ursprünglich eingebildet sind, so sind gewiß auch die eigenthümlichen Typen, in welche die Menschheit nach der Beobachtung aller Zeiten zerfällt, rein autochthonisch, und diese Typen sind im Lauf der Geschichte hier mittelst Vermischung an den Rändern der Gebiete, dort mittelst Durchdringung zum bunten Völkergemälde der Jetztzeit zusammengeflossen.

Diese Ansicht ist nach unserer Ueberzeugung auf dem beschränkten Standpunkte einer Forschung, welche die Naturkörper nimmt, wie sie gebildet vorliegen, ganz consequent. Sie verletzt

aber den Stolz des Menschen, indem sie ihn in einem Punkte, der ihm mit seiner ganzen geistigen Natur wesentlich verknüpft scheint, dem Thiere assimilirt; doch noch mehr, sie widerspricht dem dem Geschlecht eingebornen Gefühl seiner Einheit, und ihr letztes Wort ist ein gellender Mißton. Sie setzt übrigens bei ihrem Raisonnement die Erde nach Profil und Umriß der Continente und nach klimatischen Verhältnissen ungefähr voraus, wie sie am jetzigen Welttag ist. Dasselbe thut die Ansicht, welche den Menschen von Einem Punkte aus über die Erde verbreitet, und zwar aus folgenden allgemeinen Gründen.

Die verschiedenartigen, übereinander geschichteten Erdgebilde, aus denen die Gebirge und die Erdrinde überhaupt größtentheils bestehen, würden uns an sich über einen frühern Zustand der Erdoberfläche so gut als nichts aussagen, wenn sich nicht in den Schichten aller Orten Reste von Organismen erhalten hätten, deren Gleichen meistens jetzt nicht mehr lebend gefunden werden. Ohne diese authentischen Geburts- und Todtenscheine zahlloser, dahingeschwundener Geschlechter lebender Wesen hätte man schwerlich je an aufeinander folgende Epochen in der Erdbildung denken können. Sie allein geben uns die Gewißheit, daß auf Erden im unendlichen Ablauf der Zeit Alles anders geworden ist, weil sie nothwendig einst an der Oberfläche der Erde gelebt haben müssen, ehe sie in die Tiefen begraben wurden, aus denen wir sie jetzt erheben. Wie die Geschichte dieser fossilen Organismen uns gegenwärtig vorliegt, erscheint dem menschlichen Verstande der Gedanke der schaffenden Natur dieser: Sie bevölkerte das erste, fast uferlose Meer des Erdballs mit Zoophyten, mit Schal- und Weichthieren, bald auch mit Fischen; sie rief, je mehr sich, sey es durch welchen Prozeß, Land über das Wasser erhob, immer höhere, dem Ideal der menschlichen Bildung näher rückende Organismen ins Daseyn. Sie fesselte noch die ersten Thiere, welche sich mit vier vollkommenen Gliedmaßen auf dem Boden bewegten, mit der Hälfte ihres Lebensprozesses an das noch immer überwiegende Element des Wassers, bis sie endlich Thiere mit doppeltem Herzen und warmem Blute aus ihrer Hand entließ, vollkommene Lustthiere, in deren Bau der Mensch das ganze Schema seiner eigenen Körperlichkeit reproducirt und nur nach den Lebensbedingungen der verschiedenen Thiergeschlechter geistreich modificirt findet. — Dabei zwingt uns

die Beschaffenheit der in der Erde begrabenen Thier- und Pflanzenreste zum Schluß, daß einst die allgemeinen klimatischen Verhältnisse der Erde ganz andere waren, daß sich das Klima nicht von jeher so wie jetzt von den Polen gegen den Aequator abgestuft hat, daß die jetzigen gemäßigten und kalten Landstriche in einer Urzeit einer Temperatur genossen, wie jetzt selbst die Tropen nicht mehr.

Der Mensch, die Krone der Lebendigen, begreift sich als das letzte, jüngstgeschaffene Glied in der Reihe derselben, und den Akt seiner Schöpfung als denjenigen, nach welchem der Schöpfer „am siebten Tag ausgeruht von allen seinen Werken.“ Dies zugegeben, könnte dennoch seit seinem Auftreten auf Erden eine unendlich lange Zeit verflossen seyn; denn das Geschlecht, dem beim Rückwärtsblicken in seiner Geschichte schon nach dreißig Jahrhunderten alle Umrisse verschwimmen, hat zur Messung geologischer Zeit nicht den geringsten Anhaltspunkt. Mehreres wirkte aber zusammen, daß in der gemeinen Vorstellung das Alter der Menschheit nicht so sehr hoch hinaufgerückt wurde: einmal wieder der Einfluß der mosaischen Tradition, dann aber besonders der Umstand, daß dieselbe Wissenschaft, welche die Grüfte der untergegangenen Thiergeschlechter erschlossen und ihre Skelette wieder aufgebaut, unter und neben ihnen, in den sogenannten tertiären Gebilden, nie und nirgends Menschenknochen gefunden haben wollte. Immerhin waren hin und wieder dergleichen Spuren des Menschen unter sehr auffallenden Verhältnissen entdeckt worden; aber die Art, wie die Wissenschaft darüber debattirte und häufig zu keiner Entscheidung kam, bewies, daß gerade in den oberflächlichsten, für die Geschichte der gegenwärtigen organischen und unorganischen Natur wichtigsten Erdschichten unserem ordnenden Verstand die größte Verwirrung begegnet.

Unter diesen Einflüssen bildete sich in den Köpfen die Vorstellung, als ob in der Geburtsstunde des Geschlechts das Verhältniß zwischen Wasser und Land wenigstens im Großen dasselbe gewesen seyn müßte, wie jetzt. Zwar fehlte es nicht an Historiographen der Urzeit der Menschheit, welche in ihrer Phantasie hier Continente plötzlich versinken, dort emporsteigen ließen; die meisten aber ängstigten das jugendliche Geschlecht nur durch partielle Fluthen, Ausbrüche aufgestauter Wasser, Erdbeben und andere Nachwehen der furchtbaren Geburtsarbeit der Natur. Fast alle setzten indessen stillschweigend voraus, daß sich seit dem Auftreten des Menschen

das irdische Klima nicht wesentlich verändert habe. — Nach aller, von Allen anerkannten Erfahrung ist jetzt alle Veränderung der Menschengestalt durch Klima und Lebensart in enge, unübersteigliche Grenzen eingeschlossen; die früheste Geschichte findet die Racen vor, wie sie noch bestehen, der von der Race, von der specifischen Menschenform aufgedrückte Charakter ist jetzt durch Veränderung des Wohnorts, des Klimas, der Lebensweise lediglich nicht zu verwischen, und nur durch Kreuzung mit einem andern Typus, durch Bastardzeugung, umzuwandeln. Unter diesen Umständen und unter jenen Voraussetzungen ist für die rein zoologische Betrachtungsweise, welche Alles nimmt, wie es ist und nach dem Prozeß der Bildung, nach der Genesis nicht fragt, die Einheit des Geschlechts nothwendig eine Thorheit und Unmöglichkeit; dagegen bleibt in der Verbreitungstheorie von Einem Punkte aus die Vielheit des Geschlechts eben so nothwendig ein Unfaßliches und Unerklärliches. Beide Ansichten sind unter den genannten Voraussetzungen ewig unvereinbar.

Nach unserer Ueberzeugung wird die Vielartigkeit des Menschengeschlechts nur dadurch, nicht erklärt, aber doch begreiflicher gemacht, daß man es einem Naturgesetze unterwirft, das die ganze organische Welt zu beherrschen scheint, daß man es zerfallen läßt, wie Allem nach die ganze Thierwelt zerfallen ist. Dann muß man freilich die Existenz des Menschen in der Zeit bedeutend hinausrücken, und die Geologie bekommt die Aufgabe, im Chaos der tertiären Gebilde nach seiner Wurzel zu graben.

Gerade umgekehrt wie bei menschlicher Diplomatik, sind in den Archiven der Erde just diejenigen Urkunden, deren Datum sich der Jetztzeit nähert, am unleserlichsten und verworrensten. Meeres- und Süßwasserbildungen liegen in bunter Reihe übereinander; die in ihnen eingeschlossenen Fossilien aller Art zeigen die mannichfaltigsten, abweichendsten Verhältnisse einerseits zwischen ausgestorbenen und jetzt überhaupt noch existirenden Thiergattungen, andrerseits zwischen solchen, die jetzt noch im Striche des Fundortes, und solchen, die jetzt nur noch weit gegen Süd oder Nord leben. Auf unzähligen Blättern geschieht hier der plebejischen Geschlechter Elephant, Nashorn, Hirsch, Pferd, Bär, Katze, Hund, Hyäne u. s. w. Erwähnung, und daß hie und da auch das fürstliche Geschlecht der Schöpfung wenigstens zweifelhafte Spuren hinterlassen hat, vermag Niemand zu leugnen. Unendlich ist die Mühe, diese Urkundenblätter

zu ordnen und zu paginiren; kaum hat man damit begonnen, und noch dazu die Archive erst auf sehr wenigen Punkten der Erde erbrochen. So ist es kein Wunder, wenn das Wenige, was auf die Existenz des Menschen deutet, keinen Sinn gibt und nichts beweist. Doch die Geologie hat einmal eine feste Grundlage gewonnen; sie allein kann das Problem, das uns beschäftigt, dem Verständniß näher bringen, sie allein kann es ausmachen, wie weit die Dynastie des Menschen in der Geschichte der Erde hinaufreicht, und damit ist ihr die erhabenste, freilich eine unendliche Aufgabe gestellt.

Das eigentliche wissenschaftliche Studium der Menschenracen ist noch jung. Der Mensch faßte die charakteristischen Formen seines Geschlechts weit später scharf in's Auge, als die der Thierwelt. Sehr viel mag dazu das alte Vorurtheil des Europäers gewirkt haben, der die farbigen Racen immer nur als Degenerationen vom Geschlechte Adams, als Karrikaturen seiner eigenen Gestalt betrachtete. Die meisten Nachrichten und Bilder älterer Reisebeschreiber sind kaum brauchbar. Selbst die Abbildungen neuerer Reisenden verrathen nur zu oft den Einfluß europäischer Phantasie, die nach Laune und Gegenstand bald verschönerte, bald verzerrte. Besonders die Behandlung der Köpfe zeigt, daß die Darsteller selten wußten, worauf es vorzüglich ankommt. Dies gilt zum Theil selbst von Cooks Reisen. Wären alle Racenporträts so sprechend und charakteristisch, wie die von Dénon, Péron, Krusenstern, so müßte das Völkerchaos schon ungleich mehr gelichtet seyn. So aber weiß man von manchen Stämmen, besonders der Polarvölker, noch gar nicht bestimmt, zu welcher Hauptform man sie zu rechnen hat.

So viel ist bei alle dem gewiß, und auch allgemein anerkannt: die Versuche, dergleichen unser Herder in seinen Ideen zur Geschichte der Menschheit einen gemacht, die Verschiedenheiten der Menschengestalt räumlich als allmählige, verschwimmende Abschattungen einer Kernbildung darzustellen, sind ein für allemal abgewiesen. Nach verschiedenen Seiten gelangt man bei der Völkermusterung zu Extremen der Gestaltung, die sich keineswegs als Extreme allgemeiner Verbildung, sondern als Mittelpunkte geschlossener Kreise darstellen, welche sich an den Rändern berühren, meistens ohne sich zu verschmelzen. Und so treten uns wenige Grundformen entgegen, die

ſich vorzüglich durch charakteriſtiſche Schädelbildung unterſcheiden, und vielleicht durch eigenthümliche Organiſation der Haut, wobei aber die Farbe nur eine untergeordnete Rolle ſpielt. Zu Aufklärung des letztern, wahrſcheinlich weſentlichen Punkts iſt im Ganzen noch wenig geſchehen, und wie weit wir von einer umfaſſenden Kenntniß der Menſchenſchädel entfernt ſind, geht ſchon daraus hervor, daß man das Gemeinſchaftliche der Kopfbildung bei den ſonſt ſo gleichförmigen Völkern Amerikas noch gar nicht befriedigend aufgefaßt hat.

Nach einer ſehr verbreiteten, aber auch von jeher vielfach beſtrittenen Vorſtellung näherte ſich namentlich der Neger in ſeiner ganzen Conformation auffallend dem Affen. Nicht nur ſollte der Bau ſeines Schädels affenähnlich, ſondern auch ſein Gehirn ſollte abſolut kleiner und die Nerven bei ihm im Verhältniß zum Gehirn dicker ſeyn, als bei andern Racen. Neuere, ſorgfältigere Unterſuchungen, namentlich Tiedemanns Meſſungen ſehr vieler Schädel aller Racen haben dies nicht beſtätigt. Die Reſultate von Tiedemanns Beobachtungen, niedergelegt in ſeiner Schrift: „Das Hirn des Negers mit dem des Europäers und des Orangoutangs verglichen (1837)“ ſind folgende: — Das Gehirn des Negers iſt im Allgemeinen, im Durchſchnitt, eben ſo groß als bei der kaukaſiſchen und den andern Racen. Beim Europäer und Malayen kommt nur verhältnißmäßig öfter, als beim Neger, ein Gehirn vor, welches die mittlere Größe überſteigt. Die vom Hirn abgehenden Nerven ſind beim Neger nicht dicker als beim Europäer, wie Sömmering gefunden zu haben glaubte; das Gehirn des Negers zeigt weder in der äußern Geſtaltung noch im innern Bau weſentliche Verſchiedenheiten von dem des Europäers; nur ſind die Halbkugeln des großen Gehirns etwas ſchmaler; endlich iſt das Gehirn des Negers dem des Orangoutangs nicht ähnlicher als das des Europäers, ausgenommen die ſymmetriſchere Anordnung der Windungen und Furchen auf den beiden Hemiſphären des großen Gehirns.

Wir rufen zunächſt in einer flüchtigen Skizze die Vertheilung der Racen ins Gedächtniß.

Beginnen wir mit dem Continent, der, in ſich am meiſten abgeſchloſſen, auch die ausgeprägteſte Menſchengeſtalt beherbergt, wo auf Natur und Menſchen ein uralter Zauber zu ruhen ſcheint. — Die Bildung des Negers erfüllt das Feſtland Afrika mit Ausnahme des nördlichen Küſtenſtrichs. Ihr Hauptcharakter iſt der

von den Seiten mehr oder weniger zusammengedrückte Schädel, wobei die von oben nach unten höhere, in den übrigen Richtungen verkürzte, im Ganzen aber, wie wir gesehen, keineswegs verengerte Hirnhöhle zu den Ausladungen der übrigen Gesichtsknochen in kleinerem Verhältniß steht, als bei der kaukasischen und selbst bei der mongolischen Race. Die Stirn tritt bedeutend zurück, die Kiefer hervor und der Hinterhaupttheil des Schädels erhält ein beträchtliches Uebergewicht. Die weichen Theile des Gesichts passen sich dieser Configuration des Schädels an: die Nase ist mehr oder minder breit und aufgestülpt, die Lippen sind aufgeworfen. Die sammtartige Haut mit eigenthümlicher Ausdünstung läuft durch alle Nüancen vom Tiefschwarzen ins Schwarzbraune und schmutzig Graue. Die Haare sind mehr oder minder schraubenförmig gewunden und gehen vom Lockigen in die eigenthümliche filzartige Wolle über. Gegen die Südspitze des Welttheils treten in den Kaffern, Hottentotten und Buschmännern Stämme auf, welche sich von der Negerbildung auffallend entfernen und sichtbare Spuren einer Vermischung mit andern Völkern zeigen.

Die Negerform ist ein so originelles Gepräge, hat einen solchen Anstrich von Ursprünglichkeit, daß das unbefangene Gefühl der Abstammung des Negers von der europäischen oder jeder andern Race durchaus widerspricht. Das Ueberwiegen der vegetativen Lebensthätigkeit und eine gewisse petulante Beweglichkeit des Körpers und des Geistes geben dem Neger, den meisten andern Menschengestalten gegenüber, etwas Kindliches. Dabei lebt in ihm eine Fülle von Sinnlichkeit und eine rohe Kraft, die ihn von jeher geistesüberlegenen Völkern, mit denen er in Berührung kam, dienstbar machte. Die außerordentliche Thätigkeit seiner sich kühl anfühlenden Haut und die damit zusammenhängende Biegsamkeit des ganzen Körpers machen diesen uralten Knecht der Völker fähiger, sich in ein fremdes Klima zu schicken, als die meisten Stämme mongolischer und amerikanischer Race; wie er denn in fast allen Landstrichen des wetterlaunischen Amerika ganz gut gedeiht, ohne einen einzigen seiner Racencharaktere abzulegen.

Die Negerbildung ist mit Adel der Gestalt, mit Anmuth und Grazie keineswegs unvereinbar. Der Neger ist ein ächter Mensch in der sinnlichen Sphäre; aber vielen Negervölkern, namentlich den Mandingos, Jolafs, Timmanees, Ashantees, Foulahs, Felletas,

kommt, nach den Beobachtungen der glaubwürdigsten Reisenden, ein bedeutend höheres Maß geistiger Anlagen zu, als man dem Neger gemeiniglich zuschreibt. In einzelnen Individuen zeigt sich selbst eine bedeutende Entwickelung der höchsten Fähigkeiten. Trotz dem scheint, nach aller Erfahrung, der Race als solcher die Kraft abzugehen, aus eigener innerer Bewegung die höhern Geistesblüthen der Gattung zu entwickeln und aus sich selbst hergus welthistorisch flüßig zu werden. In der Schrift des Abbé Gregoire: de la litterature des Nègres, ist unter dem Einflusse der Ideen der französischen Revolution Alles aufgeboten, um den Neger als dem Europäer geistig vollkommen ebenbürtig darzustellen; man darf aber behaupten, daß der Verfasser das Gegentheil bewiesen hat. — Zwar unterscheiden sich auch im Schoße von Afrika größere Völker und Völkervereine sehr vortheilhaft von insularischen, versunkenen oder zurückgebliebenen Stämmen, und es ist offenbar, daß die Race eine Geschichte, mit allen gewöhnlichen Phasen der Völkerbewegungen, in ihrer Sphäre und nach ihrem Maße gespielt hat und noch spielt; wie aber auch die früheste Erinnerung der Menschheit nicht zu der Zeit hinaufreicht, wo angeblich Afrika durch Einwanderung vom Norden her bevölkert seyn soll, so weiß auch die Geschichte nichts von einer freiwilligen Auswanderung seiner Völker. Der einzige Punkt, wo sich in der frühesten Geschichte schon die kaukasische und die Negerrace berührt, ist der obere Lauf des Nils. In wie weit der Aethiopier Einfluß geäußert auf das Geschick des alten Egyptens, oder selbst sein Blut mit jenem räthselhaften Volke vermischt, das wird die Forschung schwerlich mehr ganz aufzufassen vermögen. — Wie dem Neger seine Sonne Jahr aus Jahr ein ewig gleiche Tage und Nächte zuzählt, so lösen seine Geschlechter einander ab ohne Spur und Andenken, und es kann dem leichtgläubigsten Reisenden nicht einfallen, auf Negermährchen anthropologische Schlüsse zu bauen.

Der westasiatisch-europäische Stamm, gemeiniglich die kaukasische Race genannt, zeichnet sich vorzüglich durch eine Bildung des Schädels aus, wobei die Stirn sich bedeutend wölbt, die Knochen des Gesichts dagegen, namentlich Kiefer und Jochbogen, zurückweichen. Das Verhältniß der Hirnhöhle zu den die Sinnorgane beherbergenden und stützenden Theilen des Schädels erscheint am größten, und damit öffnet sich auch der sogenannte Gesichtswinkel

am meisten. Der Haarwuchs am ganzen Körper, vorzüglich der Bart, ist auffallend stärker als bei den andern Racen. Das Haupthaar ist im Allgemeinen weich, zeigt vom hellen Blond alle Schattirungen bis zum tiefen Schwarz, und in Hinsicht auf Straffheit und Gelocktseyn so ziemlich alle Modifikationen, mit Ausnahme der Negerwolle. Die Haut ist zart, meist hell gefärbt und läßt besonders im Gesicht das Blut durchscheinen, ist aber eben wegen des Mangels an Pigment der Schattirung durch das Klima am meisten unterworfen.

In der kaukasischen Race erscheint der intellektuelle und sittliche Charakter der Gattung am vollkommensten angelegt und ausgebildet. Sie ist innerlich am beweglichsten und fähigsten, namentlich kommt das, was man als einen allgemeinen Vorzug des Menschen vor den Thieren in Anspruch nimmt, die Fähigkeit, wandernd in allen Klimaten auszudauern, vorzugsweise nur ihr zu. Diese Race ist auch neben der mongolischen die einzige, von der historisch erwiesen werden kann, daß Stämme derselben weit gewandert sind. Für die rohen Völker der übrigen Racen ist das zähe Haften am gewohnten Himmelsstriche oder ein in enge Grenzen eingeschlossenes oscillatorisches Wandern gerade das Bezeichnende, und es erscheint zum Voraus als eine ganz willkührliche und ganz unwahrscheinliche Annahme, daß alle Varietäten der jetzt fast überall erstarrten Menschheit sich auf der Wanderung aus einem Urstz des weißen Stamms, also in einer einstigen unendlichen Beweglichkeit, gebildet haben.

Im innigsten Zusammenhang mit jenen Vorzügen des Kaukasiers steht sicher die ganze Constitution seines Bodens, namentlich die klimatischen Verhältnisse, welche den größten Theil des von ihm bewohnten, von Ost nach West gestreckten Gebiets beherrschen. Der Wechsel der Jahreszeiten, mit der Wiederkehr von Wärme und Kälte, von Nässe und Trockenheit im Umlauf des Jahrs, hält hier zwischen dem verdumpfenden Strahl der tropischen Sonne und dem erstarrenden Frost des Pols jene glückliche Mitte, welche Bedürfniß und Ungemach genug schafft, um Körper und Geist in steter Regsamkeit und Uebung zu erhalten, und andrerseits doch so viel Lohn und Genuß bietet, um neben der Lust am Erwerb den Sinn für das Angenehme und Schöne zu wecken und zu nähren. Es ist nicht zu übersehen, daß dieser Landstrich von

mehr als hundert Längegraden in dieser Weise nirgends auf Erden seines Gleichen hat. Haben alle westasiatischen und europäischen Stämme ihren Ausgangspunkt im Herzen von Asien, so ist es sehr bedeutsam, daß erst mit dem Einrücken derselben im westlichsten Asien, in Europa und dem nördlichen Afrika jene vielfache geistige Entwickelung recht begonnen hat, welche den Erdkreis der Herrschaft dieser Race unterwerfen wird. Erst nordwestwärts vom heiligen Heimatlande wurden sie im vielgetheilten, von tiefen Meeresbuchten aufgeschlossenen Ausläufer der alten Welt in alle jene bildenden und übenden Einflüsse des Klimas getaucht und fanden den erwünschtesten Tummelplatz für ihre Kräfte.

Eine frühere beschränkte Betrachtungsweise hat nicht selten die Wurzel dieser Race in irgend einem Lande Mittelasiens mit der Wurzel der Menschheit selbst verwechselt. Ihr gehören ohne Zweifel die ächten Hindus an und im Süden alle Völker Asiens diesseits des Ganges. Nordwärts verschwimmt die Grenze zwischen der kaukasischen und mongolischen Race in der Tartarei, dieser alten Crux der Historiker. Auch ist es im Streit, ob manche Polarvölker, ob namentlich die Lappen, Grönländer, Tkuktschen, Eskimos, als Ausläufer der mongolischen Race oder als Verbildungen der kaukasischen zu betrachten sind. Seit Blumenbach haben sich gewichtige Autoritäten für letztere Ansicht ausgesprochen. Es ist freilich schwer, bei der gemeinsamen Verzerrung durch die strenge Natur-, welcher diese Völker unterlagen, die Racenmerkmale herauszufinden. — Die kaukasische Bildung erfüllt ferner außer Europa auch das nördliche Afrika diesseits der großen Wüste. Diese, offenbar ein alter Meeresboden, bildet hier eine scharfe Grenzmarke zwischen den beiden extremsten Racen, der kaukasischen und äthiopischen, während sie am Nil seit den ältesten historischen Zeiten in der Bildung mancher altegyptischen Stämme und in den jetzigen Abyssiniern ineinander geflossen scheinen.

Geht man von den Wohnsitzen der kaukasischen Race in Mittelasien und Europa ost- und nordwärts, so begegnet man, häufig ohne allen Uebergang, Völkern von einem ganz verschiedenen, sehr ausgesprochenen Typus. Der Hauptcharakter der mongolischen Race ist die stumpfviereckigte Figur des Schädels, das breite, platte Gesicht mit zurücktretender Stirn und vorspringenden Jochbeinen. Die Augen stehen auffallend weit auseinander und die Spalte der

enggeschlitzten Augliedern verläuft schief nach innen. Die Nase ist klein, plattgedrückt. Die Haut durchläuft alle Schattirungen vom Weizengelbe ins Schwarzgelbe. Das Haar ist schwarz, struppig, der Bartwuchs gering; die Statur ist kurz, gedrungen, und dabei doch der Körper auffallend leicht.

Diese höchst eigenthümliche Bildung erfüllt in ihrer ausgeprägtesten Form die Steppen des östlichen Asiens und am Oststrande der alten Welt die Reiche Japan und China. Sie breitet sich südlich durch die östliche indische Halbinsel bis in den heißen Erdgürtel aus und verläuft hier auf den Inseln des großen Archipels in die sogenannte malayische Form. Es wird immer sehr schwer seyn, die Javaner und andere südindische Völker vom mongolischen Stamm zu trennen. Gegen Nord und am kalten Nordsaum Asiens wieder westwärts zurück ist diese Form wenigstens vielen Bewohnern des Polarkreises aufgedrückt.

Während, wie wir gesehen haben, die kaukasische Race von Ost nach West in der Richtung der Parallelen gestreckt ist, während die Negerrace einen klimatisch auffallend gleichförmigen Continent füllt, zieht sich die mongolische vom höchsten bewohnten Norden durch alle Klimate herab. Hier tritt uns zuerst recht auffallend ein Moment entgegen, das durch die Betrachtung des amerikanischen Continents und seiner Bevölkerung noch verstärkt wird. Vom äußersten Norden bis zum Aequator bescheint die Sonne unter allen Winkeln zahllose Völker: hier trinkt ein Stamm den Thran des Robben am Eismeer, dort am mildern Strande hausen nur Ichthyophagen; hier durchzieht ein Volk die endlosen Schneefelder mit dem Rennthier, dort ein anderes die hohe, trockene Steppe mit dem Pferd; weiterhin dehnen sich ungeheure Reiche, wo der Mensch sein Leben auf Ackerbau stützt, und die südlichsten Spitzen des Gebiets sind in alle schwelgerischen Reize der Natur getaucht. Und allen diesen, den verschiedensten Einflüssen preisgegebenen Völkern ist in der Körperbildung nicht nur, sondern sogar in der ganzen Richtung der Seele, in der Art und Weise das Ueberfinnliche aufzufassen, ein gemeinschaftlicher Charakter aufgedrückt, der als etwas rein Ursprüngliches erscheint. Noch weit klarer als beim Kaukasier drängt sich uns hier die Ueberzeugung auf: Klima und Lebensweise können unmöglich das den Racencharakter Bestimmende seyn.

Das Gepräge der mongoliſchen Race iſt ſo feſt, daß es weſtwärts von ihren Hauptſitzen am Ende wohl nur von wenigen Stämmen zweifelhaft bleiben wird, welcher Form, der kaukaſiſchen oder mongoliſchen, ſie angehören. Und dies iſt um ſo auffallender, als dieſe Race von jeher auf ihre Weiſe ein vielſeitiges Leben entwickelt und mit einigen ihrer Völker in die Geſchichte eingegriffen hat. Weſtwärts hat ſie ihrer Zeit gewaltige Lavaſtröme ergoſſen und die Völker des Abendlandes mit ihrer Ungeſtalt erſchreckt. In den Ländern aber, wo die eigene Natur dieſes Stammes eine ſeltſame Blume getrieben hat, die zauberhaft fortblüht, ohne zu reifen noch zu welken, ſcheint der Blick des Menſchen, abwärts gekehrt von der Richtung des kaukaſiſchen Stammes, oſt- und ſüdwärts in ein Meer hinaus gewendet, das wie unzählige Trümmer eines alten Continents umfließt. Iſt Chinas Kultur vielleicht nur ein Reſt, ein Nachklang einer Entwickelung des mongoliſchen Geſchlechts, die einſt ein weit nach Süd und Oſt gelagertes Land erfüllte? Dieſer Gedanke, der ſich in hundert Schriften wiederholt, könnte, wie wir weiter unten bald ſehen werden, auf einer ganz falſchen Vorausſetzung beruhen.

Die Hauptzüge der mongoliſchen Bildung ſind durch die Völker des nordöſtlichen Aſiens und der Aleuten in den Norden von Amerika hinüber zu verfolgen, und überhaupt ſchließt ſich der körperliche Typus der amerikaniſchen Völker an den mongoliſchen mehr an, als an jeden andern. Hier tritt nun aber die höchſt merkwürdige Erſcheinung auf, daß ſämmtliche Bewohner des ungeheuern Continents einander auffallend mehr gleichen, als die Völker mongoliſcher, ja ſelbſt äthiopiſcher Bildung. Nach Robertſon, Clarke, Humboldt braucht man faſt nur Einen Amerikaner geſehen zu haben, um den unterſcheidenden Charakter der ganzen Bevölkerung aufzufaſſen. Trotz dem ſind die allgemeinen Kennzeichen nichts weniger als ſcharf ausgeſprochen. Der Kopf iſt, wenigſtens bei den Südamerikanern, im Verhältniß ziemlich klein, die Stirn niedrig und ſchräg zurückweichend. Die Geſichtszüge ſind ſtark ausgeprägt, die Backenknochen hervorſtehend. Das Haar iſt ſchwarz und ſtarr, der Bartwuchs gering, die Farbe heller oder dunkler kupferroth, die Haut zum Schweiße wenig geneigt. Auch im Geiſtigen geht durch alle Stämme dieſes Welttheils ein gewiſſer gemeinſchaftlicher Zug: der Trübſinn des Mongolen iſt hier zu einer eigenen Stumpfheit

und Gleichgültigkeit geworden. Neben der Stimme ist im Allgemeinen auch die Sprache wenig entwickelt, und es zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung in gewissen Sitten und Gebräuchen, wie im Durchbohren der Unterlippe, im Bau der Fahrzeuge, im Zubereiten der Speisen, in der Kriegführung u. s. w. Und dann doch wieder im Schoße dieser großen körperlichen und geistigen Gleichförmigkeit die auffallendsten Gegensätze, die entschiedenste Sonderung der Stämme. Azara zählte am einzigen Laplatastrom etliche und dreißig Sprachen; er schätzt die Zahl der Sprachen im ganzen Continent auf mehr als tausend. Dicht neben einander wohnende, in der Körperbildung ganz übereinstimmende Völkerschaften verstehen einander nicht, stehen sich stumm und feindlich gegenüber, und jede hat in ihrem Wesen, in Gang, Geberden, Bräuchen, bis auf die Art der Beschuhung, Eigenthümlichkeiten, woran sie mit dem Instinkt des Thiers Feind und Stammgenossen erkennen. Unter den melancholischen, kriegerischen Völkern Nordamerikas, die nur von der Jagd leben, und deren Lebenspoesie ein Skalp repräsentirt, wohnten mildere, ackerbauende Stämme. An die schmutzigen, versunkenen Charruas, denen ein Kriterium der Menschennatur, das Lachen, versagt seyn soll, grenzen die reinlichen, muntern Völker der Pampas, und der hohe, ritterliche Patagone ist der unmittelbare Nachbar des Feuerländers, den der giftige Hauch des Südpols unter einer Breite verkrüppelt hat, unter der gegen Nord die kaukasische Race noch die kräftigsten Zweige treibt.

Es wird wohl nie ausgemacht werden, ob die geschichtliche Entwickelung, welche die weißen Eroberer in Mexiko und Peru vorfanden, ein ursprüngliches Produkt des amerikanischen Stammes ist; noch weniger, ob jene räthselhaften architektonischen Reste einer sehr alten Cultur durch irgend ein verlorenes Mittelglied auf Entwickelungen der alten Welt hinweisen.

Ueberblicken wir die bisher durchlaufenen Gebiete, so sehen wir, daß die Race des Negers auf einem streng umschriebenen Festland gerade den heißen Erdgürtel zu beiden Seiten des Aequators füllt. Die kaukasische Race greift im südlichen Asien bedeutend über den nördlichen Wendekreis hinab, und streicht von da schief, nordwestwärts bis an die Grenzen des größten Continents. Die mongolische Race, mit breiter Basis um den Polarkreis gelagert,

läuft bei ſich verſchmälerndem Gebiet durch alle Klimate der nördlichen Halbkugel herab, taucht in das tropiſche Meer und beſchreibt ſomit gerade einen halben Meridian. Amerika erſtreckt ſich faſt zweimal durch alle Klimate, und die ſo gleichförmige Bildung des Amerikaners beſchreibt einen ganzen Meridian. — Im Ganzen und Großen ſtehen ſich überall die Vorpoſten der Racen auf langgeſtreckten Linien gegenüber: hier Aethiopier und Mauren, dort Hindus und die Völker des aſiatiſchen Hochlands und der Cobi, oben im Norden kaukaſiſch-ſibiriſche Völker den Polarſtämmen mit mongoliſcher Bildung, welche über die Brücke der Aleuten in den anthropologiſch einen und untheilbaren Continent von Amerika verläuft.

Die Bewohner der eigentlichen Feſtländer der Erde zerfallen demnach in drei charakteriſtiſche Bildungen, und die Mehrzahl der Naturhiſtoriker erkennt, ſeit Cuvier, in der arabiſch-europäiſchen oder kaukaſiſchen, in der äthiopiſchen und in der mongoliſch-amerikaniſchen Race die drei Hauptformen der Menſchheit.

Noch iſt aber ein weites Gebiet der Erde übrig: jenes Chaos großer und kleiner Eilande, die vom Südoſten Aſiens aus über den Aequator weit nach Süd und Oſt im großen Weltmeer zerſtreut ſind. Unwillkührlich ergänzt die Phantaſie den Umriß dieſes Inſelmeeres zu einem Feſtlande, und die Analogie, einerſeits mit Südamerika, anderſeits mit der ſüdlichen mächtigen Halbinſel der alten Welt, mit Afrika, findet ſich aufs Ueberraſchendſte hergeſtellt, wobei ſelbſt die Andeutung des charakteriſtiſchen Iſthmus nicht fehlt. Der Gedanke an ein zertrümmertes Feſtland liegt nah. Wirklich zeigen ſich auch nirgends ſonſt ſo zahlreiche Spuren gewaltiger Zerrüttung als hier, und die noch thätigen Vulkane, die im Kranz längs dem Rande Aſiens über viele Inſeln des großen Oceans laufen, ſcheinen über den Trümmern eines großen verſunkenen Landes zu rauchen. Aber vielleicht, ja wahrſcheinlich hat die Erhebungstheorie in der Folge dieſe Unruhe der Natur, dieſe Zerriſſenheit des Landes nicht als Zerſtörung, ſondern vielmehr als Bildung aufzufaſſen, ſo daß hier nicht etwa ein den alten analoges Feſtland zertrümmert worden wäre, ſondern ein ſolches erſt allmählig aus den Wellen ſtiege. Man denkt vorzüglich an die wuchernde Korallenbildung, welche dort fortwährend Inſeln bildet und vergrößert, und an ihre Analogie mit ältern Flötzkalkbildungen.

Entsprechend der hundertfachen Zerschlagung des Landes, herrscht auf diesen Gruppen großer und kleiner Inseln nicht Eine Menschenform, wie sie auf den großen Festländern ungeheure, meist ziemlich abgeschlossene Gebiete füllen. Faßt man aber das hier hausende Völkergewimmel näher ins Auge, so zeigt sich im Kleinen eine überraschende Wiederholung jener Hauptformen.

Als Blumenbach zuerst die natürlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts systematisch ordnete, waren die Bevölkerungen Australiens oder des sogenannten fünften Welttheils sehr unvollständig bekannt; und so schloß er den von ihm angenommenen vier Racen — er trennte die amerikanische ganz von der mongolischen — als fünfte die malayische an. Er rechnete zu ihr von den sundischen Inseln, den Philippinen und Molukken an alle Einwohner des großen Oceans. Er wußte sie auch nur im Allgemeinen als Menschen von dunkelbrauner Farbe mit ausgeprägten Gesichtszügen, breiter Nase, großem Mund und dichtem Haar zu bezeichnen. Als man aber anfing, sie schärfer zu unterscheiden, stellten sich wieder die drei Hauptformen heraus, nur verworrener, in einander geflossener. Der Neger fand seinen Repräsentanten im Papus auf Neuguinea, im Neuholländer und Vandiemensländer. Dabei verhält sich aber offenbar der Neuholländer zum Papus oder eigentlichen Australneger, wie der Hottentotte zum Neger, so daß selbst diese Entzweiung der äthiopischen Form, nur mit verschiedenem numerischem Verhältniß, hier angedeutet ist. — Nordwärts, in den nicht negerartig gebildeten Bewohnern Borneos, Neuguineas, der Karolinen u. s. w. verfließt die Form sichtbar in die mongolische, und weit nach Osten und Süden, auf Neuseeland, den Pelew-, Sandwichs-, Marquesas-, Freundschafts- und Gesellschaftsinseln wohnen Menschen, welche, nach allen Berichten, schwerlich in einem Zuge der äußern Aehnlichkeit von der kaukasischen Race streng zu unterscheiden seyn möchten. Während auf den großen Continenten jene drei Haupttypen in großen Massen auseinander gehalten sind, so verschlingen sie sich hier, oder schließen selbst einander ein, wie denn auf Borneo und andern indischen Inseln Völker von Negerbildung von eigentlich sogenannten Malayen kreisförmig umgeben sind.

Das Herz, das die ganze Menschheit mit Liebe umfassen, der Geist, welcher ein zwar ungleiches, aber unaufhaltsames Fortschreiten aller Völker der Erde zu einem gemeinsamen Ziele begreifen möchte, wird vom Völkergemälde der Erde, wie vom Resultat aller Geschichte schmerzlich betroffen. — Der Mensch füllt die ganze Erde, und die Verbreitung keines Thiergeschlechts kommt der seinigen auch nur entfernt gleich. Aber wie theuer erkauft er diesen Vorzug! Unter dem Eis des Pols verschrumpft er mit der Vegetation zur plumpen Mißgestalt, und im Starrkrampf der ganzen Natur glimmt auch sein Geistesfunken langsam fort, ohne je zur Flamme zu erwachen. Das Extrem der Hitze erzeugt eine andere Verzerrung: der übermäßig gesteigerte Lebensprozeß läßt die Besinnung hinter sich, der üppige Uebertrieb der äußern Natur reißt auch den Menschen in die Vegetation hin, erzeugt glühende Begierden, stürzt ihn in wilde Grausamkeit und verzerrt sein Angesicht zur thierischen Fratze, oder löst sein ganzes Wesen in Weichlichkeit auf und wiegt ihn betäubend in wollüstigen Schlummer. Wie viele hundert Stämme fesselt das übermächtige Bedürfniß an eine harte Natur, wo jeder Gedanke des engen Gehirns der unmittelbaren Noth angehört, oder der gebundene Geist den dämonischen Schrecken der Natur erliegt! Wie viele ziehen stumpf, gleich Wanderthieren, in beschränkten Kreisen durch einen gütigen Himmelsstrich, der ihnen kein Lächeln abgewinnt, dem sie keine Segnungen abgewinnen, als die das lauernde Auge erblickt und die gierige Hand zum Munde bringt! Ja lesen wir nicht in kühlen, trockenen Paragraphen physiologischer Compendien, wie es Menschen gebe, die sich kaum von den Thieren unterscheiden? Welche Nacht, welcher Jammer ruht und ruhte von jeher auf der großen Masse der Menschheit! Millionen treten ans Licht in Elend oder Dürftigkeit, durchlaufen stumpfsinnig die nothwendige Bahn von der Wiege zum Grabe, ohne Gedanken an die Vergangenheit ihres Volks oder Geschlechts, ohne Ahnung einer bessern Zukunft, und sterben dahin, mit keinem andern Gefühl, als daß der Boden, der sie gebar, sie wieder verschlingt!

Wie klein war von jeher die Sphäre, in der höhere Geistesentwickelung sich entzündete und bethätigte! Allerdings hat sie sich erweitert im Lauf der Geschichte, und wenn einst ihr Mittelpunkt an ein paar Binnenmeeren der alten Welt haftete, so

umwebt ſie jetzt die größten Meere. Aber wirft ſie nicht vielmehr nur Völker der alten Welt an alle Ufer ferner Continente, als daß ſie die ſtarren Geſtalten der Autochthonen ergriffe? So weit unſer Blick zurückreicht, iſt faſt alle Cultur, alles Vorwärtsſchreiten im Raum, wie im Geiſt, nur eine Bewegung unſerer eigenen Race. Und wunderbar! indem dieſer privilegirte Stamm ſeine Zweige kräftig nach Weſt und Nord vortrieb und ſie mit Blüthen und Früchten bedeckte, ſtarb er rückwärts der Wurzel zu ab und ließ Völker in geiſtiger und ſittlicher Erſtarrung zurück. Wie viele Nationen, deren Boden einſt im Segen aller guten Geiſter wie ein Paradies blühte, und wo der Menſchengeiſt ſelbſt ein duftender Garten voll goldener Früchte war, ſehen jetzt träumeriſch rückwärts in eine große Vergangenheit und haben über dem Elend und dem Schmutz der engen Gegenwart den Glauben an eine Zukunft verloren!

Wir ſehen im Schoße anderer Racen, der mongoliſchen vorzüglich, Völker, welche ihre Geſchichte auf eigene Weiſe abgeſpielt; aber nach ſo oder ſo viel Schritten auf dem Pfade, der nach unſerer Vorſtellung zum großen Ziele der Menſchheit führt, waren ſie bange ſtehen geblieben oder troſtlos zurückgeeilt. Und neben und unter ihnen treiben ſich ſeit Uralters Stämme umher, unſers Wiſſens ewig unberührt von jenem Contagium geſchichtlicher Entwickelung, das die Völker in Gährung emporreißt, ſie groß und am Ende noch elender macht, als ſie zuvor geweſen. Noch vor vier Jahrhunderten war, rund um den europäiſchen Geiſtesherd, der größte Theil der Menſchheit in ſtarren Maſſen ausgegoſſen, marſchfertig, harrend des Ferments, das ihr von dort kommen ſollte. Und habt ihr ſie flüſſig gemacht mit der Flamme des Branntweins, hat es den Anſchein, als wollten ſie, mit dem Schießgewehr im Arm, gemeinſchaftlich mit euch eurem Ziel der Humanität zurücken? Nachdem unſere Habſucht vom Rande Afrikas Millionen ſeiner Kinder als Waare weggeriſſen, haben wir Hoffnung, den alten Zauber des Welttheils zu löſen und den Aethiopier für das Reich Gottes zu gewinnen? Für wie viele Völker wird am Ende mit dem erſten europäiſchen Schiff, das Indien um das Rund der Erde herum ſuchte, eine Aera des Glücks und der Liebe im Geiſt begonnen haben? Wie viele datirten von daher ihren völligen Untergang! und wohl ihnen vor ſo vielen

andern, denen der Branntwein des weißen, bärtigen Tyrannen der Erde den Leib, und seine Cultur die Seele vergiftet!

Ist es nun ein Trost für diesen Jammer, für dieses schauerlich tragische Loos der Menschheit, wenn wir alle auffallende körperliche und geistige Bildung, wie sie uns in den Racen entgegentritt, als Fratze unserer eigenen Bildung auffassen? wenn wir in aristokratischem Dünkel behaupten, der im weißen Adam niedergelegte Keim körperlicher, geistiger und sittlicher Schönheit habe sich nur im allerkleinsten Theil der Menschheit dem Ideal des Schöpfers gemäß entwickelt, die allergrößte Masse sey abgefallen von diesem Urbild, in körperliche Ungestalt, in geistige Dumpfheit, in sittlichen Tod versunken?

Nach der gemeinen Vorstellung ist die ungeheure Mehrzahl des Geschlechts auf der Wanderung aus einem wunderbaren Paradiese nord-, ost- und südwärts mannichfach körperlich und geistig verbildet und verzerrt worden. Allermittelst hat sich der auserwählte Stamm westwärts, dem Umschwung der Erde titanisch entgegenstrebend, ausgebreitet, und als er am Ende die Grenzen seines Welttheils überfluthete, fand er an jedem Strande der Erde seine eigenen Abkömmlinge erstarrt in der Verzerrung, und er vermag den Bann, der auf der Ungestalt und der verdumpften Seele ruht, mit seinem rein erhaltenen Geistesfunken nicht mehr zu lösen. Man erklärt kaltblütig, wie hier der Frost, dort die Hitze den Augapfel in seine Höhle zurücktreibt, wie hier das unersättliche Bedürfniß den Mund auseinanderreißt, dort die Wollust die Lippen wulstet; wie unter dem schrägern Strahl der Sonne die Haut sich bleicht und das Haar sanfte Wellen schlägt, wie ihr lothrechtes Feuer den Kohlenstoff ins malpigschische Netz bannt und die Haare aufrollt; wie vermeintlicher Volksunsinn die Köpfe der Neugebornen modelt, bis die Natur müde wird, symmetrische Schädel zu wiederholen, und dem barbarischen Schönheitsbegriffe sich fügt. — Und wenn sich so die Verschiedenheiten des Menschengeschlechts erklären ließen, so müßte sich das Gefühl vor der Befriedigung des Verstandes gefangen geben. Dem ist aber, Gottlob! nicht so: alle dergleichen Erklärungen sammt und sonders treffen nur untergeordnete Spielarten der Menschheit, beziehen sich immer auf eine Race, die sie voraussetzen, zurück, und lassen das Problem der Racenbildung selbst völlig unberührt.

Der Mensch ist das edelste Produkt der Kraft, welche an der Oberfläche der Erdkugel im Ablauf unendlicher Zeit eine so überwältigende Fülle und Mannichfaltigkeit lebender Wesen hervorrief und durch zahllose Geschlechter führte. Wie das Ding, das den Menschen zum freien, selbstbewußten, über sich und den letzten Grund aller Dinge räsonnirenden Wesen macht, nach Grad und Art sich zu dem verhält, was im Thier fühlt, bemerkt, ergreift, abstößt und träumt; wie dieser wunderbare Funken im Menschen zum Ferment wird, das ihn im ursprünglichen Zustande ergreift, in die Gesellschaft hinreißt, und hier sein Wesen zu einer Fülle eigenthümlicher Formen ausbilden läßt: — dies ist die ewige Aufgabe der Philosophie des Geistes und der Philosophie der Geschichte. Wie sich aber auch die Natur des Menschen zum Uebersinnlichen verhalten mag, er wurzelt mit der einen Hälfte seines Seyns in und an seiner sinnlichen Mutter, der Erde, und unter allen vernünftigen Voraussetzungen muß nicht nur die natürliche Spaltung und Verbreitung seines Geschlechts, müssen auch die ursprünglichen, instinktiven, ihm als Gattung zukommenden Triebe dem, was wir bei den Thieren, zunächst den höheren Thieren beobachten, analog und damit commensurabel seyn. Er muß es sich gefallen lassen, daß die Beobachtung seine natürliche Geschichte mit der der Thiere beleuchtet. Alle Vorzugsrechte, die er in den genannten Beziehungen für seine Gattung in Anspruch nahm, haben ihn, wenn er sie begründen wollte, mit aller Anschauung und seinem eigenen Verstande in Conflict gebracht.

Es kann hier nicht unser Zweck seyn, erschöpfend den Beweis zu führen, daß die Abstammung der ganzen Menschheit von einem weißen Urstamm unter den jetzigen klimatischen Verhältnissen der Erde aller Naturanschauung und Beobachtung widerspricht, daß alle jetzigen Einflüsse von außen, daß auch die Reaction des Menschen gegen die Natur die Racenbildung nicht erklären können. Wir beschränken uns auf die hauptsächlichsten Andeutungen. Wer die bisherige gemeine Vorstellungsweise scharf widerlegt sehen will, den verweisen wir in der Anthropologie von Steffens auf den Abschnitt, wo er, der Mystiker, ganz unparteiisch den empirischen Naturforscher sich aussprechen läßt.

Blumenbach und die meisten vor und nach ihm, welche die Einheit des Menschengeschlechts auf beschränktem Standpunkt

festhalten wollten, erklärten die Racenverschiedenheit auf die oben angedeutete Weise rein klimatisch. Sie stellten dabei die Verschiedenheiten der Menschengestalt als eine Reihe verschwimmender, leise nach allen klimatischen Einflüssen sich abstufender Schattirungen dar. Sie widersprachen aber dabei offenbar der Erfahrung, nach welcher, wie wir gesehen haben, feste Typen durch alle Klimate festgehalten sind, wie denn, um nur Eines anzuführen, Amerika als ein ganzer Meridian rother, merkwürdig gleichförmiger Menschheit sich darstellt, und in Ländern, welche Humboldt für die heißesten der Erde hält, in Agapulco und dem Thale von Papagayo, Völker nährt, welche von der Negerbildung in allen Punkten abweichen. — Sie stützten sich, als auf ein Hauptargument, auf die bedeutenden Umwandlungen mancher Racen von Hausthieren, namentlich der Schweine, bei der Versetzung in ein anderes Klima. Allein diese Beweglichkeit der Form zeigt ja just der Mensch nie und nirgends. Seit Jahrhunderten lebt der Maure neben dem Neger in der heißen Wüste, ohne daß er auch nur entfernt letzterem ähnlicher geworden wäre, als seine nördlichern Racenverwandten, mit Ausnahme des überall veränderlichen und unwesentlichen Moments der dunklern Färbung der Haut. Derselbe Boden trägt seit undenklicher Zeit den hochgewachsenen, kräftigen, fähigen Scandinavier und den zwerghaften, mißgestalteten Lappen, den schönen, geistreichen Hindu und den gelben, blinzelnden, trübseligen Mongolen. Seit Jahrhunderten lebt der Neger in sehr verschiedenen Himmelsstrichen Amerikas, ohne einen einzigen seiner Racencharaktere abgelegt zu haben. Der spanische Creole trägt nach so vielen Generationen noch immer, nebst dem Schnurrbart, in seiner weißen Haut sein Adelspergament mit sich herum, wenn auch aus der vergelbten Urkunde rein nicht mehr zu ersehen, warum sein Stamm der weiße genannt wird. Just diese Unveränderlichkeit bildet das Wesen der Racen, und ihre Genesis ist durch keine Wahrnehmung mehr zu fassen. Nur das Mysterium der Begattung vermag den, wenn nicht ursprünglichen, doch tief im Geheimniß der Erdbildung selbst liegenden Bann der auseinander gehaltenen Formen zu lösen und Mittelgattungen zu erzeugen.

Was man bei den meisten Hausthieren Race nennt, und was man beim Menschen so nennt, fällt offenbar nicht unter denselben Begriff, sofern den meisten Thierracen eben diese Unverän-

derlichkeit fehlt. Die Thierracen bilden sich unter unsern Augen und Händen, nicht so die Menschenracen; bei jenen können wir das, was die Umwandlung oder Verbildung bedingt, wenigstens in einem gewissen Grad auffassen, sie zum Theil willkürlich herbeiführen; der Stempel, den die Menschenrace aufdrückt, ist eine unverwischbare Hieroglyphe. Was aber die Hauptsache ist, bei weitem die meisten Racen, in welche die zähmende und pflegende Hand des Menschen die ihm unterworfenen Thiergeschlechter gespalten hat, fallen, sich selbst überlassen, schnell in den ursprünglichen Typus zurück, oder nähern sich ihm doch, wenn er verloren gegangen ist. So z. B. sind die so verschiedenen, von Spaniern, Portugiesen, Britten nach Amerika übergeführten Pferderacen schnell zu dem halbwilden, einfärbigen, eigenthümlichen Schlag der Pampas und des fernen Westen zusammengeflossen. In denselben Ländern aber leben seit Jahrhunderten Weiße, Amerikaner und Neger neben einander; sie behalten durchaus jeder seinen Racencharakter, wenn sie sich geschlechtlich getrennt halten; durch Geschlechtsvermischung aber bilden sie strenge Mittelschläge, den Mulatten, den Mestizen, den Terceron, den Quarteron, und wie sie alle heißen, lauter Bastarde, welche nach einer gewissen kurzen Reihe von Generationen rein zum ursprünglichen väterlichen oder mütterlichen Typus zurückkehren.

Die Pferderacen, von denen wir eben sprachen, sind nicht den Menschenracen analog, sondern, wenn man die Vergleichung so weit treiben will, den Volks- und Stammverschiedenheiten innerhalb einer und derselben Race. Man könnte sagen, der halbwilde uniforme Pferdeschlag der Pampas verhalte sich zu den verschiedenen europäischen Pferderacen, seinen Stammvätern, wie das aus so vielen europäischen Stämmen zusammengeronnene Volk der Vereinigten Staaten zu der Vielheit der europäischen Völker. Allerdings behält der Deutsche, Britte, Franzose, nach Menschenart, auch im Schoße gemeinschaftlicher Institutionen seinen Stammcharakter lange bei; allein nichts desto weniger macht sich, namentlich bei dem der Natur näher gerückten „Schanzgräber des Westen“, eine moralische und wohl auch eine physische Verschmelzung bemerkbar. Dagegen hält, wie schon bemerkt, die Natur auf demselben Boden den Weißen als solchen, den Neger und den rothen Autochthonen ewig auseinander.

Ist der zoologische Satz wahr: Thiere, die sich durch bleibende Merkmale von einander unterscheiden, und wenn sie sich auch begatten, Mittelschläge zeugen, bilden verschiedene Gattungen, Arten, so verhalten sich die Menschenracen keineswegs wie Racen der Hausthiere, sondern wie zwei sich nahe stehende Thiergattungen (species), wie Pferd und Esel, Fuchs und Hund, Schaf und Ziege ꝛc., welche, wenn sie sich begatten, Mittelschläge, Bastarde hervorbringen. Wir haben hiemit den wesentlichsten Punkt der Streitfrage berührt. Es handelt sich um die Bestimmung des Begriffs der Gattung: es fragt sich, was ein für allemal das Bestimmende der Gattung ist. — Wir nehmen vorläufig die Hauptformen des Menschengeschlechts als Analoga verschiedener Thierspecies, und zeigen später, wie dieser scheinbare Widerspruch mit der Einheit des Geschlechts zu versöhnen ist.

Was gegenwärtig das Klima mit allen seinen Einflüssen, Breite und Länge, Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit, Exposition gegen die herrschenden Winde, Höhe über dem Meer, elektrischer und magnetischer Spannung ꝛc. an der Menschengestalt verändert, das heißt Menschenschlag, Varietät, nicht Race. Alle jene Momente, und was dergleichen sonst noch unter unsere Beobachtung fällt, oder sich in Luft, Wasser und Erde verbirgt, erklärt die dunklere oder hellere Färbung der Haut, beim Kaukasier auch die der Haare, so wie alle Abweichungen von gleichem Werth. Sie erklären auf beschränktem Gebiet, lokal, das, was man unter dem Namen Constitution zusammenfaßt, Wuchs, Postur, Krankheitsanlage u. dgl., weichere oder rauhere Mundart, selbst die Stimmung der Seele und den Timbre des Geistes. Sie erklären schon nicht immer das gesammte körperliche Auftreten eines ganzen geschlossenen Volkes, und jenes für die Anschauung so fest Umschriebene, und doch so Unaussprechliche, was man Volkscharakter nennt, machen sie kaum annähernd begreiflich, die Racenbildung aber berühren sie schlechthin gar nicht.

Innerhalb jeder Race wirkt das Klima, das Wort im umfassendsten Sinne genommen, analoge Erscheinungen. Es gibt kaukasische Stämme, die sogar dunkler gefärbt sind als manche Negervölker. Das Roth des Amerikaners, das Gelb des Mongolen

durchläuft viele Grade der chromatischen Skale. In jeder Race gibt es torose und schwächliche Stämme; es gibt in jeder, ganz abgesehen vom Culturgrad, Völker von rauher und von sanfter Gemüthsart, von kriegerischem und von friedlichem Sinn. Aber in jeder Race sind selbst diese und ähnliche Verhältnisse, welche in ihrer Gesammtheit den Volkscharakter bilden, häufig in ihrem Zusammenhang mit dem Klima jetzt nicht mehr aufzufassen. — Das allerräthselhafteste Moment aber, das die Menschen vereinigt und trennt, das hier physisch verschiedene Völker verbündet, dort ganz gleich gebildete ewig auseinander hält, ist die Sprache. — Eine künftige Forschung mag vielleicht die verworrenen Strahlen, in welche jede Race auseinander fährt, synthetisch in einen bis jetzt unfaßlichen Focus sammeln; nie aber wird sie die Racen selbst aus dem jetzigen klimatischen Zustand der Erde erklären.

Es sprang bald zu sehr in die Augen, wie wenig das Klima über die Gestaltung des Körpers vermag. Neuere Naturphilosophen, unter andern G. H. Schubert, schrieben ihm daher auch nur einen untergeordneten Einfluß zu, und erklärten die Racenbildung vorzugsweise psychologisch. „Der Mensch," heißt es in dieser Weise der Auffassung, „ist mehr als irgend ein Wesen zum Verkehr mit den Lebendigen seiner Art geschaffen, und dieser lebendige Wechselverkehr wirkt nicht nur auf die Seele bildend ein, sondern auch auf den Körper. Dies beweist schon die bekannte Erfahrung, daß Menschen, welche ein inniges, gesellschaftliches Band, Ehe oder Freundschaft, länger verknüpft, einander auch physiognomisch ähnlich werden. Nicht nur am einzelnen Menschen, sondern an ganzen Familien zeigt sich aber bald die eine, bald die andere der unendlich mannichfachen Anlagen und Richtungen der Selbstthätigkeit überwiegend, welche, wo sie allein wirkt, Einseitiges schafft, und nur im Verein mit den Kräften anderer Menschen ein harmonisch schönes Ganze bildet. Schließt sich nun ein Familienstamm so ab, daß er weder geistig noch leiblich bethätigende Zuflüsse erhält, so entwickelt sich eine Richtung der Seele und der Leiblichkeit vorherrschend, die Einseitigkeit wird stehend, und so entstand die von der kaukasischen Urschönheit abgefallene Form der Menschenracen."

Es bedarf keines Beweises, daß vielseitige Anregung und Uebung die Seele kräftigt, daß einseitige Verfolgung Einer

Richtung sie in Unmacht versenkt. Es ist augenfällig, daß sich in jenem Falle mit der Seele auch der Körper veredelt, daß er sich in letzterem mit ihr verzerrt. Vor Allem aber erscheint es für körperliche wie für geistige Bildung vom größten Einfluß, in welchem Grade eine Familie, ein Stamm sich vom Verkehr mit andern ausschließt, die Zufuhr von fremden Ideen und frischem Blut abschneidet. Isolirung in dieser Beziehung erklärt ja auch allein die geistige Gesunkenheit und die Mißgestalt wilder Völker, welche in der Entwickelung des Geselligkeitstriebs auf den untersten Stufen stehen geblieben sind, oder sich wieder hinunterstoßen ließen. Wo gar nur die Naturform der Familienliebe und der Rudelbildung auftritt, da erzeugen sich jene merkwürdigen Stämme, welche statt einer Sprache fast nur eine Parole haben, und bei denen schon die schauerliche physiognomische Aehnlichkeit den tiefen Seelenschlummer verräth. In diesem Zustande erscheint jenes feste Verwachsenseyn mit einer bestimmten Naturumgebung, einem bestimmten Revier, jene Unfähigkeit der Seele, sich selbst von der gewohnten Richtung abzuziehen und irgend einen höhern Keim zu entwickeln. — Aber selbst in den gesittetsten Völkern äußert sich, hier leiser, dort auffallender, eine Neigung, sich in Stämme zu zersplittern; und zwar zunächst in jenem engen Familiensinn, der alle menschliche Theilnahme auf die Blutsfreundschaft beschränkt, die Angehörigen hätschelt und vergöttert, und sich so lange in einem Kreise fader Interessen dreht, bis die Begriffe Staat, Vaterland und Welt Sinn und Geltung verlieren. Weiter herauf zeigt sich dieselbe Erscheinung im bornirten Philisterthum und Bürgerthum: Holländer und Venediger im Kleinen, die erst da und daher sind, und dann erst Staatsbürger, die ein Duodezrömerthum constituiren und den orbis terrarum als Barbaren ansprechen. Zum Zusammenhalten von Hab und Gut wird in solchen Kreisen nicht selten auch das fremde Blut abgesperrt; schnell bildet sich dann ein gemeinschaftlicher physiognomischer Zug, der meist etwas Blödes, Stumpfes hat; es stellen sich auch habituelle Gebrechen ein, und so rächt sich die Natur, welche durch Bewegung und Verkehr das Individuum wie das Geschlecht bilden wollte. — Um die Aehnlichkeit voll zu machen, gerinnt in solchen Verhältnissen aus Bezeichnungen, die nur dem Einheimischen bekannt sind, aus lokalen Gleichnissen und Sprüchwörtern, oder gar aus der nachgeahmten

Sprechweise gewisser Notabilitäten ein Idiom zusammen, das nur noch grösserer Isolirung bedürfte, um am Ende das Ansehen einer Ursprache zu gewinnen. — Der gräßliche Botokude, mit seinen Gurgeltönen und dem Holzpflock in der Unterlippe, und der kachektische Kleinbürger mit seinem Schiboleth, in dessen Adern das Blut von zwanzig Krämergenerationen stockt, und beiden gegenüber der edle Peruaner und das europäische rüstige Weltkind, das nie nach seinem Großvater gefragt hat — was sind sie am Ende anders, als ganz analoge Erscheinungen auf verschiedenen Stufen der Cultur, oder vielmehr an ihren beiden Extremen?

Wir glauben bestimmt, daß das, was oben vom Einfluß des Klimas auf die Menschengestalt gesagt worden ist, auch auf das psychologische Moment im vollsten Maße seine Anwendung findet. Die den Körper bildende Herrschaft der Seele und ihr Versinken in Unmacht erklärt den edlern Mandingoneger neben dem häßlichen Volk der Goldküste, den Paria neben dem Braminen, den beweglichen, leidenschaftlichen Kamtschadalen neben andern erstarrteren Polarvölkern; sie erklärt in Europa selbst die Verschiedenheit im Adel der Gestalt, die sich hie und da zwischen Stadt- und Landvolk, zwischen Bauerschaft und Aristokratie bemerklich macht. Dieser psychische Einfluß ergreift am Ende die Körperlichkeit noch weit mächtiger als das Klima, und in wesentlicheren Punkten. Aber die Racen erklärt er offenbar eben so wenig. Alle diese Veredlungen und Verzerrungen sind immer nur auf eine Mittelbildung einer und derselben Race zurückzubeziehen, und sie setzen, wie der Einfluß des Klimas, die Existenz der Racen voraus.

Der Mensch mag sich seinen Ursprung denken wie er will, es wird ihm nie gelingen, sich den Urzustand der Gattung einigermaßen begreiflich zu machen. Wir sind so weit von diesem Zustand weggerückt, daß wir nicht nur jede Erinnerung davon, sondern auch jeden Maßstab für den zurückgelegten Weg verloren haben. Diese Unfaßlichkeit hat den Gegenstand von jeher mehr der philosophischen als der naturgeschichtlichen Besprechung überwiesen. Von diesem Verhältniß kann hier auch nicht die Rede seyn, sondern nur davon, ob wir alle Naturanschauung aufzugeben haben, um dem weißen Stamme die Ehre zu lassen, der Urstamm der gesammten Menschheit zu seyn.

Die Anthropologen, welche von diesem Grundsatz ausgehen, hüten sich wohl, das Itinerarium der Menschheit anders als in den allgemeinsten Zügen auszumalen, wobei nicht viel mehr gesagt ist, als daß all die verschiedenen Racen und Völker irgend einmal dahin gekommen seyn müssen, wo sie jetzt sind. Auch wir werden schwerlich befriedigend zu erklären wissen, wie sie dahin gekommen; wir haben aber auch nicht das peinliche Geschäft, aus jedem Lande der Erde nach Tibet oder Kaschmir hinüber zu sehen, die Distanz zu messen, Brücken und Pässe aufzusuchen und die geographischen Unmöglichkeiten geradezu liegen zu lassen.

Betrachten wir irgend ein großes, geschlossenes Gebiet der Erde, das von einer Hauptform der Menschheit erfüllt ist, Afrika, oder besser Amerika, das wir genauer kennen. — Bei der großen Gleichförmigkeit der Gestalt, die unläugbar auf einen gemeinschaftlichen Ursprung deutet, bilden die Völker Amerikas durch die auffallendsten Verschiedenheiten des Culturstandes, der Gemüthsart, der Sitten und Sprachen, ein unentwirrbares Chaos. An beiden Polen des Continents tiefgesunkene Völker, oben im Norden der Eskimo, im Süden der Feuerländer, der armseligste der Menschen, und just über diesem die Polypheme Patagoniens; weiterhin jene schauerlich räthselhaften Stämme, die bei gleicher Körperbildung, bei gleicher Lebensweise, bei ähnlichen Gebräuchen im Ganzen, durch Verschiedenheit der Sitte im Einzelnen und die Sprache ewig getrennt, sich in kleinen Kreisen um einander bewegen; ferner höhere Völker, die sich die Traditionen einer alten Cultur überliefern; nordwärts Jägerhorden, deren Sinn nur nach dem Blut des jagdbaren Thiers und des Erbfeinds steht, und unter ihnen sanfte Ackerbauer: nirgends Uebergänge, überall schroffe Gegensätze, nirgends eine Spur von Radien, die auf ein gemeinsames Centrum im Schoße des Welttheils oder auf mehrere Ausgangspunkte wiesen. Wir können es uns nimmermehr klar machen, wie diese einzelne Race durch Wanderung auf dem Boden des Continents, wie er jetzt ist, in so viele specifische, einander abstoßende Völkergebilde zerfiel. Und nun soll die ganze Erde von einem einzigen Punkte ihrer jetzigen Oberfläche aus bevölkert worden seyn, und auf dieser Wanderung sollen sich nicht nur die tausend Völker der Erde, sondern consequenterweise vor den Völkern die Racen gebildet haben. Was bei einem Continent und einer Race

unbegreiflich ist, wird so für die ganze Erde weit mehr als bloß drei oder viermal unbegreiflichen.

Die Geschichtsphilosophie, welche die jetzige Erdoberfläche als eine tabula rasa betrachtet, auf welcher sich das Geschlecht von einem Punkt, namentlich einem Hochland Asiens aus verbreitet, legt ein großes Gewicht auf einen entscheidenden Vorzug, dessen der Mensch vor den Thieren genieße: seine Gattung soll sich in jedes Klima fügen können, und diese Befreiung von der Natur soll eben die Verbreitung über die ganze Erde erklären. Nun lehrt aber die Beobachtung, daß dies von allen, von geschichtlicher Cultur nicht berührten Völkern nur in sehr beschränktem Maße gilt. Ueberall sehen wir die Stämme mit einer bestimmten Naturumgebung und ihren klimatischen Wechseln organisch verwachsen, einem bestimmten Gebiete mit allen Trieben der Seele, mit allen Hoffnungen und Wünschen, mit allen Kräften und Fertigkeiten einverleibt. Herausgerissen aus diesem innigen Naturverbande, in fremde klimatische und gesellige Verhältnisse getaucht, verkümmert das Individuum, wie das Thier, wie die Pflanze, und geht meistens zu Grunde. Nehmt dem Grönländer den Seehund, dem Lappen das Rennthier, und entreißt beide den klimatischen Einflüssen der höchsten Breiten; treibt den Delawaren vom Jagdrevier, wo hoch über den Wolken seine Väter beim großen Geist den Hirsch und den Büffel jagen, und sie hören auf, sich als Menschen zu begreifen. Ja, es läßt sich behaupten, daß manches höhere Thier, in fremde Klimate verpflanzt, besser ausdauert, als die Individuen vieler wilden Stämme. Und unterliegt der Mensch in diesem Falle nicht gerade deßhalb, weil er ein Herz hat, das in Wehmuth und Heimweh bricht? Und anderseits, verdankt der Europäer seine Fähigkeit, sich allen Himmelsstrichen zu fügen, nicht vielmehr der Kraft seines Geistes als seines Körpers? und erscheint nicht diese Befähigung als eine Potenzirung des geistigen Charakters der Gattung? Nach der Vorstellungsweise, die wir bestreiten, hätte die Gattung als solche, und von Anbeginn, diese universelle Widerstandsfähigkeit besessen; sie hätte sich ihrer bedient, um die Erde zu füllen, dieselbe aber sofort auf den meisten Punkten wieder verloren. Es ist dies gerade so wahrscheinlich, als daß der Neger ein von der Natur verzeichneter und übel kolorirter Kaukasier, oder daß die Weltanschauung des Chinesen nur ein verzerrtes

Hohlspiegelbild dessen ist, was der rein erhaltene Urstamm über das Verhältniß des Menschen zu Gott und der Natur sich überliefert hat.

Im nächsten Zusammenhang mit dem eben besprochenen Punkt steht der unwiderstehliche Wandertrieb des Menschen, dessen man nicht entbehren zu können glaubt, um ihn hinauf unter das Eis des Nordpols und hinab in die unwirthlichen Südspitzen der Continente zu treiben.

Im Menschengeschlecht herrscht eine specifische Unruhe, ein rastloser Trieb zur Ortsveränderung. Ist aber dieser Trieb nicht ein rein Relatives? ist er nicht überall den geistigen und leiblichen Bedürfnissen der Völker und Stämme proportional? Sind nicht, abgesehen von der eigentlichen historischen Bewegung, die Wanderungen aller Völker weitere oder engere Schwingungen hin und her? ja ist nicht am Ende auch die historische Entwickelung eine solche? Die eine Art der Locomotion der Menschheit ist den Oscillationen der Thierwelt analog: sie wird vorzugsweise vom Wechsel der Jahreszeiten bedingt. Der Polarmensch zieht in ewigem Kreislauf zum Flusse, wenn der Lachs zum Laichen herauskommt, und wandert wieder zurück zum Winterlager, wo er den wilden Stier jagt. Die Blüthe der Menschheit füllt gleich unwandelbar Sommers Landsitze und Bäder, und überwintert im Treibhaus der Städte. Zwischen diesen Endpunkten hat sich der beschränkte Wandertrieb der Menschheit, nach Klima, Lebensart und Cultur, in zahllosen Gestalten ausgeprägt. — Es gibt aber eine andere, wichtigere Bewegung, die geschichtliche. Ihr einer Pol verbirgt sich uns in der Vergangenheit, ist ein unbekanntes x; der andere in der Gegenwart stellt sich in einem Volke dar, das, der Masse nach sedentär, in Haufen von Abenteurern seinen Geist über die Meere schickt und an allen Ufern tauscht oder brandschatzt. Wie und wo jede Race dieses Contagium historischer Entwickelung in ihrem Schoße erzeugt, wie diese Entwickelung die Totalphysiognomie einer jeden zum jetzigen Anblick umgestaltet — können wir daran denken, die Lösung dieses Problems für alle Racen irgend einmal auch nur zu versuchen, da die Anfänge unserer eigenen Race uns genug zu schaffen machen? Jedenfalls aber können wir uns jenes historische Element überall nur als ein punctum saliens in einer vorher gebildeten Masse denken, und so kommt es, daß alle historischen

Forschungen und Deduktionen, welche sich um die Genesis der Menschheit zunächst nicht kümmern, in den Fernen der Geschichte überall Autochthonen voraussetzen, wenn sie dieselben nicht wirklich vorfinden. Handelt es sich nun aber davon, die Erde nach dem gemeinen System von Einem Punkte aus zu bevölkern, so beginnt man mit einer historischen Bewegung, um erst Autochthonen zu machen. Die Erde kann sich nach dieser Vorstellungsweise doch nicht anders gefüllt haben, als durch ein Drängen und Schieben der Völker. Solche Reibung und Durchdringung ist es gerade, was nach aller Erfahrung die Völker körperlich und geistig veredelt; sie ist es gerade, was geschichtliche Völker von Autochthonen unterscheidet, was die starren Völkerkrystalle auflöst. Aber sonderbar! beim großen Wanderungsprozeß müßte diese Evolution umgekehrt erstarrend, krystallisirend gewirkt haben. Die vorgeschobenen Zweige der großen, vorrückenden Völkerstämme müßten überall versunken und an den Boden festgewachsen seyn, so daß die über sie hinausdrängenden sie nicht mehr ergreifen und flüssig machen konnten, und ihrerseits der übermächtigen Natur erlagen, in der sie nun mit Allem, was in Luft und Wasser lebt, überall als lokale, diesem Waldgebilde, dieser Steppe, diesem Meeresstrande einverleibte Produkte erscheinen.

Es gab von jeher Geologen, die zu Erklärung der Räthsel, welche die Bildung der Erdrinde uns vorlegt, in einer Urzeit andere Naturgesetze postulirten, als die jetzt herrschenden: der Eine ließ die Erde durch einen Kometenschweif elektrisiren, so daß die Pole ihrer Kraft sich verwechselten; ein Anderer ließ sie einst selbst ein Komet seyn; ein Dritter nahm an, der Ball der Erde habe sich einst senkrecht auf seiner Bahn umgeschwungen, plötzlich aber sey seine Achse zu jenem Winkel von beiläufig 23. Grad umgesunken, der jetzt Alles auf Erden regiert. Gerade so lassen jene Historiker der Menschheit die Pole der Geschichte umschlagen, und die Richtung, welche jetzt die Entwickelung des Geschlechts in ihrer Bahn nimmt, war nach ihrer völlig willkürlichen Voraussetzung einst eine umgekehrte.

Welch sonderbares System, das den Menschen, um ihn aus einem Paradiese, von dem er nichts mehr weiß, an einen Rand der Erde zu bringen, dem er mit allen Fasern seines Wesens verwachsen ist, mit Eigenschaften begaben muß, die er jetzt fast

überall nicht mehr hat! Ursprüngliche Schönheit der Gestalt, ursprüngliche Harmonie der Seelenkräfte, das Privilegium, dem äußern Druck der Natur zu trotzen, der weitaussehende Wandertrieb — Alles, das kostbarste Erbtheil der gütigen Natur ist nur in einem einzigen, auserwählten Stamme erhalten worden; und dieser hat diese himmlischen Kräfte vielseitig entwickelt, und gebraucht sie jetzt aufs Großartigste, um seine abgefallenen Brüder noch tiefer zu erniedrigen oder zu vertilgen.

Der praktische Naturforscher, wie der naive Reisende, fragt nichts nach dem Stammbaum der Völker. Er betrachtet den Menschen überall als die vornehmste Staffage der Landschaft, als den Gipfelpunkt, als die Blüthe der Kräfte, die an jedem Ort, hier in üppiger Fülle, dort in strengem Maß, Luft, Wasser und Erde mit unendlich mannichfaltigen Formen lebender Wesen bevölkerte. Ihm ist jedes Volk, jeder Stamm ein Relatives, in welchem sich unter der Gunst oder dem Zwang der individuellen Naturumgebung der allgemeine Gattungscharakter der Menschheit so und nicht anders entwickelte und entwickeln konnte. Er faßt im Völkergemälde die verwirrende Mannichfaltigkeit der Körper- und Geistesbildung, der Sprachen, Sitten, Gebräuche, Fertigkeiten, der Hoffnungen, Schrecken und Ueberzeugungen als eben so viele Metamorphosen desselben Geistes, der sich auf niedrigerer Stufe tausendgestaltig im Schema der Pflanze, des Thiers incarnirte. Seine Forschungen im Kreise der Menschheit gewähren ihm denselben Genuß, wie die Betrachtung der unendlich reichen Natur überhaupt. Er kann mit Antheil dem vielstimmigen Chor der Völker lauschen; ihr Jubel reißt ihn fort in die Fülle des Lebens, und bei ihren Klageliedern ergreift ihn nur der große allgemeine Schmerz aller Kreatur.

Nicht so der Weiße, der alles Geistes- und Körpergepräge der vielartigen Menschheit auf eine ursprüngliche Harmonie der Gestalt und der Seele bezieht, die er selbst meist sehr problematisch repräsentirt. Er sieht überall nur Abfall, Verderben, körperliche Ungestalt, geistige Verzerrung, eine Hölle auf Erden. Das melancholische Lied des Negers, die schnalzenden Töne des Hottentotten klingen ihm wie Laute der Verdammten, und er blickt schaudernd in einen offenen Abgrund, der für das Auge des naiven Beobachters mit den Blüthen des Lebens überwachsen ist. Das Loos der Menschheit ist ihm ein Drama ohne poetische Gerechtigkeit; er möchte

dem Urheber alles Daſeyns grollen über ſolche Weltordnung, und wenn er erklären ſoll, wie Alles ſo gekommen, ſo kann er es am Ende auf keine Weiſe.

Wir kommen endlich zur ultima ratio des Syſtems, das den weißen Menſchen oder auch irgend einen Urſtamm, dem die jetzigen Racen nur mehr oder weniger ähnlich ſind, aus irgend einem Paradieſe über die jetzige Erde führt. — Es lag offenkundig zu Tag: wie alle terreſtriſchen und ſideriſchen Einflüſſe jetzt wirken, iſt die Racenbildung rein unerklärlich. Man poſtulirte daher folgenden Satz: — Beim Auftreten des Menſchen auf Erden müſſen die Kräfte des Planeten noch viel energiſcher geweſen ſeyn. Damals habe das Klima wirken können, was es jetzt nicht mehr vermag, da alle Verhältniſſe mit der Zeit einen bleibenderen, ruhigeren Charakter angenommen. Auch ſeyen die jugendlichen Geſchlechter empfänglicher, dem Einfluß der Außendinge mehr unterworfen geweſen. Nur der noch feuchte Thon der zarten Menſchheit habe dem Druck nachgegeben, den der Complex aller Naturkräfte geübt; im Maaß, als dieſe Kräfte ſich ins Gleichgewicht geſetzt, ſey auch der Thon erhärtet, ſo daß jetzt die ſtarren Modelle des Negers, des Mongolen ꝛc. nicht mehr in die Urform zurückzubilden ſeyen, welche, gleich Minerva aus Jupiters Haupt, gewaffnet mit allen herrlichen Kräften des Geiſtes und des Körpers, dem aſiatiſchen Erdrücken entſprungen.

Stützen ſich dieſe Sätze auf Naturbeobachtung, oder doch auf Schlüſſe, welche die geologiſche Forſchung an die Hand gibt? Man denkt an eines der Hauptreſultate dieſer Forſchung, nämlich, daß das Klima auf Erden einſt ein ganz anderes, daß namentlich die Temperatur weit gleichförmiger und höher geweſen ſeyn muß als jetzt. Von dieſem Moment kann aber hier offenbar nicht die Rede ſeyn; denn der Menſch ſoll ja, nach der gemeinen Annahme, erſt nach einer ſpätern, letzten allgemeinen Revolution, welche die ganze lebende Schöpfung vernichtet, den Schauplatz der Welt betreten haben. Aus der wilden Gährung der Natur ſoll die Erde am letzten Welttag in dem Zuſtand hervorgegangen ſeyn, in welchem ſie ſich erſt zu einer Wohnſtätte für ihr höchſtes Geſchöpf eignete. Man kann ſich immerhin denken, daß die ſo erneuerte Erde am Anfang dieſer Aera ganz anders auf ihre friſch geſchaffenen Organismen gewirkt hätte, als jetzt. Aber eine ſolche friſche Schöpfung

ist nicht nur nicht erwiesen, sondern höchst unwahrscheinlich, und wäre sie erwiesen, so bliebe jene qualitative Verschiedenheit des damaligen Klimas vom jetzigen eine unerweisliche Hypothese. Jedenfalls aber — und dies ist unsere delenda Carthago — hätten jene jugendlich frischen Kräfte des Planeten etwas gewirkt, was uns mit dem verständigen Gang der Natur ewig unvereinbar scheint: sie hätten die große Masse der Menschheit degradirt. Man läßt doch sonst die Natur bei ihren Schöpfungen überall vom Niedrigen zum Höhern, vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren aufsteigen, und der Mensch als solcher ist ja nach eben diesem Begriffe ihr letztes Meisterstück. Warum soll nun innerhalb des Menschengeschlechts unter den Formen, in die es sichtbar von der Natur selbst zerfällt ist, gerade die entwickeltste Form die ursprüngliche und die unvollkommeneren Formen Degenerationen der erstern seyn? Gibt es hiefür eine Analogie in der Natur? Gleicht nicht diese ganze Geschichte von der Verbreitung und Verartung der Menschheit einem Mährchen, das sich dann erst logisch abspinnt, wenn man die irrationellen Voraussetzungen zugibt, auf die es gebaut ist?

Man sieht, jene Vorstellung von der umbildenden Kraft der jugendlichen Erde, und damit das ganze alte anthropologische System ruht auf einer bestimmten Ansicht von der Bildung der Erdoberfläche und ihren Umwälzungen. Sie gehört dem ganzen Ideenkreise einer frühern Geologie an, und muß mit dieser von selbst fallen. Wir sind hiemit auf dem Punkt angelangt, wo wir das Problem aus dem Gesichtspunkt der neuern Ansichten über die Erdbildung betrachten können.

Wir müssen voraussetzen, daß der Leser im Allgemeinen damit bekannt ist, wie man sich das Verhältniß des Landes zum Wasser, als eine Bildung in der Zeit, das Verhältniß der sogenannten Urgebirge zu den Flötzen früher erklärte, und wie man es sich jetzt erklärt; wie die neptunistische Ansicht, als die Wissenschaft die Widersprüche und Unmöglichkeiten derselben gehörig gefaßt hatte, in die sogenannte Erhebungstheorie umschlug.

Der Gedanke, daß manche Theile der Erdrinde durch unterirdische Kräfte hier aufgehoben, dort eingesunken seyn könnten, wiederholte sich von jeher in den Erdtheorien; er wurde aber entweder rein

divinatoriſch ausgeſprochen, oder hatte nicht viel mehr als die Erſcheinungen moderner Vulkaneität zum Haltpunkt. Die Idee wurde erſt dann zum Ei des Kolumbus, als ein deutſcher Mann, Leopold v. Buch, nach vieljähriger Beobachtung der verſchiedenſten Gebirgsprofile und ihrer aufgerichteten Schichten eine neue Welt der Naturanſchauung eröffnete. Die Wiſſenſchaft war endlich ſo weit gereift, daß er die Naturwahrheit ausſprechen konnte: Alle Gebirge der Erde ſind dadurch entſtanden, daß das Urgebirge, der Granit, in halbflüſſigem, geſchmolzenem Zuſtand in gewiſſen Richtungen ſich auftrieb, den Meeresboden durchbrach, die horizontalen Flötzſchichten, aus denen er beſtand, mit ſich emporhob und, je nach dem Umfang und der Höhe der granitiſchen Auftreibung, in verſchiedenen Winkeln aufrichtete. Es iſt hiebei zur Erklärung des Phänomens im Ganzen gleichgültig, ob man ſich die Urgebirgsmaſſe durch irgend eine, urſprünglich von unten nach oben wirkende Kraft emporgehoben denkt, oder ob man die Grundurſache in der allmählichen Erkaltung der Erde und der fortwährenden Zuſammenziehung des noch in feurigflüſſigem Zuſtand befindlichen Erdkerns ſucht und folgendermaßen räſonnirt: Die auf dem Boden des Meers durch Aufhäufung des Materials im Waſſer entſtandene ſtarre Erdkruſte kann der Zuſammenziehung des Erdkerns nicht folgen; es bildet ſich ein leerer Raum zwiſchen beiden; das Gewölbe der Erdrinde wird nicht mehr getragen, es muß von Zeit zu Zeit einſtürzen, auf den halbflüſſigen Erdkern drücken und ſeine geſchmolzene Maſſe rückwärts von der Linie der Einſtürzung emportreiben.

Durch ſolche, in verſchiedenen Zeiträumen ſich wiederholende Hebungen und Senkungen der Erdrinde hat ſich nun nach und nach das jetzige Profil des Landes über dem Waſſer gebildet. Man ſieht dabei leicht ein, daß im ſelben Verhältniß, in welchem das Land emporſtieg, der Meeresboden einſinken und vertieft werden mußte. Während eine frühere Geologie ſich genöthigt ſah, in einer Urzeit die höchſten Gebirge vom Meer bedeckt ſeyn zu laſſen, kann nach der neuern Theorie die Waſſermaſſe auf Erden ſich von jeher ziemlich gleich geblieben ſeyn.

Daß Gebirgszüge und Ebenen in verſchiedenen Perioden durch lokale Emportreibungen gewaltſam und verhältnißmäßig raſch gehoben worden ſind, iſt jetzt ein durch hundertfältige unmittelbare Beobachtung beſtätigter, nur von wenigen Stimmfähigen beſtrittener

Satz. Daneben aber müssen noch bedeutendere Landstrecken, wo nichts von gewaltsamer Zertrümmerung der Schichten zu bemerken ist, ganz allmählig, durch eine Art von Aufschwellung der Erdrinde gehoben worden seyn, was man nur unterirdischen, stetig und in weiter Ausdehnung wirkenden Kräften zuschreiben kann.

Nach dieser Betrachtungsweise sind sämmtliche geschichtete Gebilde der Erdrinde, von den sogenannten Uebergangsgebirgen an bis auf die neuesten (sofern sie nicht Bildungen des süßen Wassers sind), ehe sie zu verschiedenen Zeiten über das Wasser gehoben wurden, Meeresboden gewesen; und auf diesem haben sie sich durch Processe gebildet, ganz analog denjenigen, durch welche noch jetzt rund um die Festländer und auf dem Boden der hohen See Sand-, Thon- und Kalklager sich bilden, und bei ihrer Bildung die Reste der auf dem Boden des Meers lebenden Thiere einschließen. Alle Flötze sind demnach im Ablauf der geologischen Zeiten aus dem Detritus entstanden, welchen jedesmal Meer und Flüsse von der bereits gebildeten Erdoberfläche losgerissen, und der sich allmählig absetzte, hier in feinern, dort in gröbern Partikeln, je nach der Entfernung vom Land und nach andern Umständen, gerade wie es heut zu Tag noch geschieht.

Diese fortgesetzte Veränderung des Niveaus des Landes, diese Bildung von Festland und Inseln durch gewaltsame oder mählige Hebung von unten, verfolgt die Beobachtung bis in die jetzige Weltära herein. Als Beispiele dienen einerseits die Inseln, welche seit den historischen Zeiten und noch in den letzten Jahren im Mittelmeer plötzlich erschienen sind, anderseits das später noch zu erwähnende Faktum, daß sich ein großer Theil von Skandinavien sachte emporhebt, so daß immer mehr Scheeren mit dem Festland verschmelzen und sich der Umriß desselben fortwährend vergrößert.

Es ist vorzüglich der Franzose Beaumont, der dieses System weiter ausgebildet hat. Von ihm rührt bekanntlich die sinnreiche Hypothese her, daß die zur selben Zeit erfolgten großen Hebungen immer in gleicher Richtung erfolgt seyen, d. h., daß die Längenachsen zugleich entstandener, noch so weit aus einander gelegener Gebirgszüge immer demselben größten Kreis der Erde parallel laufen. Er unterscheidet auf diese Weise zwölf gesonderte Systeme. Im Großen spricht bis jetzt Manches für diese Annahme, im Detail aber noch mehr dagegen, und schon der Umstand, daß es sehr schwer

ist, bis jetzt oft unmöglich, das relative Alter weit auseinanderliegender Verrückungen zu bestimmen, überweist den Spruch in dieser Sache einer gereifteren Forschung. Soviel ist aber gewiß, daß die Gebirgserhebungen nach Höhe und Mächtigkeit keineswegs etwa von den ältesten Zeiten herauf eine abnehmende Reihe bilden; im Gegentheil sind gerade die gewaltigsten Gebirgsstöcke Europa's, namentlich die Alpen, verhältnißmäßig weit jünger als manche unbedeutendere.

Nach diesem System haben von jeher bei Bildung der Erdoberfläche im Ganzen dieselben Kräfte gewaltet, welche wir noch jetzt überall thätig sehen. Allerdings weist das ganze Ansehen der ältesten Gebirgsarten, in welchen organische Wesen auftreten, und die Beschaffenheit dieser Organismen selbst auf eine ganz andere Natur hin als die uns umgebende. Diese Fremdartigkeit schwindet aber immer mehr, je mehr sich die Thierwelt in den Flötzen entwickelt und ihren jetzigen Verhältnissen näher rückt. Die Verschiedenheit im Anblick der Gebirgsarten und ihrer Fossilien, die sich zwischen zwei in der Zeit weit auseinander liegenden Punkten ergibt, ist offenbar von zwei Hauptumständen bedingt: einmal davon, daß das Verhältniß des Landes zum Meer immer größer wurde, und dann davon, daß die Temperatur der Erdoberfläche im Allgemeinen stetig, und zuweilen, wie es scheint, sogar rasch abnahm.

Die frühere Naturbetrachtung mußte auf ihrem Standpunkt successive allgemeine Umwälzungen der Erdoberfläche annehmen; nach der jetzigen wirkten alle bildenden Kräfte in stetiger Entwickelung fort, wie in der heutigen Weltära, und sie erkennt nur die Störungen an, welche in Folge des Aufsteigens der Gebirge in weitern oder engern Kreisen sich bemerklich machen mußten. — Sonst ließ man zu wiederholten Malen das ganze Thier- und Pflanzenreich im allgemeinen Krampfe der Natur zu Grunde gehen und die schöpferische Kraft aus dem völlig umgewühlten Boden der Erde frische Keime der Lebendigen treiben. In der jetzigen Betrachtungsweise ist die ganze Thierwelt eine große, ununterbrochene Evolution ohne allen Hiatus.

Diese Evolution läßt sich in ihren allgemeinsten Zügen so auffassen. Die in den Flötzen eingeschlossenen organischen Gebilde sind den jetzt lebenden analogen Geschlechtern desto unähnlicher, je ferneren Zeiten sie angehören, ganz wie in der jetzigen Natur die

Verschiedenheit der organischen Produkte zweier Landstriche häufig ihrer gegenseitigen Entfernung proportional ist. Und wie wir heute noch sehen, daß die organische Welt zweier entlegenen Gegenden zum Theil dieselbe, zum Theil eine verschiedene ist, so finden wir, wenn wir die fossilen Thiere mit den lebenden vergleichen, neben der Verschiedenheit doch auch manche Uebereinstimmung. So liegen in sehr alten Flötzen ausgestorbene Geschlechter neben noch existirenden. In der Kreide treten Ammoniten, Hamiten, Belemniten und andere jetzt nirgends mehr vorhandene Schaalthiere mit Nautiliten und Pectiniten auf, deren Verwandte noch in den jetzigen Meeren leben. Krokodille, die dem heutigen Gangeskrokodil (Gavial) nahe standen, lebten in denselben Gewässern mit dem Ichthyosaurus, Plesiosaurus und den andern untergegangenen Ungeheuern aus der Reptilienklasse.

Die organischen Reste in den verschiedenen Flötzen erscheinen als Schöpfungen, welche den jedesmaligen Verhältnissen von Land und Meer entsprachen, und da diese Verhältnisse in großen, allgemeinen Zügen mit den jetzigen übereinkamen, so zeigt sich auch eine entsprechende Uebereinstimmung zwischen den fossilen Schöpfungen und der jetzigen. Wie dagegen der jetzige physische Zustand von den frühern Zuständen doch auch in Manchem abweicht, so zeigen sich auch die Geschöpfe im Detail anders organisirt. Verschiedene Thiergeschlechter verhalten sich aber dabei sehr verschieden: manche waren befähigter, sich veränderten Umständen zu fügen, und solche führte die Natur oft durch alle Perioden herauf, während sie andere organische Formen zurücknahm, d. h. aussterben ließ. Dieses Gesetz gilt für alle Thierklassen und scheint auch noch in der jetzigen Natur zu gelten.

Die Ansicht, als ob die Natur, seit sie überhaupt Leben auf Erden hervorrief, von den einfachsten, niedrigsten Organismen gleichmäßig zu immer höhern aufgestiegen wäre, ist höchstens richtig, wenn man ganze Thierklassen einander gegenüber stellt, bestätigt sich aber keineswegs, wenn man Thiere derselben Klasse aus verschiedenen Perioden vergleicht. So sind viele Seethiere aus den ältesten Meeren, Ammoniten, Belemniten, Trilobiten u. s. w. so fein, und zum Theil noch merkwürdiger organisirt als die heutigen Schaal- und Krustenthiere. Das aber erscheint als nothwendige

Folge des Gangs der Erdbildung, und alle bisherige Erfahrung bestätigt es, daß die höhern Thiere erst im Verhältniß, als das Land sich aus dem Wasser hob, ins Daseyn gerufen wurden. Nachdem sich zu den zahllosen Geschlechtern von Zoophyten und Muschelthieren bald Fische gesellt, erscheinen weiter herauf in den Flötzen Reptilien, Krokodille, Schildkröten, Eidechsen, deren Skelette uns zum Theil durch gigantische Verhältnisse und phantastische Formen erschrecken. Noch weiter der Oberfläche zu, in Lagern, welche ohne deutlichen Abschnitt in die Bildungen des heutigen Tages verlaufen, tritt mit Einemmale eine ganze fossile Welt von Säugethieren auf. Und wie die Natur sichtbar jede Thierfamilie hervorrief, wenn es nach der Constitution der Erde möglich, wenn es an der Zeit war, so wird sie auch, als sich die Elemente zu ihrem edelsten Werk gefügt hatten, und an dem Ort, wo sie sich dazu gefügt hatten, den Menschen auf den Schauplatz der Erde geführt haben.

Wir sehen somit, nach den frühern geologischen Begriffen hatte man dem Menschengeschlecht eine feste, und zwar nahe Grenze gesteckt, über die es nicht hinaufreichen könne, nämlich die letzte große Erdumwälzung, aus der die Erdoberfläche ungefähr in ihrem jetzigen Zustand und mit den jetzigen klimatischen Verhältnissen hervorgegangen seyn sollte. Wie wir früher gesehen, war die Folge davon, daß man dem Menschen die Aufgabe stellte, den so für ihn zubereiteten Erdboden mit seinem Samen zu füllen, eine Aufgabe, deren faktische Lösung für unsern Verstand ein ewiges Räthsel ist. Die neuere Naturbetrachtung weiß nichts, weder von dieser letzten allgemeinen Revolution, noch von irgend einer früheren; alle Umwälzung war nach ihr nur partielle Zerrüttung, wenn auch zuweilen weit genug verbreitet. Sie weiß unmittelbar gar nichts darüber, wie weit der Ursprung des Menschengeschlechts in der Erdbildung rückwärts reicht; sie kann bis jetzt nur sehr wahrscheinlich machen, daß es ungleich tiefer wurzelt, als man sich gemeiniglich vorstellte. Wir werden aber wenigstens anzudeuten versuchen, wie dadurch das Problem der natürlichen Verschiedenheit des Menschengeschlechts dem Verständniß keineswegs noch weiter entrückt, sondern vielmehr näher gebracht wird.

Wir müssen zu diesem Behuf etwas weiter ausholen. Der unkundige Leser und der Dilettant erhalten dadurch ein allgemeines

Bild davon, wie sich jetzt die Mehrzahl der Naturforscher die Ausbildung des Landes in einer der jetzigen Periode unmittelbar vorangehenden Zeit vorstellt. Der specielle Zweck dieser Skizze wird in den Augen der Männer vom Fach die Unvollständigkeit derselben entschuldigen.

In der langen Reihe der Flötze bildet die Ablagerung der Kreide die Grenzscheide zwischen den ältern, sogenannten secundären, und zwischen den tertiären, der Jetztzeit näher liegenden Flötzbildungen. Ein Hauptmoment, das diese beiden Reihen scheidet, ist die in ihnen begrabene Thier- und Pflanzenwelt. Bis zur Kreide herauf, diese eingerechnet, scheint das über das Meer erhobene Land in insularischen Massen vertheilt gewesen zu seyn, und von höhern, namentlich von Landthieren, fast nur eierlegende Vierfüßer mit kaltem Blut, Eidechsen, Krokodille, Schildkröten ꝛc. genährt zu haben. Indessen hat man in der Formation des Jurakalks, unter der Kreide, dem heutigen Känguruh ähnliche Thiere, also Säugethiere entdeckt, und so dürfte man leicht in Zukunft die scharfe Demarkationslinie, die man gegenwärtig mit der Kreide zieht, aufzugeben haben. Nach dem jetzigen Stand unserer Kenntnisse aber treten erst in den überall auf der Kreide gelagerten Sand-, Thon- und Kalklagern der tertiären Periode, aber auch sogleich in den ältesten derselben, fossile Knochen von Säugethieren in Menge auf.

Die tertiären Lager, ein verworrenes Gemische von Bildungen des Meeres und des süßen Wassers, haben durch ihre Ablagerung und successive Erhebung allmählig die jetzigen Umrisse der Länder bestimmt, und wir geben weiterhin eine allgemeine Uebersicht der Hebungen, welche von der Kreide an bis in die Jetztzeit erfolgt sind. Mit diesen Schichten beginnt der eigenthümliche, übereinstimmende Charakter der unorganischen, wie der organischen Bildungen, der diese Periode im selben Maße von einer frühern scheidet, in dem er sie der gegenwärtigen nahe rückt. Selbst in den ältesten dieser Lager sind sämmtliche organische Reste den letzt lebenden See- und Landthieren wenigstens ähnlich oder analog, in den neuern sind sie häufig mit ihnen identisch. Nicht selten liegen am selben Fundort Thiere beisammen, welche sich von den heutigen generisch, solche, welche sich von ihnen spezifisch, und noch andere, welche sich gar

nicht von ihnen unterſcheiden, und dies gilt von Land- wie von Seethieren. — Alle dieſe Sand-, Thon- und Kalklager erſcheinen ferner ganz analog den Ablagerungen, welche ſich jetzt noch fortwährend auf dem Meeresgrund, in Flußmündungen und Seen bilden. Die ſogenannte tertiäre Aera verläuft ohne durchgreifende Abſchnitte in die hiſtoriſche herauf. Nichts hindert, von der Kreide an einen großen Welttag zu datiren, der noch nicht abgelaufen iſt, und alle Bildung des Landes, alle Entwickelung des Lebens in dieſer Periode als einen Akt im ungeheuern Drama der Erde zu begreifen.

Iſt dem ſo, ſo fragt es ſich: wo in dieſer großen Periode iſt der Berührungspunkt zwiſchen der geologiſchen und der hiſtoriſchen Zeit? mit andern Worten, in welchen Zeitpunkt derſelben, in welche Scene dieſes Akts iſt das Auftreten des Menſchen zu ſetzen? Auf dieſe Frage hat die Geologie, wenn ſie ehrlich ſeyn will, bis jetzt keine beſtimmte Antwort zu geben. Es liegt ihr in dieſer Beziehung lediglich keine Thatſache von poſitivem Charakter vor. — Die ältern, ſecundären Flötze muß die Wiſſenſchaft allerdings vorweg als präadamitiſch betrachten, und zwar, weil entſchieden noch nie eine Spur des Menſchen oder der Werke ſeiner Hand in ihnen entdeckt worden, weil die Thiere und Pflanzen derſelben einen von der heutigen Welt ſehr abweichenden, fremdartigen Charakter tragen, und faſt keine Spur von Säugethieren in ihnen auftritt; endlich weil der ganze phyſiſche Zuſtand der Erde Allem nach damals ein vom jetzigen ſehr verſchiedener war. — Von den Bildungen *über* der Kreide gilt nun alles dieſes nicht. Allerdings iſt bis jetzt in keinem tertiären Meeresgebilde eine *entſchiedene* Spur des Menſchen entdeckt worden; aber ſelbſt in den älteſten derſelben finden wir Reſte von Pflanzen und Säugethieren, welche mit den heutigen identiſch oder ihnen doch ſehr ähnlich ſind. Die phyſiſche Conſtitution der Erde muß gleich beim Beginn dieſes Zeitraums der jetzigen, mit Ausnahme der allgemeinen Temperatur, ſehr ähnlich geweſen ſeyn, und dieſe Aehnlichkeit wird, der Oberfläche und der jetzigen Welt zu, immer größer. Allem nach fällt ſomit die Schöpfung des Menſchen in irgend einen Zeitpunkt der tertiären Periode; in welchen, dies iſt eine Hauptaufgabe der künftigen Geologie, und eine der ſchwierigſten.

In ältern Schriften finden ſich eine Menge Fälle verzeichnet, wo wirkliche oder angebliche Menſchenknochen, wo Werke der

Menschenhand, Scherben, Werkzeuge, Schiffstrümmer, bearbeitetes Holz ꝛc. tief in der Erde gefunden worden. Meist erklärte es sich, wie diese Gegenstände zufällig ein hohes Alter simulirt hatten. Immerhin blieben dabei noch viele sehr merkwürdige Fälle stehen; aber auch diese haben für uns keinen Werth, weil meistens die Verhältnisse der Lagerstätte nicht genau angegeben sind, und man überdem vom Wesen der oberflächlichen Erdgebilde früher noch undeutlichere Begriffe hatte als jetzt. Kommt in neuerer Zeit ein auffallender Fund der Art zur Sprache, so sind die Naturforscher nicht nur äußerst vorsichtig, was nur zu loben wäre, es ist auch seit Cuvier Mode geworden, solche Vorkommnisse mit dem Aufgebot aller wissenschaftlichen Skepsis und Dialektik wegzudemonstriren. Die Enkel der Männer, welche ängstlich nach den Spuren des verfluchten, in der Sündfluth vernichteten Geschlechts gruben, fürchten nichts mehr als ein Dementi in Beziehung auf fossile Menschenknochen. Aber just, daß man so streiten und wegstreiten kann, beweist am besten, daß man auf einem Felde kämpft, das noch sehr wenig gelichtet ist. Es fehlt noch ganz an einem bestimmten Kriterium, um die so mannichfaltigen Sand-, Lehm- und Tufflager und Anhäufungen gröberer und feinerer Geschiebe, welche sämmtlich Landthierknochen führen, in Hinsicht auf relatives Alter auseinander zu halten. Man weiß im einzelnen Falle oft gar nicht, in wie weit der Umstand, ob die Knochen mehr oder minder gut erhalten sind, von ihrem Alter oder von der Natur der sie einschließenden Schichten abhängt.

Man weiß, daß früher die Knochen gigantischer Landthiere, welche von Zeit zu Zeit im Boden von Europa zum Vorschein kamen, geradezu als Riesenknochen in Anspruch genommen wurden. Die drei letzten Jahrhunderte lassen sich in dieser Beziehung durch drei Fälle charakteristisch bezeichnen. Im sechzehnten (1577) beschrieb Felix Plater, Professor zu Basel, die Knochen eines bei Luzern ausgegrabenen Mammouth als die Gebeine eines Riesen, den er neunzehn Fuß hoch schätzte. Den Luzernern gefiel dies so wohl, daß sie ein Conterfei des Riesen fertigen ließen und fortan zwei Riesen zu Schildhaltern des Stadtwappens machten. Im siebzehnten Jahrhundert wurden in Frankreich, selbst in Paris, Thierknochen, wahrscheinlich eines Nashorns, als die irdischen Ueberreste König Teutobochs vorgezeigt. Die schon geläuterteren Begriffe des

achtzehnten Jahrhunderts werden durch Scheuchzers homo diluvii testis repräsentirt. Dieser deutsche Physikus glaubte auf einem Oeninger Kalkschiefer die deutlichen Umrisse eines menschlichen Kopfs und Rückgrats zu entdecken, und die Aehnlichkeit war, wenigstens oberflächlich, täuschend genug. Cuvier hat durch Aufschließung des Steins dargethan, daß es ein großer fossiler Salamander ist: der Kieferrand des plattgedrückten Reptils simulirte den menschlichen Schädelumriß.

Heutzutage, auf dem jetzigen Standpunkt der vergleichenden Anatomie, kann nun von Verwechslung von Menschenknochen mit Thierknochen keine Rede seyn, sondern nur davon, daß man, der oben erwähnten Umstände wegen, den wahren aufgefundenen Menschenknochen im einzelnen Fall vielleicht keinen chronologischen Werth zu geben weiß. Sobald eine unkundige Hand einen solchen Ueberrest der Lagerstätte entnommen hat, und letztere nachher nicht mehr ganz genau anzugeben weiß, hat das Monument alle Beweiskraft verloren, weil häufig seine Beschaffenheit an sich nichts aussagt.

Es ist allgemein bekannt, daß die oberflächlichen Sand- und Lehmlager, welche in Europa, im nördlichen Asien und Amerika unter merkwürdig gleichen Verhältnissen die Niederungen bedecken und bis zu einer gewissen Höhe die Spalten und Höhlen des Kalkgebirgs ausfüllen, die Hauptlagerstätten alter Säugethierreste sind. In diesem sogenannten Diluvium finden sich fast überall Knochen von Hyänen, Bären, großen Katzen und Hunden, von Elephanten und ihnen nahe stehenden Thieren, von Nashörnern, Flußpferden, Hirschen, Ochsen, Pferden ꝛc. In diesem Dilurium ist man nun häufig auch auf wahre Menschenknochen gestoßen. — Meistens ließ sich allerdings überzeugend darthun, daß sie aus späterer Zeit herrühren mußten als jene Thierknochen. Bald erwies es sich, daß die menschlichen Gebeine am Fundort erst später eingescharrt worden, bald deutete ihre Beschaffenheit unzweifelhaft auf neuern Ursprung. Immerhin bleiben aber einige merkwürdige Fälle stehen, bei welchen die Wissenschaft keinen ganz entscheidenden Spruch fällen kann.

Hieher gehört einmal der schon mehrere Jahrzehnte alte Fund bei Köstriz im reußischen Land. Die Diluvialmasse füllt dort Spalten, welche das Gypsgebirge röhrenförmig durchsetzen, und in jener Masse liegen zahlreiche Menschenknochen unter den Knochen vorweltlicher und jetziger Thiere, gerade so umgewandelt, eben so tief,

ja noch tiefer als die unzweifelhaft fossilen Thierknochen. Der Finder, v. Schlotheim, hat später dieses auffallende Vorkommen künstlich so erklärt: in Folge von Durchbrüchen höher im Lande gelegener Seen seyen jene alten Thierknochen aus Kalkhöhlen in die tiefern Gypsspalten und Lehmlager herabgespült und dort mit Menschenknochen und Knochen jetziger Thiere vermengt worden. Trotz dem bleibt der Fall sehr zweifelhaft. Vielleicht noch größere Bedeutung kommt aber den Entdeckungen zu, welche die Franzosen Tournel, Teissier u. A. in den Höhlen von Bize, Pondres, Sauvinargues u. s. w. in der Gegend von Narbonne gemacht haben. Dort liegen menschliche Gebeine mit sehr rohem Töpfergeschirr, mit Knochen von Hyänen, Nashörnern, Auerochsen u. dgl. im selben Boden beisammen. In diesem Fall ist nie der vollständige Beweis geführt worden, daß alle aufgefundenen Menschenknochen neuerer Herkunft sind, und nur die Mehrheit der Stimmen entscheidet sich dahin: auch dieser Fall vermöge den seit Cuvier von den meisten Geologen festgehaltenen Satz nicht zu erschüttern, daß zur Zeit, wo Heerden von Elephanten und Nashörnern die dichten Wälder Deutschlands, Frankreichs, Englands, Sibiriens durchzogen, wenigstens diese Landstriche von Menschen nicht bewohnt waren.

Mehr hat auch Cuvier nicht behauptet, und konnte vernünftigerweise nicht mehr behaupten. Denn gibt man auch zu, daß bis jetzt wirklich noch nie Spuren des Menschen in wahren tertiären Gebilden gefunden worden sind, so entscheidet dieser rein negative Beweis über das wichtige Problem schon deßhalb nichts, weil er im äußersten Fall nur vom allerkleinsten Theil der Erdoberfläche gilt. Nur ein Theil des Bodens von Europa und des nördlichen Asiens, und einige Flußgebiete Nordamerikas sind in dieser Beziehung durchforscht, und dazu noch meistens auf nur wenigen Punkten; die großen Massen der Continente liegen noch ganz unberührt vor. Nichts hindert die Annahme, daß das Menschengeschlecht schon eine bedeutende Ausbreitung gehabt habe, zu einer Zeit, wo das westlichste Vorgebirge der alten Welt, auf welchem jetzt vorzüglich das Drama der Geschichte spielt, eine vom Menschen noch unbetretene Wildniß war. Man bedenke ferner, daß diese Forschungen kaum seit vierzig Jahren, in der eben erwähnten beschränkten Sphäre, mit Eifer und Sachkenntniß verfolgt werden. Zu dem kommt noch, daß, nach Analogie der heutigen Vorgänge, von jeher

Menschenknochen nur sehr selten und zufällig in Meeresbildungen, und auch in Landseen und Flußanschwemmungen eben nicht häufig gelangt seyn können. Und so erscheint es als ein indirekter Schluß von höchster Wahrscheinlichkeit, daß auch der Mensch bereits vorhanden war, als alle charakteristischen Thiere der jetzigen Welt, sammt manchen jetzt ausgestorbenen oder von den jetzigen mehr oder weniger abweichenden, die Erde füllten; jedenfalls aber, als die tertiären Süßwasserbildungen sich aufhäuften, in welchen Pferd, Hirsch, Ochs, Hund, Hase, Biber, Fuchs ꝛc. ihre Knochen zurückgelassen haben.

Man legte bisher ein besonderes Gewicht auf den Umstand, daß in dem Boden der Länder, in welchen jetzt keine Affen leben, niemals Spuren dieser Thierfamilie gefunden werden, und daß es überhaupt so wenig fossile Affenknochen als fossile Menschenknochen gebe. Man sah hierin gewissermaßen einen indirekten Beweis für den neuern Ursprung des Menschengeschlechts. Der Affe erscheint als der dem Menschen in der Körperlichkeit zunächststehende thierische Typus, als die rohe, noch halb im Thone der Thierheit steckende Skizze des Menschen. Nach der Vorstellung, daß die Natur bei Bildung der Organismen streng vom Unvollkommenern zum Vollkommenern fortgeschritten, mußte der Affe dem Menschen in der Bildung vorangegangen seyn, und so war es fast, als dürfte man an fossile Menschenknochen gar nicht denken, so lange es nicht einmal fossile Affen gab. Sey es nun mit dieser Präcedenz, wie es wolle, auch dem Affen ist jetzt sein hohes Alter durch eine klare Urkunde vindicirt. Eine Commission der Pariser Akademie der Wissenschaften hat im verflossenen Sommer anerkannt, daß sich unter den fossilen Knochen vom Nashorn, Dinotherium, Mastodon u. s. w. die bei Auch in Gascogne gefunden worden, die wohlerhaltene untere Kinnlade eines ächten, ungeschwänzten Affen befindet, der den jetzigen langarmigen Gibbons am nächsten kam. Die charakteristische Bildung und Anordnung der Zähne kommt dem menschlichen Typus sehr nahe. Die Gibbons leben gegenwärtig nur auf den großen Inseln des indischen Archipels.

In den tertiären Flötzlagern von Europa und Nordamerika — viel weiter reichen, wie schon bemerkt, unsere Beobachtungen nicht — sind alle Familien und fast alle Genera unserer heutigen Säugethierwelt repräsentirt. Auf einige nähere Verhältnisse derselben

müssen wir später zurückkommen; hier ist es uns nur um folgende allgemeine Bemerkung zu thun.

Wie die Reihe der bis jetzt entdeckten Säugethiere vor uns liegt, zeigen in ihr die Formen, nach welchen die nomenclatorische Zoologie die gegenwärtigen analogen Geschöpfe in Geschlechter (genera) und Gattungen oder Arten sondert, keineswegs ein gleichartiges Verhältniß zu den thierischen Typen der gegenwärtigen Zeit; im Gegentheil, manchen Thieren, welche von den jetzigen nur sehr schwer zu unterscheiden sind, muß man ein bedeutend hohes Alter zuschreiben, weil sie neben Thieren vorkommen, deren Genus sogar ausgestorben ist. Die Art, wie die neuere Geologie die Erdbildung auffaßt, schließt die Idee einer allgemeinen Palingenesie der organischen Welt vorweg aus; aber auch das ganze Verhalten der fossilen Thiere in Vergleich mit den lebenden läßt durchaus nicht den Gedanken aufkommen, als ob ein oder mehreremal die Thierschöpfung über die ganze Erde vernichtet und eine neue, von der alten etwas abweichende hervorgerufen worden wäre, als ob demnach z. B. der sibirische Elephant und der jetzige, die Höhlenbären und die jetzigen durch kein fortlaufendes Band der Zeugung verknüpft, sondern durch die Kluft einer allgemeinen Erneuerung getrennt wären. Wir sehen das älteste Reich der Säugethiere im Allgemeinen gerade wie jetzt constituirt; wir sehen, um nur Eines anzuführen, die Gewalten gerade so abgewogen: die Existenz der Pflanzenfresser an die Vegetation, die der Fleischfresser an die Pflanzenfresser gebunden; diese in der wuchernden Verbreitung durch jene, und die Würger durch Befehdung unter einander selbst beschränkt. Und so ist an sich gar kein Grund vorhanden, warum dieses Simulacrum eines Staats nicht vom Anbeginn im Menschen das Oberhaupt gehabt haben sollte, das jetzt so viele Thiergeschlechter zu Leibeigenen gemacht hat.

Wie dem sey, so ist es von großem Interesse, zu wissen, in welchem Maße sich der Umriß der Länder verändert hat, seit der Mensch auf Erden gewesen seyn kann und wahrscheinlich gewesen ist. Wir geben im Folgenden eine Uebersicht der Hebungen, welche, so viel jetzt ausgemittelt ist, seit Beginn der tertiären Epoche, in Europa vorzüglich, erfolgt sind. Wir halten uns dabei besonders an die treffliche Skizze vom gegenwärtigen Zustand der Geologie, welche Phillips in der neuesten Auflage der brittischen Encyklopädie gegeben hat.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß nach der jetzt herrschenden Betrachtungsweise alle Flötze von den ältesten bis auf die neuesten ihrer Hauptmasse nach gerade so entstanden sind, wie noch heutzutage die Anschwemmungen an den Flußmündungen, und auf dem Boden der benachbarten Meere Sand-, Thon- und Kalklager entstehen, d. h. dadurch, daß das Material allmählig durch die Gewässer vom Land losgerissen und der See zugeführt wurde, wo es sich rascher oder langsamer niederschlug. Die ältern Flötze erscheinen in ihrer Zusammensetzung weit einfacher und übereinstimmender als die neuern, und die Mannichfaltigkeit derselben nimmt mit ihrem abnehmenden Alter immer zu. Man sieht leicht, daß dies in der Natur des Prozesses liegt: je mehr sich nach und nach Land über das Meer hob, d. h. je mehr hinter einander Stücke des Meeresbodens in trockenes Land verwandelt und als solches dem nagenden Meer und den schwemmenden Flüssen preisgegeben wurden, desto mannichfaltiger mußten die Elemente in den jedesmaligen neuen Niederschlägen gemischt werden.

Der Augenschein lehrt, daß die über der Kreide gelagerten tertiären Flötze, welche jetzt in Europa oft auf weite Strecken die Oberfläche des festen Landes ausmachen, sich nach dem eben genannten Princip in den Golfen und Seebuchten abgesetzt haben, welche weit in das damalige Land einschnitten. Allem nach war in jener Zeit Europa noch in insularische oder durch Landengen zusammenhängende Massen zerschlagen. Die verschiedenen Landgruppen bestanden größtentheils aus gehobenen ältern, und zwar auch schon unter sich verschiedenen Flötzen. Aus dem Material, dem Detritus, der im Verlauf der Zeit durch die Gewässer von ihnen losgerissen wurde, mußten daher in den benachbarten Meeren Bildungen entstehen, die unter sich noch verschiedener waren, als die gehobenen Flötze des alten Landes. So sehen wir, daß die tertiären, jetzt ihrerseits auch gehobenen Bildungen am Fuß der Alpen, am Fuß der Pyrenäen, am Fuß des Appenins, die im Pariser Becken, die englischen u. s. w. sich nach Zusammensetzung und Lagerung bedeutend von einander unterscheiden. Sie bildeten sich bald in tief ins Land schneidenden Meerbusen, wie die am adriatischen Meer und die in den Thälern des Rheins und der Donau, bald in der offenen See, wie die in der Ebene der Garonne, häufig auch in geschlossenen Becken, wie die Pariser Flötze.

In dieser Periode scheinen nun in Europa vorzüglich zwei gewaltsame Hebungen erfolgt zu seyn und das Profil des Landes wesentlich verändert zu haben. — Die Haupterhebung der Pyrenäen gehört der Kreideperiode an; aber manche Theile dieses Gebirgsstocks müssen sich erst nach Ablagerung einiger Glieder der tertiären Reihe erhoben haben. Ganz gewiß ist es aber, daß die ganze Kette der Alpen erst nach der Bildung der meisten, ja zum Theil sogar aller jener Glieder emporgestiegen; denn auf manchen hohen Kuppen und in den Alpthälern liegen nicht nur secundäre, sondern auch sehr neue tertiäre Flötze, wie auf dem Rigi, den Diablerets und im Thal von Gosau. Auch manche Strecken Siciliens müssen um diese Zeit mehrere tausend Fuß hoch gehoben worden seyn. Man findet dort, 3000 Fuß über dem Meer, Muschelbänke, in denen 95 Procent der Schaalthiere den jetzt im benachbarten Meere lebenden Arten vollkommen entsprechen.

Es läßt sich zum Voraus annehmen, daß auch außerhalb Europa in dieser Periode ähnliche Gebirgserhebungen stattgefunden haben, und rechneten wir auf jedes Festland auch nur Eine Dislocation, wie die durch die Alpen hervorgebrachte, so müßte schon hiedurch die Ausdehnung und der Umriß der Länder in diesen verhältnißmäßig neuern Zeiten bedeutende Veränderungen erlitten haben. Auf Elie de Beaumonts Annahme, daß sämmtliche, noch so weit entlegene Gebirgszüge, deren Richtungslinien einem größten Kreis der Erdkugel parallel sind, gleichzeitig gebildet worden, darf man freilich keine voreiligen Schlüsse bauen. Man hat aber wirklich Andeutungen, daß wenigstens ein Theil der hohen mittelasiatischen Gebirge sich verhält wie unsere Alpen, und die Anden scheinen sich später erhoben zu haben, als alle bis jetzt untersuchten Gebirge. Beaumont hat dies aus der Beschaffenheit der an ihnen vielfältig aufgerichteten Flötzschichten sehr wahrscheinlich gemacht, und neuere Reisende wollen im südlichen Theil der Kette die Beobachtung gemacht haben, daß ganz moderne Bildungen mehrere tausend Fuß hoch aufgehoben sind.

Abgesehen von diesen mehr lokalen und gewaltsamern Zerreißungen der Flötze durch die aufsteigende Urgebirgsmasse, müssen in der tertiären Aera auch sanfter hebende unterirdische Kräfte vielfach thätig gewesen seyn. Sehr viele Länder, z. B. die Küsten von Italien, haben einen breiten Saum von tertiären Bildungen.

Der Thalboden des Rheins und der Donau, die abgeschlossenen Bassins Böhmen und Ungarn, die großen Ebenen in Norddeutschland und Rußland bestehen aus tertiären Flötzen, die sich durch die darin erhaltenen Schaalthiere als Meeresbildungen zu erkennen geben. Seitdem nun all dieses Land Meeresboden war, ist augenscheinlich Europa nach seiner ganzen Erstreckung sachte, und zwar hier mehr, dort weniger emporgehoben worden.

Das geologische Datum dieser gewaltsamen und allmähligen Hebungen zu ermitteln, ist eines der schwersten Probleme. So viel ist bestimmt, einige erfolgten, während sich auf dem Boden der Meere die tertiären Flötze bildeten, die meisten aber erst nachher. Durch sie mußte daher offenbar das europäische Festland fort und fort vergrößert werden. Dabei erhielt der Lauf der Landgewässer zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Richtung; es bildeten sich auf dem Lande große Ansammlungen süßen Wassers, und während sich im Einzelnen die Verhältnisse den jetzigen immer mehr näherten, war im Großen der ganze Lauf der Natur, im Unorganischen wie im Organischen, wie er jetzt ist.

Zu all diesem kommt noch eine ganze Klasse von Erscheinungen, auf die man noch nicht lange aufmerksamer geworden ist, Wirkungen, die sich ganz in die Jetztzeit verlaufen und sich noch gegenwärtig bemerklich machen. Längs der Küsten des baltischen Meers, an der Westküste von Scandinavien, an der Ost- und Westküste von Schottland und England, an der Südküste von England, an der Westküste von Frankreich und der Ostküste von Irland, so wie in den verschiedensten Ländern der Erde bemerkt man zahlreiche Spuren, daß das Land und der Boden der benachbarten Meere streckenweise einmal oder verschiedenemale emporgehoben worden sind. Daß diese Veränderungen des Niveaus in eine verhältnißmäßig sehr neue Zeit fallen, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß die dabei gehobenen und aufs Trockene gelegten Schaalthiere den gegenwärtig in den angrenzenden Meeren lebenden vollkommen entsprechen. Man erklärte früher auch diese Erscheinungen, wie alles Vorkommen von Meeresprodukten im Innern und auf den Höhen des Landes, aus einem allgemeinen Sinken des Meeresspiegels; allein die unmittelbare Anschauung und das Verhältniß dieser gehobenen Punkte zu aufgelagerten Formationen sprechen durchaus dagegen. Hier genügt es, Eine entscheidende Thatsache anzuführen.

Die Küste von Schweden ist nicht nur sehr reich an Spuren solcher partiellen Hebungen, man hat auch in den letzten Jahrhunderten die Bemerkung gemacht, daß die ganze Küste sich sachte emporhebt, so daß die Krone Schweden immer mehr Land gewinnt. Sollte sich dies durch das Zurückziehen des Meers erklären, so müßte sich nothwendig an der gegenüberliegenden deutschen Küste dasselbe Phänomen bemerklich machen. Nun hat sich aber im Hafen von Stralsund das Niveau des Meers seit Jahrhunderten um nichts verändert, während die Marken, welche im vorigen Jahrhundert am schwedischen Ufer auf der Meereslinie ins Gestein gehauen wurden, jetzt viele Schuhe über dieser Linie stehen.

Fast rings um die englischen Küsten, und oft ziemlich tief im Land sieht man moderne Muschelbänke von wenigen Klaftern bis zu tausend Fuß aufgehoben. So scheint namentlich, nach der Ansicht englischer Geologen, der ganze Landstrich von Lancashire durch Chesshire nach Shropshire und bis zum Thal des Severn in verhältnißmäßig sehr neuer Zeit aus dem Meer sich erhoben zu haben. In Norwegen und Schweden wiederholt sich, wie schon gesagt, dieselbe Erscheinung sehr häufig. So beobachtete der Engländer Lyell in der Umgegend von Stockholm dergleichen Muschelbänke in den verschiedensten Höhen über dem Meer, 30, 70, 100 Fuß; ja man entdeckte eine Fischerhütte unter einer sehr mächtigen Mergelbank voll Seemuscheln. Aus allem geht hervor, daß der Spiegel des baltischen Meers sich sehr bedeutend verkleinert hat, seit die noch gegenwärtig lebenden Schaalthiere in dieser See und im benachbarten deutschen Meere hausen.

An der Küste der Vendee, bei Nizza, am Hellespont, am Cap, auf Guadeloupe, St. Domingo, an den Küsten von Nordamerika, an der Westküste von Südamerika, am rothen Meer, in Timor, an der Nordostküste von Island, kurz, über die ganze Erde zeigt sich dasselbe Phänomen, und die Muschelthiere im gehobenen Meeresboden kommen in allen diesen Fällen mit den in den benachbarten Meeren lebenden überein.

Vor den Untersuchungen Leopold v. Buchs, Brongniarts und Lyells dachte kein Mensch daran, daß so bedeutende Küstenstriche der jetzigen Eilande und Festländer Erzeugnisse unterirdischer Kräfte seyn könnten, und zwar zu einer Zeit, wo die organischen Wesen, wenigstens in der See, bereits ganz so vertheilt waren wie gegenwärtig.

Ja wir haben gesehen, daß dieser Prozeß namentlich auf der scandinavischen Halbinsel immer noch fortwirkt. Im Erdbeben von 1822 soll die Küste von Chili plötzlich bedeutend gehoben worden seyn; ganz entschieden ist dies noch nicht; aber der Augenschein lehrt, daß sehr ausgedehnte Striche des südamerikanischen Continents dergleichen Hebungen erlitten haben. Ein neuerer englischer Reisende, Darwin, hat dargethan, daß in Patagonien das Land weit und breit nichts ist als ein alter Meeresboden, der lauter jetzt existirende Muschelthiere birgt, und daß gleich moderne Schichten sich im doppelten Gebirgszug der südlichen Cordillere finden.

Ehe wir diese geologischen Betrachtungen verlassen, haben wir noch der Phänomene zu erwähnen, welche überall auf der nördlichen Halbkugel, wo der Boden aufgeschlossen worden, auf eine allgemeine Fluth hinzuweisen schienen und die Vorstellung unterstützten, als ob die ganze Welt der Landthiere dadurch vertilgt worden wäre. Soviel scheint allerdings richtig: alle sogenannten Diluvialbildungen sind durch ein in der Geologie sehr wichtiges Moment verbunden: sie gehören Allem nach demselben Zeitraum an. Denn die Reste von Landthieren, welche sie enthalten, sehen sich aller Orten auffallend ähnlich und weichen in ihren Charakteren gleich weit von den jetztlebenden Geschlechtern ab, und zwar in einem Grade, der auf ein bedeutendes Alter, indessen keineswegs auf die früheſten Zeiten der tertiären Periode schließen läßt. Man weiß, welche Massen von Landthieren in diesen Lagerstätten entdeckt worden sind, und zwar unter Umständen, welche streng beweisen, daß sie nicht etwa aus großen Fernen hergeschwemmt worden, sondern in der Nähe der Orte gelebt haben müssen, wo jetzt ihre Knochen begraben liegen.

Diese oberflächlichen, an Knochen reichen Lager füllen in Europa, im nördlichen Asien und Amerika, und zwar bis zum Polarkreis, Thäler und Niederungen, meist ohne Rücksicht auf das Niveau der jetzigen Flußthäler; im Allgemeinen aber richten sie sich so weit nach dem jetzigen Zustand der Erdoberfläche, daß sie in den weiten Ebenen und in den großen Thälern in bedeutenderen Massen liegen, als auf den Anhöhen. Sie bestehen aus Letten, Kies, Sand, Torf, Mergel u. s. w., zuweilen mit See- oder Süßwassermuscheln vermischt. Manche dieser Lager gehören offenbar neuerer Zeit an und führen Knochen jetzt lebender Thiere, andere

sind von hohem Alter und ihre Knochen sind Reste ausgestorbener Gattungen. Nur letztern kommt der Name Diluvialbildungen eigentlich zu; sie sind aber von erstern oft schwer zu unterscheiden, und es gibt Allem nach dergleichen Anschwemmungen, welche Knochen aus allen Perioden zwischen dem Diluvium und der gegenwärtigen Zeit bergen. Man weiß oft nicht zu entscheiden, ob das Diluvium im Meer oder auf dem Land gebildet worden, ob es eine emporgehobene Bank ist oder eine verworrene Anhäufung von Material auf festem Boden. Oft ist das Diluvium von den neuern, sogenannten Alluvialbildungen lediglich nicht zu trennen; in vielen Fällen aber ist es gewiß, daß wir Massen vor uns haben, aufgehäuft von mächtigen Fluthen, welche über beschränkte Striche trockenen, von zahllosen Thieren bewohnten Landes weggingen. Das bei weitem häufigste Thier dieser Periode, ihr eigentlicher Repräsentant, ist das Mammouth, der vorweltliche Elephant, und er hat bekanntlich im ewig gefrornen Boden Sibiriens sein Elfenbein in solcher Menge zurückgelassen, daß es seit Jahrhunderten einen Handelsartikel abgibt.

Diese merkwürdigen Diluvialbildungen sind nun zwar ausnehmend weit verbreitet, doch nicht so ganz allgemein, als man angenommen hat. Manche Landstriche z. B. das alte vulkanische Gebiet in Mittelfrankreich, zeigen nichts davon. Was aber die Hauptsache ist: überall war die Richtung der Diluvialwasser mehr oder minder bestimmt auszumitteln, und man konnte sich darnach immer mehr überzeugen, daß es keine allgemeine Fluth war, was jene verworrenen Lager zusammenhäufte, sondern viele partielle, von besondern Mittelpunkten ausgehende Fluthen. Im östlichen Strich von Nordamerika müssen nach Allem die Fluthen, welche die Kiesbänke zusammengeschleppt, von Nord und Nordost hergekommen seyn. Dasselbe gilt im Allgemeinen von Irland und Großbritannien. Die scandinavischen Geschiebe deuten auf eine Richtung der Fluth süd-, südost- und südwestwärts. Die der Alpen gingen nach allen Richtungen von der Centralaxe des Gebirgs aus. Im nördlichen Asien gingen die Strömungen nordwärts.

Zwei Hauptfakta beherrschen diesen ganzen, so merkwürdigen Abschnitt der Erdbildung. — Einmal, in jener Zeit sind Thiere, welche jetzt den allerverschiedensten Klimaten angehören, auf der nördlichen Halbkugel, und weit gegen den Pol hinauf, auf denselben

Flecken vereinigt gewesen. Thiere, welche jetzt nur im Schoße der üppigsten Natur gedeihen, lebten beisammen mit solchen, welche jetzt die Staffage der Polarnatur bilden. Unser ganzer Glaube an den ewig gleichförmigen und consequenten Gang der Natur müßte schwanken, wenn wir auch nur einen Augenblick annehmen wollten, der Elephant habe auf eisigem Boden das Futter des Rennthiers gesucht und der Tiger das Handwerk des Eisbären getrieben. Die Temperatur muß über die ganze Erde eine weit gleichförmigere, sie muß aber auch polwärts bedeutend höher gewesen seyn als jetzt. So hoch, wie während der Bildung der Steinkohle und der secundären Flötze, werden wir sie uns indessen keineswegs vorzustellen haben. Alles, und besonders die Beschaffenheit der fossilen Pflanzenreste weist uns darauf hin, daß die Temperatur der Erde in der tertiären Periode im Vergleich zu der frühern sich bereits bedeutend erniedrigt hatte. Doch so viel ist gewiß, wenigstens in den ersten Zeiten der tertiären Aera trugen unsere Breiten noch Palmen und andere Pflanzenfamilien der Wendekreise. Wenn das ganze Mammouth, welches man im sibirischen Eise entdeckt hat, eine Art Wolle trug, während der jetzige tropische Elephant fast nackt ist, so berechtigt uns dieses merkwürdige Faktum höchstens zum Schluß, daß die Erde damals bereits nicht mehr überall jenes üppige Treibhaus war, das die Eidechsenungeheuer der Kreide und des Jurakalks ausgebrütet, daß die Klimate bereits angefangen hatten, sich vom Pol abwärts nach dem Stande der Sonne abzustufen. Immer aber werden wir uns die ungeheuern Rudel von Elephanten, Nashörnern, Flußpferden u. s. w. in einer Naturumgebung denken müssen, welche mit den Bedürfnissen und der ganzen Lebensweise ihrer jetzigen Stammverwandten in Verhältniß stände.

Das zweite dominirende Faktum ist eines jener unerwarteten Phänomene, welche die wohlgefügte Kette menschlicher Folgerungen zerreißen, und mit überwältigendem Licht oft lange blenden, bis an ihnen die Wissenschaft eine neue Fackel der Erkenntniß anzuzünden wagt. Häufig sind gerade diese Meteorsteine, welche aus blauer Luft in die Welt unserer Anschauungen niederstürzen, zu Schlußsteinen künftigen wissenschaftlichen Baus bestimmt, aber lange liegen sie als Steine des Anstoßes hindernd und entmuthigend jeder Forschung im Wege. Die stetige Abnahme der irdischen Temperatur war ein oberster

abweichender Zahnbildung, ist ganz ausgestorben. Den Pachydermen schließt sich zoologisch das Pferd an; auch dieses Geschlecht scheint mit allen seinen Arten seit Menschengedenken im wilden Zustand nur wärmere Landstriche bewohnt zu haben. Dasselbe gilt von der Hyäne. Dagegen sind die Geschlechter des Hundes und des Bären, mit ihren verschiedenen Arten, jetzt über alle, das der Katze wenigstens über die meisten Klimate verbreitet. Die Existenz dieser Würger scheint überhaupt mehr an die Ergiebigkeit des Jagdreviers als an sonstige tellurische Verhältnisse gebunden. Noch in den historischen Zeiten reichte der Löwe bis Macedonien herauf, und der asiatische Tiger soll viel weiter gegen Norden vorgeschoben seyn, als man gemeiniglich glaubt. — Die große Familie der Wiederkäuer wird im Diluvium vorzüglich vom Ochsen und vom Hirsch repräsentirt: diese Geschlechter sehen wir jetzt in mannichfachen Formen oder Arten den verschiedensten Himmelsstrichen eingebildet.

Wir wären hier im Gang, uns in nähere Vergleichungen der fossilen Thiere mit den jetzigen einzulassen; diese Bemerkungen dürfen aber nicht zum Buche werden, und der Hauptpunkt, auf den es uns ankommt, wird auch in der Kürze scharf genug hervorzuheben seyn.

Bekanntlich kommen in den tertiären Bildungen Säugethiertypen vor, denen in der jetzigen Natur nichts entspricht. Hieher gehört namentlich jene seltsame Welt der Paläotherien, Anoplotherien, Anthracotherien u. s. w. deren Columbus Cuvier ist. Doch die große Mehrzahl unzweifelhaft fossiler Thiere hat Analoga unter den jetzt lebenden. Das Knochengerüste zeigt meistens zwischen beiden bestehende specifische Unterschiede, d. h. wenn jene ausgestorbenen Thiere noch lebten, so müßten sie im System als besondere Arten oder Gattungen (species) aufgeführt werden. Häufig ist dieses aber auch nicht der Fall, und in Lagerstätten, die man als ziemlich alt in Anspruch nehmen muß, erscheinen Arten, welche von den jetzigen nicht zu unterscheiden sind, und zwar mit solchen, welche von den jetzigen merklich abweichen. So viel sich bei der Verwirrung, die in der Chronologie der tertiären Bildungen herrscht, ausmachen läßt, kann man sagen: je weiter der Jetztwelt zu, je jünger die Flötze, desto ähnlicher wird der ganze Anblick und Charakter der Thiere den gegenwärtigen, und zwar nicht nur im numerischen Verhältniß der verschiedenen Familien, sondern auch die

einzelnen Arten nähern sich den heutigen immer mehr, und zwar in ungleichem Maße bei verschiedenen Geschlechtern.

Daß dieses Verhältniß den Gedanken an verschiedene successive Schöpfungen, an totale Erneuerungen der Organismen, an eine frische Besamung mit Keimen ausschließt, ist bereits wiederholt ausgesprochen worden. Der Hauptpunkt ist nun aber dieser: Ist es zum voraus im Geringsten wahrscheinlich, daß alle diese verschiedenen fossilen und noch bestehenden Arten eines und desselben Haupttypus, z. B. die verschiedenen Species, die man unter den Collectivbenennungen Hirsch, Ochs, Antilope, Pferd, Hund, Bär u. s. w. begreift, lauter Modelle sind, welche die Natur uranfänglich so aus ihrer Hand entlassen? Deutet nicht gerade die Weise, wie die jetzigen Arten rückwärts mit den fossilen sich verschlingen, und wie diese in jene übergehen, darauf hin, daß die sogenannten Arten oder Gattungen nichts sind als verschiedene, von einem ursprünglichen, gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Bildung auseinandergegangene Formen?

Nach welchen Regeln bildet die nomenclatorische Zoologie ihre Gattungen? Sie sagt: Thiere, welche sich durch bleibende Merkmale von einander unterscheiden, gehören verschiedenen Gattungen an; sie kommt aber dabei in unzähligen Fällen in große Verlegenheit. Die Erfahrung lehrt, daß viele Thiere ihre charakteristischen äußern Merkmale nur dann unverändert beibehalten, wenn sie in dem ihnen eigenthümlichen oder angewohnten Klima an eine bestimmte Lebensweise im weitesten Sinn, namentlich aber an eine bestimmte Zeit des Zeugens und Gebärens gebunden bleiben. Treten sie aus diesen Verhältnissen, oder werden sie daraus gerissen, so ergeben sich Modificationen in ihrem Bau, die nach einer Reihe von Generationen als Spielarten der ursprünglichen Arten erscheinen, nach längerer Zeit sogenannte Racen bilden, und für die Beobachtung nicht selten eigene Arten simuliren. Im einzelnen Fall ist es oft rein nicht auszumachen, welche dieser Stufen man vor sich hat; zwei Thiere aus zwei weit entlegenen Ländern unterscheiden sich oft nur durch scheinbar unwesentliche Merkmale, wie die Dichtigkeit oder die Bemalung des Pelzes oder des Gefieders. Man weiß hundertmal den Werth von dergleichen Merkmalen und ihr Verhältniß zum Stammcharakter nicht zu bestimmen, und wenn es sich davon handelt, ob zwei solche Thiere in Einer Gattung

zu vereinigen oder in zwei zu trennen ſeyen, ſo fehlt es ganz an ſichern Entſcheidungsgründen. So kommt es, daß man in der Zoologie ſehr häufig proviſoriſche Gattungen bildet, um ſie ſpäter, nach geſammelter Erfahrung, zurückzunehmen.

Was man Spielart nennt, das ſoll variabel ſeyn und ſich durch die Zeugung bald wieder verlieren; die Racenmerkmale ſollen ungleich feſter ſeyn und ſich indefinitiv fortpflanzen; aber nicht ſelten hat man unmittelbar die Beobachtung gemacht, daß dieſe Trennung noch weiter gegangen iſt, daß ſogar der Geſchlechtsverkehr zwiſchen Thieren aufgehört hat, welche ganz gewiß einer und derſelben Gattung angehörten. Um nur Ein Beiſpiel anzuführen: eine Spielart weißer Rebhühner hat alle Gemeinſchaft mit den grauen, ihren Stammeltern, abgebrochen; ſie paaren ſich nicht mehr, obgleich ſie im ſelben Revier beiſammen leben. * Was iſt nun für ein Unterſchied zwiſchen dieſen weißen Rebhühnern und Thiergattungen, von welchen wir nicht wiſſen, daß ſie ſeit Menſchengedenken in ſich zerfallen ſind? Offenbar keiner, wenn es wahr iſt, daß Thiere, die ſich durch bleibende Merkmale von einander unterſcheiden, verſchiedenen Gattungen angehören; jene weißen Rebhühner bilden demnach fortan eine eigene Gattung. So gut aber dieſe Hühner von ihrem Hauptſtamme abgefallen ſind und ſich in einen eigenen Kreis der Zeugung zurückgezogen haben, eben ſo gut kann Alles, was unſere Syſteme Art, Gattung nennen, Umbildung einer vielleicht verloren gegangenen Urform ſeyn. Der ſyſtematiſche Begriff der Species iſt, wenn man conſequent ſeyn will, offenbar ein ſchwankender; in unzähligen Fällen hat unſer ordnender Verſtand einen thieriſchen Typus, der ihm zum erſtenmal begegnete, nur pour mémoire als Gattung ins Regiſter eingetragen. Eine Menge Thierſpecies vermögen wir bei weitem nicht ſo ſtreng auseinander zu halten, wie die charakteriſtiſchen Formen der Menſchheit, die Racen, und doch ſollen jene uranfänglich, dieſe aber aus einer Einheit entſprungen ſeyn.

Sehr viele Gattungen erſcheinen uns allerdings für alle Zeit fixirt; allein die in der Gattung ausgeprägte Thierform zeigt ſich uns ſicher nur deßhalb ſo ſtarr und unveränderlich, weil wir nur einen ſo unendlich kleinen Theil der allgemeinen Entwickelung

* Dictionn. des sciences naturelles, Art. races des oiseaux.

überblicken. Wie für unser Gefühl die Erde, trotz ihrer doppelten stürmischen Bewegung im Raume, fest ruht, so scheint uns alles terrestrische Leben festgebannt in den ewigen Zirkel des Werdens und Vergehens, wobei alle einander ablösenden Generationen einer Gattung ewig gleich sind wie die Glieder einer unendlichen Kette. Unser Auge, das den Stundenzeiger nicht rücken sieht, bemerkt noch viel weniger die langsame Auseinanderwickelung aller Formen, und wenn wir im Schoße der Erde den überraschenden Beweis finden, daß einst im Reiche der Lebendigen Alles anders gewesen, so macht unser Verstand den Fehlschluß, daß einmal plötzlich und zu wiederholten Malen Alles anders geworden. Es ist dies eine optische Täuschung in der Zeit, wie die Bewegung des Himmelsgewölbes eine im Raum.

Um zu beweisen, daß die Thiergattungen auch nur in den letzten paar tausend Jahren sich unverändert gleich geblieben sind, hat man lediglich keinen materiellen Anhaltspunkt als historische Monumente. Man legt großes Gewicht darauf, daß die charakteristischen Abbildungen von Thieren, welche uns das Alterthum überliefert hat, mit den jetzigen Arten vollkommen übereinstimmen sollen. Jedenfalls kann hiebei nur von der besten Zeit der Griechen, höchstens der Römer die Rede seyn, und auch ihre Thierporträts möchten nur über wenige Arten ein entscheidendes Urtheil fällen lassen. Vor Allem aber fühlt jeder, daß Zeiträume, wie wir sie überblicken, gar nicht in Betracht kommen, wenn von Erdperioden die Rede ist. Das Faktum, wenn es erwiesen wäre, daß sich die Thiergattungen, soweit wir zurücksehen können, unveränderlich gleich geblieben, bewiese gerade so viel *für* die Uranfänglichkeit derselben, als der Umstand, daß seit Hipparchs Zeit der Tag nicht kürzer geworden, *gegen* die Theorie der allmählichen Abkühlung der Erde und die Verminderung ihres Durchmessers beweist. Nun streitet aber direkte und indirekte Beobachtung geradezu gegen jene Unveränderlichkeit, und am augenfälligsten bricht die innere Beweglichkeit der Gestalt in dem zu Tag, was die Menschenhand an den Thieren zu verwandeln vermag.

Der Mensch hat seit undenklicher Zeit verschiedene Thiergeschlechter sich dienstbar gemacht, sie mit Leib und Seele an sich, seine Hand und sein Wort gefesselt. Er hat nach und nach durch künstliche Pflege, durch abgeändertes Futter bald diese, bald jene

Seite ihres Organismus entwickelt; er hat ihnen die Zeit des Zeugens und Gebärens verrückt und sie so am Ende in unendliche Spielarten und Racen zerschlagen; und häufig, ja meistens ist darüber der ursprüngliche Typus ganz verloren gegangen. Wo sind die Stammeltern unserer meisten Hausthiere? Nirgends mehr, wenn der Satz wahr ist: Thiere, die sich durch bleibende Merkmale unterscheiden, bilden verschiedene Gattungen. Das Knochengerüste gilt in der vergleichenden Anatomie für das Constanteste, und die Charaktere der Knochen sind es ja auch allein, nach denen wir die fossilen Arten von den lebenden unterscheiden. Aber selbst hierin haben sich unter unsern Augen beständige Abweichungen gebildet. Es ist kein Grund vorhanden, den Auerochsen nicht für den Stammvater unseres gemeinen Stiers zu halten; jener aber hat vierzehn, dieser nur dreizehn Rippen. Hier möge auch folgende Bemerkung einen Platz finden: die Familie des Stiers zählt gegenwärtig verschiedene charakteristische Gattungen, vom asiatischen Büffel mit dem Fetthöcker bis zu den kleinen ungehörnten Arten im Norden; es ist nun sehr merkwürdig, daß der fossile, vorweltliche Stier, der Zeitgenosse des Mammouth, unserm heutigen zahmen Stier ähnlicher ist, als irgend einer gegenwärtigen wilden Stierart. — Aber das merkwürdigste, räthselhafteste Thier ist in dieser Beziehung der Hund. Er ist in eine Menge ganz constanter Racen auseinander gegangen, die bei aller Veränderung des Wohnorts und der Lebensweise unverändert bleiben und nur durch Bastardzeugung in einander übergeführt werden können. Käme es zu Bestimmung einer Gattung nur auf die constanten Merkmale an, so müßten die Stammracen der Hunde offenbar für geschiedene Gattungen erklärt werden, was doch Niemanden einfällt.

Wie sollte nun die Hand des Menschen die höchsten, ihm in der Leiblichkeit am nächsten stehenden Organismen zu so bedeutenden Metamorphosen zwingen können, wenn nicht die Keime dazu schon im freien Naturleben in ihnen lägen? Die Lebensbedingungen, Licht, Luft, Wärme, Feuchtigkeit, das Futter vor Allem, ändert der Mensch bei den in seine Gewalt gegebenen Geschlechtern willkürlich und rasch. Haben wir aber einen Begriff von den Momenten, die in ihrem Complex das Klima von Weltperioden bilden? Und haben wir nicht gesehen, daß die Natur, Einmal wenigstens, das

Verhältniß einer Hauptlebensbedingung, der Wärme, rasch abänderte, und die Thiere in die umbildende Schule einer veränderten Welt hinausstieß? — Die Umbildungen, die der Mensch durch seine Pflege erzwingt, sind nur Beschleunigungen des sachten Gangs der Natur, die ihre Typen zerfällt und die Zweige einander entfremdet. Eben darum sind aber auch die treibhausartig vom Menschen erkünstelten Bildungen meist nicht so dauerhaft, als die natürlichen; daß sie aber dauerhaft werden können, beweist wieder vorzüglich der Hund. Ja dieses merkwürdige Thier legt den Gedanken nahe: nur dadurch, daß der Mensch, durch seinen Einfluß, mit dem Leiblichen der Thiere auch ihr Psychisches modificirt, schützt er die Racen seiner Hausthiere vor tieferer Trennung; nur daher, und daneben von seinem Zwang, kommt es, daß sie sich nicht entfremden, einander unkenntlich werden, daß nicht am Ende die Begattung unter ihnen aufhört, und so aus Spielarten oder Racen eigentliche Gattungen im gewöhnlichen Sinne werden.

Schon nach dieser kurzen, unvollständigen Auffassung des wichtigen Gegenstandes können wir es aussprechen: das einzig sichere, nicht willkürliche Merkmal einer wahren Gattung kann nichts anderes seyn, als die Begattung. Steffens drückt unsere Ueberzeugung in folgenden Worten aus: „Können die Naturforscher läugnen, daß die Begattung auf eine geheime ursprüngliche Einheit deutet, auf eine innere gemeinsame Welt? Die Gegner behaupten, man könne sich gar wohl denken, daß diejenigen Thiere, die jedes für sich entstanden wären, sich dennoch unter einander begatten könnten. Der Beweis ist freilich unmittelbar gegeben: denn sie haben sich's ja gedacht. Aber hat dieser Gedanke die geringste Wahrscheinlichkeit? ja hebt er sich nicht, wenn er schärfer betrachtet wird, selbst auf? Es ist unläugbar, daß die Begattung die innersten Tiefen der leiblichen Organisation aufschließt, daß sie die Entstehung des Geschlechts innerhalb der Grenzen derselben fortdauernd erneuert. Eine neue, innerlich unendliche, also auf eine unendliche Weise von allen andern Gattungen getrennte Welt thut sich mit einer jeden Gattung auf. Was nicht aus dieser ursprünglichen Einheit hervorquoll, das versteht sich nicht leiblich."

Was sich in der Begattung unter unsern Augen begegnet, was sich darin begegnen kann und sich je darin begegnet hat, das fließt aus derselben Quelle der Bildung, das sind verschiedene

Zweige Eines Stammes, Einer Urgattung. Wohl fühlen wir aufs Beſtimmteſte, daß der Fleiſchfreſſer mit dem bewehrten Rachen und den ſcharfen Klauen, und der ſanfte Wiederkäuer mit dem ſproſſenden Geweih vor der Stirn ewig getrennt ſind und waren, daß ihre Stammlinien in die Nacht der Schöpfung hinaus parallel verlaufen. Nicht ſo bei Thiergruppen, welche innerhalb des allgemeinen Säugethiertypus nach einem beſondern Schema für eine beſtimmte Lebensweiſe gebaut ſind, und die ſchon der gemeine Sprachgebrauch mit Collectivnamen bezeichnet, wie Pferd (Eſel, Zebra ꝛc.), Ochs, Hirſch, Schaf, Hund, Katze, Bär, Marder ꝛc. Hier ſagt uns daſſelbe Gefühl, daß die Species jeder dieſer Familien keine von der Natur uranfänglich geprägte Medaillen ſind, ſondern daß ihre Stammbäume rückwärts immer mehr convergiren und ſich in einer Wurzel verlieren, welche wohl in den meiſten Fällen längſt die Erde birgt.

Sehr viele Thiere, welche das Syſtem als beſondere Gattungen aufführt, begatten ſich unter einander: Hund und Fuchs, Hund und Wolf, Pferd und Eſel, Eſel und Zebra, verſchiedene Arten der Genera cervus, bos, capra, mustela. — Alle Thiere, die auf ſolche Weiſe Baſtarde zeugen können, begreifen wir als von einer Urgattung abſtammend, die wohl in den meiſten Fällen ganz verloren iſt, und der ſich die jetzigen Gattungen nur mehr oder weniger nähern. Die Urgattungen haben ſich im Lauf der Erdgeſchichte geſpalten; die Umwandlungen der telluriſchen Verhältniſſe, welche raſcher oder langſamer, und an verſchiedenen Orten verſchieden erfolgt ſind, haben Racen hervorgerufen; dieſe haben ſich organiſch und pſychiſch entfremdet, ſie ſind, wenn ſie einander entgegen traten, ſich ſelbſt unkenntlich geworden; die Begattung unter ihnen iſt Anfangs ſeltener erfolgt, hat am Ende ganz aufgehört, und ſo ſind aus einem Stamm die Zweige entſtanden, die uns jetzt als geſonderte Gattungen erſcheinen, und denen allerdings eine Naturwahrheit zu Grunde liegt, nämlich eben das Faktum jener Entfremdung.

Bei wie vielen Thieren, welche aus derſelben Einheit ſtammen, dieſe Entfremdung noch jetzt überwunden und Begattung herbeigeführt werden könnte, dies iſt durch Verſuche unmöglich auszumachen. Darum können wir auch den Begriff der Begattung als zoologiſchen Eintheilungsgrund nicht brauchen, und es wird wohl nie zu ermitteln ſeyn, ob und wie weit die in unſern ſogenannten

natürlichen Familien vereinigten Thiere Radien alter Mittelpunkte der Bildung sind.

Jedenfalls ist die durch die Zeit befestigte Kluft zwischen verschiedenen Thieren nicht gleich groß. Der Hund paart sich nicht selten mit dem Fuchs, und die erzeugten Bastarde sich fruchtbar; dagegen erfolgt zwischen Hund und Wolf, zwischen einigen Arten von Wiederkäuern und zwischen Pferd und Esel die Begattung nur zuweilen oder unter dem Einfluß des Menschen, und wenn sie erfolgt, sind die Bastarde meist unfruchtbar; man hat indessen Beispiele, daß sich Maulthiere fortgeflanzt haben. Was ist nun am Ende für ein Unterschied zwischen dem Bastard von Hund und Fuchs und dem Maulesel? Offenbar nur der, daß die innere Entfremdung im Genus Pferd stärker ist als im Genus Hund.

Ist die Möglichkeit der Begattung wirklich das, was eine Gattung constituirt, sofern es auf einen gemeinschaftlichen Ursprung zurückweist, so gehören Wolf, Fuchs, Hund, Chakal ꝛc., kurz alle Gattungen des sogenannten Genus Hund zur Hundegattung, so wie Pferd, Esel, Zebra, Quagga und alle Gattungen des Genus Pferd zur Pferdegattung.

Wir haben oben die charakteristischen Formen, in welche das Menschengeschlecht deutlich zerfällt, die Racen, als Analoga der Thiergattungen, der Species, in Anspruch genommen. Die Beobachtung, daß sie für alle übersehbare Zeit fixirt sind und nur durch Bastardzeugung in einander übergeführt werden können, gab uns das unbestreitbare Recht dazu. Wie wir jetzt den Begriff der Gattung aufgefaßt haben, sieht man leicht, wie die Einheit des Geschlechts, aber auch, daß sie nur so gerettet werden kann. Ist es nicht die Zeugung, was in der organischen Welt die Gattung bestimmt, so sind Europäer und Aethiopier besondere Gattungen, denn sie unterscheiden sich durch unveränderliche Merkmale; entscheidet aber die Begattung über den gemeinsamen Ursprung, so sind Kaukasier, Neger, Mongole und Amerikaner Einer Gattung. Wir haben hiemit die Racenbildung keineswegs erklärt, sondern nur auf ein allgemeines Naturgesetz zurückgeführt; denn was wir oben von den Säugethieren behauptet, gilt wohl, wenn es wahr ist, von der ganzen organischen Natur.

Die Thiergattungen unserer Systeme sind demnach nicht die wahren Gattungen, sondern Racen der Urgattungen, welche die

Natur zu bestimmten Zwecken in ihrem Haushalt gespalten; sie zerfallen häufig wieder in das, was man gemeiniglich Racen nennt, und in Spielarten, deren unterscheidende Merkmale mehr oder minder wandelbar erscheinen. Die Menschenracen sind, vermöge ihrer Unveränderlichkeit, keineswegs solche Spielarten und Racen, sondern wahre Racen im obigen Sinn, auseinandergegangene Radien eines Urtypus. Bei den Thieren gehen körperliche Umbildung, Entfremdung und Aufhebung des Geschlechtsverkehrs parallel und bedingen einander. In der Menschengattung wird die Entfremdung und Abstoßung, die sich denn doch auch zwischen den verschiedenen Racen bemerklich macht, in höherer Potenz durch die Vernunft aufgehoben.

Daß die charakteristischen Formen des Menschengeschlechts immer und überall fruchtbare Bastarde mit einander zeugen, was bei verwandten Thieren seltener, oft nur als Ausnahme vorkommt, dies ist einer der vielen großen, einander bedingenden Vorzüge der Menschennatur; aber einen wesentlichen, absoluten Unterschied in der leiblichen Sphäre kann dieser Punkt nicht begründen. Rudolphi sagt im frostigen Compendienton: „Die fruchtbare Begattung der Menschen unter einander beweist nicht, daß sie alle nur Eine Art ausmachen. Wenn es wirklich von den Thierarten anzunehmen wäre, daß alle, die sich im Stande der Natur befinden, sich lediglich unter einander begatten, so beweist dies erstlich nichts für den Menschen, zweitens aber kennen wir den Menschen in einem solchen wilden Zustande fast nirgends, oder wo es ist, da hält er sich ebenfalls zu seinem Stamm. Ja dies geschieht noch oft bei cultivirten Völkern, wenigstens vorzugsweise.“ — Ueber diesen letzten Punkt besonders wäre viel zu sagen. Nach unserer Ansicht fließt aber dieser Vorzug unbeschränkter Zeugung geradezu aus der ganzen geistigen und sittlichen Natur des Menschen, die auch das Organische ergreift. Die Vernunft erkennt die große Kluft zwischen Thier und Menschen, und ihr offenbart sich der Gattungscharakter der Menschheit ganz unmittelbar, wogegen zwei aus Einer Gattungswurzel stammende Thierspecies unter der Maske, welche die umgestaltende Natur ihnen übergeworfen, sich nicht wieder erkennen.

Die von der Bestimmung des Thiers wesentlich verschiedene Sendung des Menschen auf dieser Erde bedingt auch diesen

Unterschied im Zeugungsverhältniß. Jede Thierart ist ein simplex et unum; sie hat, in sich geschlossen, einen gewissen Platz in der Oekonomie der Natur auszufüllen; alle Individuen sind unter einander gleich, und jedes trägt ungefähr gleich viel zum nothwendigen Resultat bei, in welchem die Bestimmung der Art erfüllt erscheint. Zwar hat die Natur die ursprünglichen Mittelpunkte der Bildung nach und nach in mehr oder weniger verschiedene Kreise auseinandergehen lassen; sie hielt aber dabei Schritt mit dem allmählig sich ändernden Zustand der Erdoberfläche, dem sie ihre Geschöpfe anpaßte. Nirgends erscheinen ihre Umwandlungen der thierischen Formen als Potenzirungen zu einer höhern Ordnung, und ihre Mitgift an Trieben und Instinkten bleibt unveränderlich ein Kapital, das aus sich nicht zu vermehren ist. Aber die geistige Morgengabe des Menschen ist der Heckepfennig der Fee, und dies ist es vor Allem, was den Menschen zum Menschen macht und die Kluft zwischen ihm und dem Thier aufreißt. Auch sein Geschlecht ist aus einer ursprünglichen Einheit in feste Formen auseinander gewickelt worden, aber es hat eine gemeinschaftliche Entwickelung in der Zeit; es hat sich eine Offenbarung im Geist, eine Parole Gottes zu überliefern, und mit dieser ununterbrochenen geistigen Fortzeugung hätten geschlossene Kreise leiblicher Zeugung, hätte dadurch gegebene leibliche und geistige Entfremdung und Sonderung in geradem Widerspruch gestanden. Während jede Thiergattung eine psychische Einheit bildet, welche auch die Körperlichkeit meist vollkommen ergreift, ist es gerade die mannichfache psychische Ungleichheit, was die Persönlichkeit und mit ihr den Charakter der Menschheit und ihr ganzes Geschick bedingt. Keine Thiergattung geht über die Naturformen der Familienliebe und der Rudelbildung hinaus; die Menschheit dagegen zerfällt in mehrfache geistige Sphären: Race, Volk, Stamm, Gau, Gemeinde, Familie. Diese alle convergiren zum lebendigen Mittelpunkt der Persönlichkeit, und in diesem entladet sich nach unerforschlichen Gesetzen die über das ganze Geschlecht latent verbreitete geistige Spannung in jenen Funken, die wir Genie und Talent nennen, und welche das Hauptferment aller menschlichen Entwickelung und Bewegung sind, und bei jedem Volk, bei jeder Race von jeher waren.

Die verschiedenen specifischen Menschengestalten sind nicht nur körperlich, sie sind auch — es wäre unnütz, es sich zu verbergen

— geistig ungleich organisirt und befähigt. In einer dieser Formen hat sich der Gattungscharakter unläugbar am vollkommensten entwickelt. Sollte nun auch die Wissenschaft nie nachweisen können, daß sich diese Form aus einer unvollkommeneren herausgebildet hat, so widerspricht doch die Annahme, daß die Blüthe des Geschlechts zugleich ihr Stamm sey, nicht nur aller Naturanalogie, sondern auch dem oben ausgesprochenen Begriff der Menschheit, der einen Fortschritt im Geiste involvirt.

Unser Hauptzweck bei Entwerfung der obigen Skizzen war, dem mehr in Geographie und Völkerkunde als in der Naturgeschichte bewanderten Leser das Problem der Racenbildung in seiner ganzen natürlichen Schroffheit vor Augen zu stellen. Wir haben gezeigt, daß die angeborenen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts keineswegs chromatische Abschattungen sind, die sich aus lokalen Verhältnissen erklären und sich mit ihrem Wechsel verwischen, sondern fixe Formen, deren Genesis mit der Gesammtheit der jetzigen tellurischen Einflüsse rein nichts zu thun hat. Wir haben im Namen des in der Natur allwaltenden Verstandes dagegen protestirt, wenn sich der Europäer in suffisantem Unverstande vorweg und ohne Beweis für den Stammvater und bestellten Vormund seiner farbigen Brüder hält. Wir haben wahrscheinlich zu machen gesucht, daß das Alter des Menschen weit höher hinaufreicht, daß der Berührungspunkt zwischen geologischer und historischer Zeit in der Erde ungleich tiefer zu suchen seyn möchte, als man gemeinhin glaubt.

Läßt man so die Wurzel des Geschlechts sich rückwärts in der Erdbildung unbestimmt verlieren, und fragt sich dabei, wie das Verhältniß der jetzigen Racen zu einem Urstamm zu denken sey, so kommt man nur zum folgenden, eben so schwankenden Begriff: wenn die Gesetze, welche die Bildung aller Lebendigen zu beherrschen scheinen, wie billig auch auf den Menschen Anwendung finden, so sind die Racen Strahlen eines gemeinschaftlichen ursprünglichen Centrums der Bildung, und keine kann diesen Urtypus ganz und vollständig repräsentiren, die eine kann sich nur demselben mehr nähern als die andere. Ein einigermaßen fester Punkt scheint nur auf Eine Weise zu gewinnen: wenn man nämlich mit einigen

Naturphilosophen geradezu annimmt, der Mensch habe bereits in jenem heißen, rings um die ganze Erde ausgebreiteten Paradiese gelebt, das der Cherub polwärts mit eisigem Hauche in eine Wüste verwandelt; auch er sey Zeuge jenes raschen Umschlags des Klimas gewesen, wobei so viele Thiergeschlechter in den höheren Breiten ausgerottet und nur die härteren erhalten und umgebildet worden.

Ist dem so, hat jenes überall gleichförmig geheizte Treibhaus auch den Menschen ausgebrütet, so denkt man sich auch den Urstamm, der in dieser Periode bereits mehr oder weniger verbreitet lebte, von gleichförmiger Bildung. Dieser Urstamm, so scheint man consequent weiter schließen zu dürfen, wird gewiß der Race am ähnlichsten gewesen seyn, welche noch jetzt als das echte Kind der heißesten, üppigsten Erde erscheint, nämlich der äthiopischen. — Als nun jene rasche Veränderung im Zustand der Erde eintrat, als die Klimate fortan von einer schwelgerischen Fülle bis zur eisigen Erstarrung eine abnehmende Reihe bildeten — welches Geschöpf war da geeigneter, sich polwärts dem völligen Untergang zu entziehen, als der Mensch, den schon die Freiheit in der Wahl seiner Lebensmittel am meisten befähigt, den Wechseln der Natur zu trotzen? Man erblickt in dieser Katastrophe das Hauptmoment, das den ursprünglichen Menschentypus zerschlug, und in den nun klimatisch sehr verschiedenen Landstrichen verschiedene Racen ausbildete. Wo die klimatischen Verhältnisse den frühern am ähnlichsten geblieben waren, da, denkt man sich, wird auch die Menschengestalt der uranfänglichen noch jetzt am meisten entsprechen, während sich auf kühlerer Erde, dem Pole zu, eine andere, und vielleicht auf entgegengesetzter Hemisphäre eine dritte Form ausgeprägt hat. Auf diese Weise käme man ungefähr auf die Ideen mancher Naturforscher, wie Pallas und Schelver, welche allen Ernstes die Negergestalt für die Urform der Menschheit erklärten. Während, wie wir oben gesehen haben, die ältern Anthropologen, und unter den modernen die mystischen, die frommen und die oberflächlichen die Racen als Verartungen und Verzerrungen eines weißen Urstammes fassen, verfuhren jene gerade umgekehrt: sie nahmen die Race, welche ihnen die unentwickeltste und am wenigsten perfektible dünkte, als die Grundform und ließen, gemäß dem sonstigen Gang der Natur, welche stets von

der niedrigeren Form zur höhern aufsteigt, die höhern Racen aus jener sich hervorentwickeln, so daß die kaukasische die letzte in der Reihe wäre. Nun ist aber auch diese Race, wie die mongolische und amerikanische, gegenwärtig in alle Himmelsstriche getaucht, reicht einerseits über den Polarkreis hinauf, anderseits, in Hindostan, tief in den heißen Erdgürtel hinab; und schon dies steht entgegen, wenn man die kaukasische oder jede andere Race als ein eigenthümliches, verhältnißmäßig neueres Produkt höherer Breiten betrachten wollte.

Es gibt einen auffallenden Punkt in der Ethnographie, den wir vor allen hervorheben würden, wenn es darauf ankäme, die Annahme zu vertheidigen, daß der Mensch bereits existirt habe, als in unsern Landstrichen Elephanten lebten und Palmen wuchsen. Aber sonderbar! gerade dieser Punkt widerspricht der daraus gezogenen Folgerung, daß die damalige Menschheit eine gleichförmige gewesen sey, und die Racen sich aus ihr in den Zonen der nunmehr vom Pol gegen den Aequator strenger abgestuften Klimate gebildet haben.

Für diejenigen, welche alle Völker von Einem Punkte aus über die gegenwärtige Erde wandern lassen mußten, war es von jeher eine der peinlichsten Schwierigkeiten, zu erklären, was die Völker des nördlichen Polarkreises in diese schauerlichen Wüsten getrieben haben mochte, wo Meer und Land in der Erstarrung verschmelzen. Die einzige vernünftige Annahme, Hinausdrängung durch historische Völker, wird nicht nur durch keine geschichtliche Spur unterstützt; der Anblick aller Völker weit und breit, denen man jenen Effekt zuschreiben könnte, spricht durchaus dagegen. Dächte man sich aber diese Stämme auf Inseln des warmen, vorweltlichen Polarmeers vom Umschlag des Klimas überrascht, so erklärte sich ihre Verzerrung und ihre Isolirung gleich gut. Die der Katastrophe entgangenen ärmlichen Reste der Bevölkerung fügten sich in das aufgedrungene Gesetz der harten Natur; der Druck des Klimas verbildete ihnen Leib und Seele zur jetzigen Ungestalt, und als die successiven Hebungen des Meeresbodens zwischen ihren Wohnsitzen und dem Festland Brücken bauten und der jetzige Umriß desselben sich vervollständigte, da waren sie längst ihrem Boden so einverleibt, daß sie jenes Agens, das den Menschen zur Auswanderung im Großen bestimmt, in sich nicht mehr zu entwickeln

vermochten. Wäre nun die Bildung dieser Polarvölker gleichförmig oder entschieden auf eine und dieselbe Race zu beziehen, so könnte man meinen, in ihnen den durch den Frost eigenthümlich modificirten Urstamm oder den extremen Typus einer der Racen der neuen Weltära vor sich zu haben. Nun haben aber an dieser charakteristischen Polarverbildung Allem nach zum wenigsten zwei Racen Theil genommen. Die meisten dieser Stämme sind sichtbar mongolischer Race; aber manche derselben, namentlich Lappen, Eskimos und Grönländer scheinen bestimmt Verbildungen der kaukasischen. Ja, das Naturell und die ganze Bildung des Samojeden erinnert sogar auffallend an den Neger. Herder faßt die Beobachtungen Klingstedts und Anderer über den Samojeden in folgenden Worten zusammen: „Der Samojede hat das runde, breite, platte Gesicht, die untersetzte, blutreiche Statur der nördlichen Bildung; nur seine Lippe wird aufgeworfener, die Nase offener und breiter, der Bart vermindert sich. Der Samojede ist also gleichsam der Neger unter den Nordländern, und seine große Reizbarkeit der Nerven, die frühe Mannbarkeit der Samojedinnen im eilften, zwölften Jahr, ja, wenn die Nachricht wahr ist, der schwarze Ring um ihre Brüste, nebst andern Umständen, machen ihn, so kalt er wohne, dem Neger noch gleicher. Indessen ist er, trotz seiner feinen und hitzigen Natur, die er wahrscheinlich als Nationalcharakter mitbrachte, und die selbst vom Klima nicht hat bemeistert werden können, doch im Ganzen seiner Bildung ein Nordländer.“ * — Woher soll nun aber der Samojede, im Raum, wandernd, seine hitzige Natur gebracht haben? Wir aber könnten sie als eine uralte Ueberlieferung in der Zeit und auf demselben Boden betrachten.

Schon in jener Urzeit würden uns also im hohen Norden zwei der Hauptformen der Menschheit und eine Bildung begegnen, die man als eine Spur der dritten ansprechen könnte. Die strenge, stiefmütterliche Natur hat diesen ihren Gefangenen den gemeinsamen Stempel arctischer Verzerrung aufgedrückt, aber dabei die Racenunterschiede nicht ganz verwischen können. Haben wir diese richtig aufgefaßt, so drängt sich überraschend die Aehnlichkeit des Verhaltens mit dem auf, was wir am entgegengesetzten Ende der Festländer heute noch beobachten:

* Ideen zur Geschichte der Menschheit, VI. Buch.

die Racen waren damals schon nahe zusammengerückt, gerade wie jetzt, nach unserer Schilderung, S. 189 die merkwürdigen Analoga derselben auf den australischen Inselgruppen, welche sich zu einem Festlande zu bilden scheinen, neben und um einander wohnen.

Wenn wir uns nicht täuschen, so ist das hier Angedeutete, trotz seiner scheinbaren Paradoxie, der Beachtung nicht ganz unwerth. Doch wir enthalten uns hier der weitern Ausführung und Anwendung, deren der Gedanke fähig wäre. Man sieht aber soviel: selbst bei der ausschweifendsten Hypothese hinsichtlich des Alters der Menschheit begegnete uns nicht ihre Einheit, sondern bereits ihre Vielheit; ihre Wurzel entschlüpfte uns, so tief wir auch greifen möchten, und es bleibt uns nichts übrig, als ihre einstige Einheit, und damit die Abstammung von Einem Paare in der Idee festzuhalten.

Wir begnügen uns, die wichtige Frage nach der Genesis der Menschenracen, wie sie gemeiniglich in der Wissenschaft beantwortet wird, besprochen und auf die Schwächen und Widersprüche der hergebrachten Lösung aufmerksam gemacht zu haben. Es würde uns hier zu weit führen, wollten wir auch die schüchterner und seltener ausgesprochene Ansicht beleuchten, nach welcher die charakteristischen Formen der Menschheit, die Racen, ursprünglich getrennte, rein autochthonische, der verschiedenen Natur entlegener Landstriche verschiedenartig entsprungene Bildungen wären, nach welcher das Geschlecht nicht Eine, sondern einige und am Ende viele, nur durch die allgemeine Einheit des Planeten verknüpfte Wurzeln hätte. — Wir können kaum hoffen, daß viele Leser nach der Ausführung und Begründung unserer eigenen Hypothesen über Verartung und Verbreitung der Menschheit lüstern seyn werden; wäre dies aber auch der Fall, so müßte dieses mißlichere Geschäft einer andern Zeit, oder einem andern Ort vorbehalten bleiben, wo dann auch der Beurtheilung unterworfen werden könnte, wie wir das Verhältniß der Racen zu der allgemeinen Entwickelung des Geschlechts und die Rechte und Pflichten des Europäers, der farbigen Menschheit gegenüber, auf naturhistorischem Standpunkt auffassen. Wir deuten hier nur noch mit wenigen Worten an, welch wesentliche Vortheile der über dem Räthsel der Verbreitung der

Menschheit grübelnde Gedanke dabei findet, wenn er ihr Alter so hoch hinaufrückt, daß die Entwickelung des Geschlechts mit der endlichen Ausbildung des Landes Hand in Hand geht; und wir haben zu zeigen gesucht, daß die Naturgeschichte gegen diese genealogische Operation nirgends einen positiven Widerspruch einlegt.

Allem nach verlaufen die drei Hauptformen des Menschengeschlechts aus unergründlicher Tiefe parallel mit einander herauf. Viele farbige Nationen der Erde mochten aber bereits in ihrer Weise gelernt haben, was sie zu lernen überhaupt fähig waren, als der kaukasische Stamm aus seinem Schlummer aufbrach. Vielleicht war die mongolische Race der alten Welt in ihrer geistigen und geschichtlichen Entwickelung bereits zu dem Höhepunkt gelangt, mit welchem beim Individuum, wie bei den Völkern, Stillstand oder Zurücksinken eintritt, während die Potenzirung des Gattungscharakters, die sich unverkennbar in der kaukasischen Race ausspricht, auf vielleicht beschränkten Wohnsitzen derselben lange latent blieb. Die ältesten, von Völkern dieser Race gebildeten Reiche, welche wir am Anfang der Geschichte in Asien treffen, waren, einem nothwendigen frühern Zustand gegenüber, gewiß schon bedeutende Entwickelungen; aber erst im magnetischen Zuge nordwestwärts reifte in der Race vollends jene Kraft, welche den Europäer am Ende zum Haifisch im Völkermeere gemacht hat. Der ganze Erdstrich, den die Race überschwemmt hat, zwischen den Wohnsitzen der Lappen und der afrikanischen Sahara, zeigt nirgends mehr jene originellen Völkergebilde, die auf den Gebieten anderer Racen neben Völkern bestehen, welche sichtbar eine historische Entwickelung hatten; noch viel weniger hat der Tummelplatz der weißen Race jene versunkenen Urstämme aufzuweisen, wie sie anderswo von nur relativ kräftigeren Völkern eingeschlossen, doch nicht ganz überwältigt sind. Der asiatisch-europäische Völkerstrom hat alle Autochthonen der Länder weggerissen; wir wissen weder, welcher Art sie waren, noch ob sich außer den Lappen irgendwo Spuren derselben erhalten haben.

Seit den paar Jahrtausenden, zu welchen die Traditionen klarer oder verworrener hinaufreichen, ist fast alle große, historische Bewegung unter den Völkern nur Entwickelung unserer eigenen Race. Von dem, was im Schoße anderer Racen vorgegangen ist, seit die geistigen Regungen unserer eigenen deutlicher hervortreten,

und noch lange hernach, haben wir so gut als keine Anschauung. Daß Sprachen und Naturell sämmtlicher historischen Völker, wie sie jetzt das westliche Asien, Europa und den Norden von Afrika füllen, auf einen gemeinsamen Ursprung in einem Lande Mittelasiens deuten, leidet keinen Zweifel. Es war natürlich, daß diese Völker die Ueberlieferungen, in welchen das früheste Geschick ihrer Race niedergelegt war, bei einem Gesichtskreise, der lang ein beschränkter blieb, auf das Geschick der ganzen Menschheit ausdehnten. Sie verwechselten ihren eigenen, gemeinsamen Ausgangspunkt mit dem Ur- und Stammsitz der Menschheit, und bis in die neueste Zeit mühte sich der gelehrte Glaube — man weiß, mit wie zweifelhaftem Erfolg — die Strahlen aller Racen auf diesen Focus zusammenzubrechen. Wollte man sich nun die Verbreitung des Menschengeschlechts von einem Punkte aus über das Relief der jetzigen Festländer und Inseln deutlich machen, und ging dabei, wie man nicht anders konnte, von der Idee einer historisch bewegten, wandernden und sich drängenden Völkermasse aus, so gerieth man, wie schon früher bemerkt, in unzählige Widersprüche, weil der ganze jetzige Zustand der Völker fast überall mit der Voraussetzung unvereinbar war. Hatte man durch eine geschichtliche Entwickelung oder durch rastlose, durch nichts zu motivirende Wanderung die Länder gefüllt, so mußte man an hundert Stellen wieder eine rückgängige Bewegung, ein Versinken und Krystallisiren der Stämme annehmen und erklären; aber die überall angeknüpften Fäden wollten sich nirgends auch nur zu einem einigermaßen plausibeln System verweben, sondern verliefen in ein unförmliches Gewirre. So kommt es, daß nur die Mystiker über diesen Punkt viel wissen, während das Kapitel in den gewöhnlichen anthropologischen Schriften mit weiser Mäßigung sehr summarisch behandelt wird. Uebervölkerung und Mangel an Nahrung, Flucht vor Tod, Plünderung, Sklaverei, dem Despotismus fremder Sitten u. dgl. bilden die Hauptzüge des Gemäldes. Malt man es aber weiter aus, wie es auch wohl versucht worden ist, so gleicht es einem schlechten Roman, in welchem aus falscher Auffassung des menschlichen Geistes und Herzens Motive hergeleitet, und auf die divinirten socialen Verhältnisse einer Zeit, die man nicht studirt hat oder nur noch unvollständig studiren kann, Situationen gegründet werden. Das leichteste Spiel hatten die Verbreiter in den

Australländern, wo der Ocean die mannichfachsten Inselgruppen vielmehr verknüpft als scheidet, und das naturgemäßeste Moment, das Verirren auf der See, in volle Anwendung kam.

Wir haben oben gezeigt, welch bedeutende Veränderungen die Erdoberfläche erlitten haben muß, seit der Mensch auf ihr gelebt haben kann und wahrscheinlich gelebt hat. Europa — und wir dürfen die Analogie auf alle Festländer übertragen — stellt sich uns im Anfang der sogenannten tertiären Periode als ein großes Inselmeer dar, ungefähr wie jener südliche Archipelagus, wo heutzutage im Neuholländer, im Neuguineer, in den Bewohnern der Molukken, der Karolinen, Neuseelands, der Freundschafts-, der Gesellschaftsinseln ꝛc. die merkwürdigen Gegenstücke der geschlossenen Racen der Hauptcontinente leben. Verbreitete sich das Menschengeschlecht bereits, als alles Land noch so zerschlagen und aufgeschlossen war, so wird gleich die Uebersiedlung einzelner Stämme in entlegene Landstriche und über die Wohnsitze anderer Völker hinaus, viel begreiflicher, als wenn man sie über die starre, ungeheure Erstreckung der Continente durch Wüsten und Wildnisse und feindliche Völker hindurchführen muß. Um nur Eines anzudeuten: durch in Fahrzeugen verschlagene Individuen konnte der Same der Menschheit fernhin getragen werden, und wenn so in Isolirung aus einfachen Wurzeln aufgewachsene Völker, bei zusammenrückendem Land, ihren alten Stammgenossen wieder begegneten, so standen sie ihnen fremd, in specifischer Entwickelung gegenüber und hatten etwa nur halb verschollene Erinnerungen mit ihnen gemein, die bald vollends ganz verklangen.

Man sieht, so erklärte sich oft sehr befriedigend ein sehr schwieriges Moment: die auffallende Trennung, die hinsichtlich der Sprache und der Sitten zwischen körperlich sehr nahe verwandten Völkern besteht, und ebenso das Vorkommen gänzlich versunkener, körperlich und geistig verzerrter Stämme dicht neben weit beweglicheren und entwickelteren. Jene waren in insularischer Isolirung verdumpft, vielleicht nur, weil der Zufall ihre verirrten Stammväter der in Werkzeugen verkörperten geistigen Errungenschaft ihres Volks beraubt hatte und sie sich dieselben in der neuen Naturumgebung nicht oder nur unvollkommen schaffen konnten. Als ihre Wohnsitze mit andern Landstrichen durch geologische Prozesse verschmolzen, und sie von rührigeren Stämmen, die den neuen

Boden füllten, entdeckt wurden, waren sie längst so erstarrt, daß sie von ihren Nachbarn in keine Bewegung hineingerissen, daß sie von ihnen nur decimirt und in ihren Resten verachtet werden konnten. Wir führen ein Beispiel an, das schlagend scheint. Der elende Feuerländer in der Südspitze von Amerika ist der unmittelbare Nachbar des riesigen Patagonen, der lediglich nichts mit ihm gemein hat als die allgemeinen Züge amerikanischer Bildung. Wir haben aber oben, S. 223, gesehen, daß der Patagone sich jetzt auf einem Boden bewegt, der vor nicht sehr langer Zeit Meeresgrund gewesen seyn muß. Der Pescheräh scheint somit in weiter Trennung vom festen Lande, vielleicht mit dem Anwohner der Beringsstraße am andern Pol Amerikas durch dieselbe Katastrophe, versunken zu seyn, während der Patagone mit der Ausbreitung des Landes von Norden her sein Nachbar wurde. Der Gedanke liegt nahe, zwischen Hottentotten und Buschmännern einerseits, und den höher stehenden afrikanischen Völkern anderseits ein ähnliches Verhältniß anzunehmen. Auf diese Weise können eigenthümliche Völkerbildungen mit ihrem Gebiet mitten in Continente eingebettet worden seyn, wie die Seemuschelbänke im Rhein- und Donauthal. Einer der räthselhaftesten Punkte in der Anthropologie, eben jene unauflöslichen Völkerkrystalle in der bewegten Fluth des Lebens rings umher, würde hiedurch dem Verständniß näher gebracht, und überhaupt ein Anhaltspunkt gewonnen, um sich über das Rechenschaft zu geben, was fast überall die roheren Völker so seltsam trennt und verbündet.

In dieser Vorstellungsweise würde übrigens die Trennung der Völkerstämme keineswegs nur vom Moment des Verschlagens zur See abhängig gemacht. Wie wir gesehen haben, entsprachen den raschen, mächtigen Hebungen der Erdoberfläche eben so bedeutende Senkungen und Einstürzungen, und schon hiedurch mußten die Völker vielfältig abgeschnitten und auseinandergedrängt werden, um sich erst später wieder zu begegnen. — Wenn die neuere Geologie die Bildung des Landes als eine successive Hebung und Senkung in vertikaler Richtung begreift, so war nach unserer Annahme die Verbreitung des Menschengeschlechts in horizontaler Richtung ein Auseinanderschieben, so lange das Land noch vom Meer aufgeschlossen war oder sich accidentell wieder aufschloß, und ein Wiederzusammenrücken, als die Länder allmählig verschmolzen.

Alles dies erklärte nun freilich höchstens die Verbreitung einer und derselben Race, ihre Zerschlagung in verschiedene Stämme und Völkerkreise; für die Racenbildung und die Verbreitung des ganzen Geschlechts von Einem Punkte aus wäre damit eben nicht viel gewonnen. Wir haben aber gesehen, daß das große Räthsel aus mehreren in einander geschachtelten besteht, sofern das Zerfallen Einer Hauptform in körperlich und geistig so verschiedene Völkergebilde am Ende nicht viel erklärlicher erscheint, als die Racen selbst; und es wäre vorläufig genug, wenn man über jenes Moment nach und nach mehr ins Reine käme.

Entspräche das, was wir hier skizzenhaft angedeutet, einigermaßen der Naturwahrheit, so verlangte eine solche Entwickelung des Menschengeschlechts im Raum, verknüpft mit der definitiven Ausbildung des Landes, nur Ein Zugeständniß: Zeit, unendliche Zeit. Wir haben auch nicht entfernt einen Begriff davon, wie sich geologische Zeit zu historischer verhält, eben so wenig, welchen Bruchtheil vom Lebensalter der Menschheit die viertausend Jahre vorstellen, hinter denen für uns Alles in Nacht und Dunkel versinkt. Bei keinem abendländischen Volke reicht die Zeitrechnung über dreitausend Jahre hinauf; wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß, um diese Zeit etwa, das gesammte Griechenland wegen eines geraubten Weibes zehn Jahre lang eine Stadt belagert hat. Die allerwenigsten Geschlechter in Europa vermögen ihre Stammbäume tausend Jahre hinaufzuführen, die Schweizer wissen nicht mehr zu sagen, ob vor wenigen Jahrhunderten ein Pfeilschuß ihnen die Freiheit überhaupt, und ob er sie ihnen ehrlich erworben, und wenn wir vom Beginn der christlichen Zeitrechnung sprechen, nennen wir in runder Zahl zweitausend Jahre, den Ausfall, der doch fünf Generationen und dreimal ein Menschenleben umfaßt, für nichts rechnend. Der Mensch hat wieder vergessen, was im Leben der Erde gestern und vorgestern war, und unter diesen Umständen sollte es ihm nicht schwer fallen, jeder Theorie, welche es nicht mit chronologischen, sondern mit geologischen Epochen zu thun hat, so viel Zeit zuzugestehen, als sie nur immer verlangt.

Hätten wir nicht Unrecht, so könnte freilich, außerhalb des Gebiets der eigentlich historischen Völker, die historische und anthropologische Untersuchung keinen Schritt machen, ohne daß der Geolog als Schanzgräber vorausginge und die Pfade ebnete. Man

blickte damit in eine unabsehliche Perspektive der Forschung; aber sie dürfte nicht entmuthigen. Zwar hat die gesammte Naturwissenschaft auf der bisher zurückgelegten Strecke häufig das Terrain Schritt vor Schritt erobern müssen; aber nicht selten ist auch das Locomotiv des allgemeinen Geistes durch die Expansionskraft des Genies unglaublich beflügelt und weithin über Abgründe geführt worden.

H. H.

Die Gesangbuchsreform.

Die in der Aufschrift dieser Zeilen bezeichnete Frage ist auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens von vielen Seiten her gerade jetzt lebhafter denn jemals angeregt, und wird von der Mehrzahl derjenigen, welche daran Theil nehmen, im Wesentlichen nach derselben Richtung hin besprochen. Darin erweiset sich offenbar nicht bloß ein allgemeines Interesse für den Gegenstand, sondern auch schon ein gleichartiges Bedürfniß in Beziehung auf denselben. Im Norden nämlich und im Süden, zumal des protestantischen, Deutschlands sind im jüngsten Zeitraume theils neue Liedersammlungen für den kirchlichen Gebrauch hervorgegangen, unter welchen das Rheinländische (1824), das Berliner (1829), das Lübecker (1832) auf der einen — von der andern Seite das neue evangelische Gesangbuch des Großherzogthums Baden (1835), so wie ein israelitisches (1836) und das neue katholische (1837) im Königreich Württemberg Beachtung verdienen; theils werden Verbesserungen vorbereitet oder nachgesucht, wie in Westpreußen mit der neuen Auflage des Danziger Gesangbuches, in den deutschen Provinzen von Rußland, wo auf Anregen des vormaligen Professors Sartorius in Dorpat seit 1834 auf zwei Synoden der lutherischen Geistlichkeit von Livland die Bearbeitung einer neuen kirchlichen Liedersammlung berathen worden ist; in Sachsen, wo die zunächstliegenden Bedürfnisse und Wünsche vornämlich von dem Pastor Stier zu Frankleben in mehreren gehaltreichen Schriften vorgetragen sind; in Schwaben, wo sich die Geistlichkeit von Stuttgart im Jahr 1836 an die evangelische Landessynode von Württemberg mit der Bitte um eine

zweckmäßige Veränderung des eingeführten evangelischen Gesangbuches gewendet hat. Auch sind außer und vor den so eben genannten seit bald einem Menschenalter mehrere ausgezeichnete Männer aus verschiedensten Ständen aufgetreten, um nicht bloß ein allgemeineres Bedürfniß von dieser Seite ins Leben zu rufen, sondern um durch eine größere oder kleinere Auswahl von trefflichen geistlichen Liedern theils den Geschmack am ächten christlichen Liede zu bilden, theils den Stoff darzubieten, aus welchem bei der gewünschten Reform der im Brauche stehenden Gesangbücher eine nach Inhalt und Form den gerechten Ansprüchen der Gemeinde angemessene Sammlung enthoben werden dürfte. J. M. Arndt ist auch in diesem heiligen Kampfe ein Vortreter gewesen. Nächst ihm waren es Rambach, der in Hamburg, Kanne und Wilhelmi, die aus Franken und der Pfalz ihre Stimme kundgaben; späterhin Raumer, der Geograph, veranstaltete die Basler Sammlung (1831), und die Herausgeber des Berliner Liederschatzes dieses umfangreiche Werk, neben dem Zwecke der Privaterbauung, zum Behufe der Vorbereitung eines verbesserten Zustandes und gereinigten Inhaltes der kirchlichen, für den gottesdienstlichen Gebrauch der Gemeinde bestimmten Liederbücher. Unstreitig aber die drei wichtigsten Werke dieser Art und Bestimmung sind: der Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches zum Kirchen- und Hausgebrauche, von dem königl. preußischen Minister-Residenten in Rom, Bunsen, im Verein mit gleichgesinnten Freunden, Schmieder, Rothe, Tholuck und Tippelskirch, verfaßt und im Jahr 1833 in Hamburg erschienen, mit 934 Liedern; das evangelische Gesangbuch oder neu bearbeitete Sammlung alter und neuer Lieder zum kirchlichen Gebrauch (von Rudolph Stier), mit Stereotypen zu Halle 1835 gedruckt, aus 915 Liedern bestehend, und der evangelische Liederschatz für Kirche und Haus, eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von M. Albert Knapp, Archidiaconus an der Stiftskirche zu Stuttgart, ebendaselbst (in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung) im Jahr 1837 gedruckt und mit 3572 Liedern ausgestattet.

Charakteristisch muß es zugleich erscheinen, daß dieses Interesse der Gegenwart für dasjenige, was in der Kirche gesungen werden soll, mit einer nahe verwandten Bewegung zusammentrifft, welche

sich auf den Gesang selbst und überhaupt auf die musikalische Seite des Gottesdienstes bezieht. Das preußische Ministerium hatte im Jahr 1814 eine Commission mit Prüfung der gottesdienstlichen Ordnungen in den verschiedenen Ländern des Protestantismus beauftragt, um als Ergebniß eine würdige Einrichtung der Liturgie im preußischen Staate zu erzielen. Der Oberconsistorialrath Natorp u. A. wirkten zugleich auf allgemeine Verständigung über den musikalischen Bestandtheil der öffentlichen Andacht hin. Die großen Verdienste eines Becker in Leipzig, Rinck in Darmstadt und Anderer um die Veredlung des Orgelspieles in unsern Tagen sind weithin bekannt und werden in ihrem unleugbaren Einfluß auf die kirchliche Erbauung dankbar empfunden. Gleichen Schritt mit diesen Bestrebungen ist seit ungefähr fünfzehn Jahren auf die Verbesserung des Chorals das Bemühen Conrad Kocher's in Stuttgart und seiner Genossen gegangen, unter welchen Silcher in Tübingen und Frech in Eßlingen mit ihm das neue Württembergische Choralbuch besorgt haben. In diesem Jahr (1838) ist aber erst Kocher's Hauptwerk erschienen: „Stimmen aus dem Reiche Gottes" (Stuttgart, bei Hallberger). Hier werden ungefähr 400 der gediegensten älteren und neueren Choräle in vierstimmiger Bearbeitung, gleichfalls zum Gebrauche für kirchliche und Privatzwecke, vornämlich aber zur Auswahl für die gottesdienstliche Erbauung dargereicht, um die deutsche Kirche mit ihren erhabensten christlichen Volksgesängen vertraut und diese in Stadt- und Dorfgemeinden heimisch zu machen; ein Unternehmen, das in schöner Wechselbeziehung mit jenem der obengenannten Liedersammlungen sich anbietet und um desto mehr Aufmerksamkeit und Benützung verdient, als es vorerst einzig ist in seiner Art. Namentlich ist jetzt die Frage nach der Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit des vierstimmigen Gesanges der Gemeinde von allen Seiten beleuchtet, am deutlichsten aber durch den glücklichen Erfolg einzelner beharrlichen Versuche in Schwaben und Franken beantwortet. Es hat sich das Bedürfniß der Aufnahme eines kirchlich gehaltenen Figuralgesanges in dem protestantischen, gleich dem katholischen Gottesdienste, geltend gemacht. Es ist, zumal auf Anregen der neuen preußischen Agende, das Verhältniß zur Sprache gekommen, in welchem der Chor und die Gemeinde, der figurirte Gesang Einzelner und das Lied der Gesammtheit mit einander in dem Cultus der evangelischen Kirche

zu stehen haben. Es ist überhaupt der ächte Geist und die würdige Form kirchlicher Musik und gottesdienstlichen Gesanges in einer Weise und mit einem Ernste zur Erörterung gebracht, daß wir bei der Besprechung der auf die Gesangbuchsreform gerichteten Wünsche auch dorthin einzugehen und sowohl Melodien als Texte des kirchlichen Gesanges als einen gemeinsamen Gegenstand zu behandeln, hierorts um desto weniger Umgang nehmen dürfen, als die Verständigung eines größern Kreises von Lesern, wie die Erläuterung der Sache schon an und für sich selbst, durch den wechselseitigen Bezug beider Fragen offenbar gewinnt.

Beachten wir sofort näher das Gemeinsame in der Richtung, das Gleichartige an dem Inhalte des von allen Seiten her ausgesprochenen Bedürfnisses nach Gesangbuchsreform, und namentlich wiefern sich dieses Bedürfniß in derselben Richtung durch die bis jetzt hervorgetretenen Arbeiten kund gibt; so ist ihm eine merkwürdige Eigenthümlichkeit nicht abzusprechen. So lang es Gesangbücher gibt, was mit andern Worten so viel ist als: so lange die evangelische Kirche besteht, in welcher der christlichen Gemeinde durch den Choral eine selbstthätige Mitwirkung zum Gottesdienste zuerst wieder in größerem Maße eingeräumt worden ist, hat sich immer von Zeit zu Zeit, im Durchschnitte je nach Abfluß zweier Menschenalter, ein Fortschritt des geistigen Liedes in neuen, wenn auch eigenthümlichen, doch nicht minder, als die alten, tiefempfundenen, oder doch zumeist durch die Sprache der Gegenwart mit der neuen Zeit näher verwandten Erzeugnissen dargestellt, und war ebendamit der Wunsch nahegelegt, die öffentliche Sammlung theils durch Auslassung älterer, unter dem Volke minder beliebten Gesänge oder durch Berichtigung einzelner Ausdrücke derselben zu vervollkommnen, theils durch den Zuwachs neuer Lieder, die zum erbaulichen Gebrauch für die Zukunft empfohlen werden dürften, zu bereichern. Dasselbe ist auch mit den Choralbüchern geschehen, um die Zahl der Gesangweisen in der Kirche zu erweitern und ihre Behandlung der musikalischen Ansicht und Neigung der Zeit näher zu bringen. Die letztmaligen dergleichen Veränderungen erfolgten in und nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts beinahe durch ganz Deutschland; in der Bearbeitung der Gesangbücher ist der preußische Oberconsistorialrath Diterich, in der Behandlung des Chorals der Biberacher Organist Knecht vorangegangen. Die Tendenz solcher Verbesserungen war

durchaus der Fortschritt, die Aneignung von Neuem, die Durchbildung des Aelteren für das Bedürfniß und den Geschmack einer spätern Zeit; Veränderungen, die früher mit mehr schonender Hand, zuletzt aber streng und durchgreifend waren vorgenommen worden. Davon unterscheidet sich nun aber das gegenwärtige Bedürfniß allgemein dadurch, daß es nicht einen Fortschritt, sondern eine Rückkehr fordert, daß es die alten Lieder, die in einer rücksichtslosen Zwischenzeit entweder ganz verstoßen oder bis zur Umwandlung erneut worden wären, die vermißten zum vorigen Gebrauche, die entstellten in ächter Gestalt zurücksehnt. Auch in musikalischer Hinsicht nehmen wir das Streben nach den ältern Vorbildern und ernsthaft einfacheren Tonarten früherer Jahrhunderte oder doch das Verlangen nach Herstellung jüngerer Melodien und Sätze nach den Regeln jener werthgehaltenen Vergangenheit wahr. Denn für das Gute, Aechte, Alte, wird geklagt, habe man dem Volk mit dem Neuen etwas Schlimmes, Untüchtiges oder doch minder Brauchbares und weniger Erbauliches gegeben, und es spreche nur sein theures Eigenthum an, wenn es nach den alten Büchern und ehrwürdigen Tönen lechze.

Ob man jedoch mit dieser Rückkehr zum Alten nicht im Grund einen Rückschritt in die Fesseln dogmatischer Engherzigkeit und poetischen Ungeschmacks fordere, ist eine Frage, die um desto näher liegt, als nicht geleugnet werden kann, daß am lautesten hierüber und nicht ohne Heftigkeit das Wort vornämlich von derjenigen Seite her geführt wird, auf welcher die freie Durchbildung christlicher Gedanken und die vom buchstäblichen Sinn abweichende Schriftauslegung eifrigst bestritten, ja nicht selten verleumdet und verfolgt zu werden pflegt. Aber welcher Unbefangene wollte zugleich verkennen, daß abgesehen von der Einseitigkeit, worin sich Ansicht und Sitte hier bewegt, und trotz der in einzelnen Fällen damit verbundenen Hoffahrt, Unwahrheit und Herrschsucht, doch auf Seiten des Pietismus vorherrschend ein größerer Ernst in christlichen Dingen, ein wärmeres Gefühl für göttliche Wahrheit und eine, wenn auch minder klare und mehr bildliche, doch tiefere Auffassung und innigere Aneignung des kirchlichen Bekenntnisses als anderwärts gefunden wird. Von der andern Seite sind jedoch unter denen, welche eine Gesangbuchsreform wünschen und vorbereiten, auch Solche, die man weit entfernt ist, unter die Engherzigen im Glauben und die Schroffen im Bekenntniß zu rechnen, und von welchen,

außer Schleiermachers unsterblichem Namen, nur noch zwei, eben so wissenschaftlich wie kirchlich hochgestellte Männer, der Hofprediger und Oberconsistorialrath Dr. Theremin in Berlin und der evangelische Bischof und General-Superintendent der Provinz Pommern, Dr. Ritschl, welche mit jenem an der Sammlung des neuen Berliner Gesangbuchs gearbeitet haben, bezeichnet werden dürfen, um bei Manchem, welcher geneigt wäre, Verdacht zu schöpfen, ein besseres Vorurtheil zu erwecken. Ueberhaupt war die Veranstaltung dieses Buchs von einem Beschluß der im Jahr 1817 in Berlin versammelten Kreis-Synode ausgegangen, so wie die weitere Verbreitung des von dem Presbyterium der unirten Gemeinde Unterbarmen veranstalteten durch die Provinzialsynoden von Jülich, Cleve und Berg und für die Rheinlande beschlossen; ebenso der Entwurf des Badenschen Gesangbuches im Jahr 1834 zu Karlsruhe von der aus Geistlichen und Nichtgeistlichen zusammengesetzten evangelischen Generalsynode bewilligt, der eines allgemeinen Gesangbuches für die lutherischen Gemeinden in Rußland nicht nur von dem dortigen General-Consistorium angeordnet, sondern auf Provinzialsynoden berathen, und so Bedürfniß wie Unternehmen als ein zeit- und zweckgemäßes allenthalben öffentlich anerkannt und gerechtfertigt worden. Diese Rechtfertigung darf sodann aber auch nicht bloß als von dem höheren Kreise der Gesellschaft ertheilt, von dem geistig fortgeschritteneren Theil der Gemeinden zugestanden, angesehen werden; denn sie wird aus der Mitte des Volkes in Stadt und Land zur Genüge bestätigt, wenn Männer, die im Herzen des Volkes lesen und aus dem Schoße ihrer Gemeinden heraus Zeugniß geben, wie ein Rambach und Knapp, dasselbe Verlangen aussprechen und denselben Eifer bethätigen. So ist mithin kein Grund vorhanden, warum nicht mit eben so viel Vertrauen als Vorsicht das genannte Bedürfniß wahrgenommen werden sollte. Die sicheren Kriterien der Prüfung gibt uns aber nur eine klare Ansicht von dem Wesen des Kirchenliedes und von seiner Stellung im Gottesdienste als kirchlicher Gesang an die Hand. Hierüber mögen folgende Andeutungen im Wesentlichen genügen.

Die Frömmigkeit, wie das Christenthum sie darbietet und fordert, ist Anbetung im Geist und in der Wahrheit, Leben der Seele für, mit und in ihrem Gott. Im ruhenden Zustand ist sie Andacht, Gefühl der Gottesnähe, schmerzlich im Bewußtseyn des durch die

Sünde verwirkten göttlichen Wohlgefallens und der damit verbundenen Störungen einer innigen und seligen Gemeinschaft mit Gott; froh dagegen in der Anerkenntniß der Gnade und Weisheit, die Alles wirkt und Alles wohlmacht, auch die Sünde vergibt und die Versöhnung der Getrennten, die Heiligung der Unreinen, die Befriedigung der Unseligen in dem Werke der Erlösung vollzieht. Aber die Frömmigkeit ist als inneres Leben wesentlich auch in Bewegung, und diese Bewegung äußert sich in gedoppelter Thätigkeit, einmal um aus dem zwar tiefen und innigen, aber noch unentwickelten Bewußtseyn zur klaren Verständigung über sich selbst und über den Gegenstand und das Ziel des Glaubens, zur Einsicht in göttlichen Dingen zu gelangen; sodann, um das so erkannte Wesen des Glaubens an sich selbst wahrhaft zu verwirklichen und auszubilden, um das zur Einsicht erhobene Gebiet der Frömmigkeit thatkräftig anzubauen und nachhaltig auszubeuten. Ersteres geschieht in der christlichen Betrachtung, welche zunächst die Lehren und Thatsachen unserer heiligen Offenbarung sich aneignet, und hierüber bald dem eigenen Nachdenken sich zuwendet, bald anderweitige Unterweisung über den Segen und das Gebot des Christenthums aufnimmt und von hier aus das Gemüth in allen seinen Trieben und Zuständen prüft, das Leben in allen seinen Richtungen und Kreisen beurtheilt. Letzteres erfolgt, wenn wir den Glauben als unser sittliches Lebenselement in die Tiefe des Gemüths einzusenken, in die Breite des Daseyns zu entfalten, darin anzuwenden, darzustellen und zu bewahren, durch Beides aber, durch Gebet nach innen, durch Treue nach außen, in christlicher Gesinnung völliger zu werden, uns zur Aufgabe machen. So unterscheiden wir die Ruhe und Bewegung der Frömmigkeit im Gemüthe. Nicht, als wenn die ruhige Andacht und die Thätigkeit sowohl der Betrachtung göttlicher Dinge, als des Strebens nach Verwirklichung eines göttlichen Daseyns jede für sich und von den andern gesondert, wahrhaft und gedeihlich bestehen könnte. Sondern das fromme Gefühl nährt sich am göttlichen Gedanken, wie es hinwiederum denselben bei unzähligen Vorkommnissen des Lebens anregt; es drängt auf heilige Entschlüsse und erhebt sich ins gläubige Gebet, als Vertrauen, als Bitte, als Gelübde vor Gott und dem Erlöser, wie es hinwiederum der stille, wehmüthige oder selige Nachhall unsrer Pflichterfüllung und Anrufung Gottes ist. Eben so die christliche Betrachtung wäre

unfromm, wenn sie nicht von dem Gefühl der Gottesnähe und von der tiefen Richtung darauf, daß Gemüth und Leben durch Lauterkeit und Treue in allen Stücken den Schöpfer und Erlöser verherrlichen, begleitet würde. Deßgleichen, die mehr auf das Praktische gerichtete, im Wachsthum der Frömmigkeit nach Innen und Außen bewährte Thätigkeit einer gläubigen Seele erschlafft in ihrem Vorsatz, erkaltet in ihrem Gebete, wo nicht insgeheim die stille Flamme der Andacht als innerstes Gefühl und unerlöschliches Bewußtseyn glüht, wo nicht diese Gluth der Gottinnigkeit durch das Licht christlicher Einsicht und Erkenntniß hell und klar erhalten wird, wo sich nicht auch zugleich das Streben nach christlicher Vollkommenheit auf Erhöhung der Innigkeit des Glaubens und auf Befestigung, Erweiterung und Verdeutlichung der Einsicht in die Glaubenswahrheit erstreckt. Aber vorzugsweise und zunächst wird das religiöse Verständniß nur durch Belehrung, das religiöse Leben durch Gebet und Willensrichtung, das religiöse Gefühl und fromme Bewußtseyn durch Solches befördert, was unmittelbar zum Gemüthe dringt, die Empfindung am tiefsten anregt, am reinsten belebt, am völligsten befriedigt. Das Organ heiliger Gefühle ist die heilige Kunst, vornämlich die Musik, der Gesang, das Lied. Daher ist, und zwar aus diesem Grunde gewiß nicht weniger als aus polemischer Scheu vor den Ausartungen des Götzendienstes in Gemälden und Bildwerken, jene Kunst des Gesanges bereits in der apostolischen Gemeinde gepflegt worden. Daher findet noch jetzt auch in der Einsamkeit ein gläubiges Gemüth die reinste Erquickung in einem schönen geistlichen Liede, die tiefste Kräftigung und Beruhigung in einer, von würdiger Dichtung erläuterten, frommen Melodie. Die Musik spricht auch unter allen Künsten am unmittelbarsten die Empfindung aus und wirkt auf sie zurück. Das heilige Gebäude eines christlichen Domes ist aus dem die Phantasie beherrschenden Verstande des Meisters und der von ihm repräsentirten Bauhütte hervorgegangen, und ist daher auch, wie eine aus weiser Begeisterung entsprungene Predigt, der Gegenstand staunender Betrachtung, welche von dem Thema des Grundplans in ungehemmter Spannung der Aufmerksamkeit durch alle Momente der Entfaltung des künstlerischen Gedankens emporgezogen erst in der Lilie der Thurmspitze, worin das Kreuz oder die Jungfrau steht, ihren Abschluß und ihre Befriedigung findet. Das Werk des Malers oder Bildschnitzers,

des Erzgießers oder Steinmetzen ist nicht sowohl ein Lehrmittel für die rohe Jugend und den ungebildeten Theil der Gemeinde, weßhalb man im Mittelalter die christlichen Bilder biblia pauperum genannt hat, als vielmehr durch das sinnliche Vehikel der Form und Farbe geeignet, die Sehnsucht nach dem Unendlichen, das Verlangen nach den Tugenden der Heiligen zu erwecken. Deßhalb sind auch solche Werke gemeiniglich durch Gelübde und Stiftung in die Kirchen gekommen, und hängt mit ihnen das Gebet, als die tiefste Willensrichtung, so nahe zusammen, daß man sogar in den Zeiten des Aberglaubens sich verirrt hat, auch zu, anstatt nur vor den Bildern zu beten. Aber die Musik ist wie die unsinnlichste, so die ausschließliche Trägerin des frommen Gefühles, und nur durch den Text im Gesange wird sie mit dem bestimmten christlichen Gedanken vermählt, der aber selbst ihr möglichst gleichartig, Ausdruck der Empfindung, schönes Bild oder edle Vergleichung seyn muß, um das Gefühl nicht zu verwischen, sondern, indem er es beleuchtet, zu erhöhen.

In gleichem Verhältniß nun, wie die Momente der Frömmigkeit in dem gläubigen Gemüthe, bilden die Predigt, das Gebet und der Gesang die wesentlichen, einander ergänzenden Bestandtheile des christlichen Gottesdienstes, sofern dieser eine geistige Anbetung darstellt und nicht auch noch sinnlichere Elemente in seinen Bereich hereinzieht. Zu letztern gehören schon die beiden Sacramente der apostolischen und der evangelischen Kirche, ferner die protestantische Confirmation, die Ordination, der Trauungsact u. dgl., wobei übrigens der rednerische Vortrag und überhaupt das geistige Moment über die sinnliche Darstellung bedeutend vorwiegt. Noch mehr freilich ist hieher zu rechnen das mannichfaltige Plastische, Präsentative in dem Ritual der katholischen und griechischen Kirche, was in bedingter Weise immerhin unter nationalen Verhältnissen zweckmäßig, keineswegs aber wesentlich und unabweisbar erscheint. Die Predigt nun, die in ihrer wahren Form immer Schriftauslegung ist, wird, als Rede, als begeisterter Vortrag und gehobene Sprache von göttlichen Dingen, die Einwirkung auf das Gefühl so wenig versäumen, als die Mitwirkung des Gefühles zu ihrer Entstehung verleugnen können, welches ohnehin durch jede tiefe, treue, allseitige Entwickelung der biblischen Wahrheit im Innersten berührt werden muß; sie wird sich nicht minder die Anregung der Thätigkeit fürs Gute, die Läuterung der

Neigungen und Affekte zum besondern Ziele setzen: aber ihr vorherrschender Charakter wird doch immer die Betrachtung seyn, wenn nicht, wie es leider in so vielen, obwohl gutgemeinten Beispielen vorliegt, durch allzuviel unmittelbares Hinwirken auf die Empfindung und durch den Mangel an Gedankenentwicklung der aufmerksame Hörer gelangweilt und sogar sein Gefühl abgestumpft werden soll. Das Gebet, welches von dem Priester oder Prediger im Namen Aller gesprochen wird, muß die gemeinsame Richtung des Gemüths und Willens Aller auf die höchsten Zwecke und heiligsten Güter des Lebens enthalten, wiewohl es, der Natur der Sache gemäß, in dem frommen Bewußtseyn der Gemeinde wurzelt und auf die Wahrheit, deren Inhalt hernach betrachtet werden soll, hinleitet, oder an die Lehre, die in der Versammlung verkündigt und erörtert worden ist, anknüpft. Gerade so wird auch der Gesang in der Kirche, wiewohl sein Text ein Bekenntniß oder eine Reflexion, ein Gebet oder einen Vorsatz enthalten mag, doch vorzugsweise die religiöse Stimmung überhaupt, das bußfertige oder glaubensfrohe Gefühl der Andacht aussprechen, welches Alle schon beseelt oder in ihnen durch den Erguß dieser heiligen Regungen im Gesange jetzt lebendig werden soll.

Hier erkennen wir nun schon die eigenthümliche Wichtigkeit des Kirchengesangs, während an ihm zugleich der Gegensatz der christlichen Kirchenordnungen verschiedener Bekenntnisse in einer zweifachen Unterscheidung hervortritt. In der katholischen Kirche sind die bildenden Künste mit gleicher Liebe wie die Musik, in der evangelischen ist theils vorzugsweise, theils ausschließlich nur die letzte gepflegt und ausgebildet worden. In dem katholischen Gottesdienste ist der Gemeindegesang dem des Chors, in dem protestantischen der des Chors dem Liede der Gemeinde untergeordnet. Dies kommt in dem ersteren Gegensatze aus der hierin freieren, auf Darstellung der sichtbaren Kirche gehenden Richtung des Katholicismus, wie aus der den sinnlichen Ausdruck scheuenden, geistigeren, wiewohl hierin gebundeneren und einseitigeren Tendenz des Protestantismus hervor. Im anderen Gegensatz aber bewährt sich das bindende hierarchische Dogma der römischen Kirche von dem Clerus, der die Kirche sey und mit Ausschließung der Laien Gottesdienst für dieselben leiste, und das freimachende protestantische Princip des allgemeinen Priesterthums, das Jedem ein Recht zur Mitwirkung am Gottesdienste

verleiht und die öffentliche kirchliche Feier als Anregung, Beschäftigung und Aeußerung des Glaubens Aller behandelt. Nicht als wenn die heilige Musik der Protestanten bloß im einfachen Volksgesang bestände, der sich von hier aus etst auch allmählig in katholischen Gemeinden verbreitet; denn die künstlicheren Tonwerke und figurirten Gesänge der Bache, Graun und Händel sind denen des Palestrina, Marcello und Allegri gleichgewichtig: sondern es ist nur im eigentlichen Gottesdienst der evangelischen Gemeinde der Choral das Vorwiegende und integrirender Theil der Andacht, während das Motett und anderer Chorgesang nur einleitend vor dem Ganzen oder begleitend bei der Administrirung der Sakramente und in kirchlichen Casualacten auftritt. In diesem Choral wohnt das fromme Gefühl der Gemeinde, ihr Gefühl nicht bloß des gemeinschaftlichen Glaubens, sondern auch der gläubigen Gemeinschaft, wo die Stimme des Einzelnen in dem Strome der Gesammtheit zerfließt und von ihm getragen wird, wie der Glaube des Individuums in dem Bekenntniß Aller sich geborgen und verstärkt fühlt, wo sich das Herz demüthigt in der Buße, die kein Andrer um ihn her verschweigt, und sich wieder aufrichtet an dem Troste, den Alle bezeugen, und sich weiter ausdehnt in der Freude, davon jede Lippe übergeht, und sich tiefer hingibt in die Liebe, deren heiliges Band angezogen ist, daß es in unsichtbaren Tönen aus allen Herzen sich vernehmen läßt.

Das evangelische Kirchenlied hat zugleich einen nationalen Ursprung und Charakter. Es gehört vornämlich dem deutschen Volke zu. Während die Protestanten anderer Länder, Frankreichs, Englands, Schottlands, der Niederlande und selbst in der Schweiz, zwar auch das Bedürfniß des religiösen Volksgesangs empfanden, aber auf den kleinen Kreis der Davidischen Psalmen sich beschränkten, welche zumal nicht überall und unbedingt der Ausdruck christlicher Empfindung und Denkweise sind, ist seit der Reformation eine Anzahl von 60 — 80,000 geistlichen Liedern in deutscher Zunge gedichtet und gesungen worden. Dies hängt offenbar mit der tief eingewurzelten Lust des Deutschen am Gesang überhaupt, und namentlich mit der großen Mannichfaltigkeit, wie anmuthsvollen Innigkeit des deutschen Volksliedes zusammen, welches eine von den herrlichen Naturgaben unseres Volkes war, die das Christenthum mit seinem Geiste durchdrang und in seine Dienste nahm. Dazu

ist das deutsche Volkslied in manchen Gauen, zumal des Südens, immer mehrstimmig erklungen, und seine Einfachheit wie Kraft, Wehmuth und Munterkeit ist auch ungebildeten Ohren und Kehlen alsbald geläufig, so daß der deutsche Choralgesang schon vor der Reformation theils in der katholischen Kirche sich bei Wallfahrten und einzelnen Kirchenfesten zu bilden begann, theils von den böhmischen Brüdern eine mächtige Anregung erhielt, und sonach im sechzehnten Jahrhundert keiner mühsamen Einführung in den Gemeinden bedurfte, sondern die sicherste diatonische und harmonische Grundlage vorfand. War sich nur sonst das Volk seines Rechtes, in voller Gemeinde mitzusingen, bewußt geworden, so konnte es nicht lange anstehen, bis allenthalben der Choral aufgenommen war, und es durfte Luther dieses Bedürfniß und Talent im Volke nur erkennen und sein erstes Kirchenlied: „Nun freu't euch, lieben Christen gmein" anstimmen, als es auch von allen Orten und aus allen Winkeln mächtig und jauchzend widerhallte. Es hat sogar in den Oesterreichischen Landen, wo durch die Ferdinandeischen Edicte der Protestantismus gewaltsam unterdrückt wurde, der von demselben hervorgerufene Choralgesang in den wieder zum Katholicismus zurückgeführten Gemeinden, wenn auch auf die Messe beschränkt, unverdrungen fortgedauert, und durch die nahe Berührung mit protestantischen Gemeinden sind von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts an auch in streng katholisch gebliebenen deutschen Gebieten Choräle gebräuchlich gewesen und Gesangbücher erschienen. Von der nahen Verwandtschaft des Kirchenlieds mit dem deutschen Volkscharakter zeugt ferner nicht bloß die große Aehnlichkeit der schönsten Choräle, z. B. „Nun danket Alle Gott — Christus der ist mein Leben", mit dem einfachen und innigen Ton des deutschen Volksgesanges, sondern auch einzelne, ausdrückliche Beispiele sind bekannt, worin herrliche Kirchenlieder die in den geistlichen und gottesdienstlichen Gebrauch herüber genommenen Volkslieder nach Wort und Melodie sind. Schon von der früheren Zeit läßt sich nachweisen, daß solche Uebertragungen stattgefunden haben; Maßmann hat aus einer Straßburger Handschrift gezeigt, daß z. B. das weltliche Lied: „Es hat ein man sin wip verlorn" mit der Melodie in den geistlichen Gesang verwandelt wurde: „Es hat der mensch gots huld verlorn." Unter unseren gebräuchlichsten Kirchenmelodien aber ist

im Zeitalter der Reformation die „Nun ruhen alle Wälder“ aus einem im sechzehnten Jahrhundert beliebten süddeutschen Liede wandernder Handwerker hervorgegangen, das also anfängt:

Inspruck, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
In fremde Land dahin u. s. w.,

und wornach Johann Hesse einen frommen, kirchlichen Gesang dichtete, dessen Eingang beinahe gleichlautet:

O Welt, ich muß dich lassen,
Ich fahr dahin mein Straßen,
Ins ew'ge Vaterland.

So ist das Kirchenlied das gemeinschaftliche Erzeugniß der Religion und Nationalität, das heiter fromme Kind der von Gott eingesegneten Ehe, welche der hohe Geist des evangelischen Christenthums mit inniger deutscher Volksanlage geschlossen. Es verdient daher gewiß auch von beiden Seiten her das Bedürfniß der Gemeinden, welche die für ihren Gottesdienst geeignetsten Gesänge fordern, gleiche Aufmerksamkeit. Zugleich bieten sich uns aber auch in dem Zuvorgesagten zu einer hiefür anzustellenden Auswahl die wahren Kriterien dar.

Das ächte Kirchenlied muß ein Lied, und zwar ein kirchliches Lied im Wort und Klange seyn. Es muß vor Allem fromme Empfindung, christliches Gefühl athmen. Bloße Verstandessätze sind weder gereimt noch gesungen anzuhören. Daher müssen die sogenannten Bekenntnißlieder und moralischen Dichtungen, welche Glaubenslehren und Sittenregeln enthalten, genau darauf geprüft werden, ob sie zugleich ein lyrisches Element besitzen oder lediglich Prosa sind. Ohnehin sind die Bekenntnißlieder ursprünglich einem bloß didaktischen Zweck unterworfen gewesen; wie schon von den Häuptern gnostischer Parteien erzählt wird, sie hätten, um ihre Ansichten unter das Volk zu bringen, Lieder in diesem Sinne gedichtet, und von katholischen Lehrern, sie hätten, um den häretischen Gesängen entgegen zu wirken, orthodoxe Hymnen verfertigt und eingeführt. Auch von der evangelischen Kirche sind zu verschiedenen Zeiten solche Lieder, die den Lehrbegriff vortragen oder gar für gewisse Glaubenssätze Schriftstellen oder Vernunftbeweise herzählen oder welche das Pflichtgebot trocken auseinandersetzen, ausgegangen. Verse nun, welche lauten, wie z. B.:

Ich sterb' im Tode nicht,
Mich überzeugen Gründe,
Die ich, je mehr ich forsch',
In meinem Wesen finde u. s. w.,

oder:

Bescheiden, sittsam, ehrerbietig
Ist, wer ein Jünger Jesu ist:
Nie sklavisch auch nicht übermüthig,
Wenn er vor Andern glücklich ist u. s. w.;

Lieder, welche in den meisten jetzt gebräuchlichen Gesangbüchern vorkommen, — sind durchaus unlyrisch. Anders dürfte sich's mit älteren Bekenntnißliedern verhalten, welche, aus der Tiefe und Fülle des christlichen Bewußtseyns heraus, das seinen Beweis in seinem Daseyn und Segen trägt, einfach die Hauptmomente der christlichen Wahrheit aufführen und eben schon durch diese Einfachheit eine Würde, so wie durch die alterthümliche Kraft des Ausdrucks einen Reiz besitzen, der die tiefsten Saiten des Gefühls anregt und diese Anregung verstärkt durch die herrlichen Tonweisen, welche diese Lieder schon bei ihrer Entstehung empfingen, so daß die Lyrik des Bekenntnisses vorzüglich in der Melodie liegt, welche aus Einem Gusse mit dem naiv derben Worte hervorgegangen war. Weniger tauglich oder ganz unzulässig sind ferner die gleichfalls aus einem didaktischen Zweck früher entsprungenen Lieder, die einen epischen Charakter zeigen durch Erzählung heiliger Geschichten, ohne darin über den Ton des gewöhnlichen Berichtes sich zu erheben. Solche, wie Bunsen sie treffend bezeichnet, balladenartige geistliche Gedichte mögen auch noch jetzt, in Schule und Familie, zweckmäßig seyn; aber zum Choralgesang der Gemeinde eignen sie sich nimmermehr. Dieser muß, nicht die Lehren und Gebote, sondern die Stimmung des Glaubens zunächst und durchgehends enthalten und zugleich ein schöner Erguß der heiligsten Gefühle seyn, welche die menschliche Brust durchdringen und bewegen. Die geistliche Lyrik muß die Kraft des Glaubens durch edeln Schwung, seine Keuschheit durch reine Sprache, seine Innigkeit durch zarten Ausdruck, seinen Reichthum durch Mannichfaltigkeit ihrer Bezüge auf die Geschichten und Lehren unseres Heils, auf das äußere Leben und die innere Erfahrung des Gläubigen offenbaren. Das fromme Gefühl auf den Flügeln einer in jeder Richtung dienstbaren geheiligten Phantasie tragend, muß sie in ihren Worten und

Bildern gleichsehr das Gezierte wie das Plumpe, das Tändelnde wie das Gespreizte, die weinerliche Sentimentalität wie das hohle Pathos vermeiden und die frische, blühende Erscheinung der gesundesten Seele, des gottinnigen Glaubens seyn. Wie Vieles Dergleichen von einem wohlbeschaffenen Gesangbuche ausgeschlossen werden müsse, um die Kirchenlieder vorerst nur von poetischer Seite zu sichten, ist nicht schwer abzusehen, und der Nothstand auf dieser Seite ist namentlich auch von Solchen aufs Kräftigste nachgewiesen worden, bei welchen man diese besondere Beachtung des dichterischen Elements der christlichen Gesänge weniger zu erwarten hatte, und welche, indem sie sonst jede nicht christliche Dichtung verwerfen, so leicht auch für die christliche den richtigen Geschmack verlieren.

Wie von dem Texte der Kirchenlieder, so gilt es auch von deren Musik, daß ihr nur in dem Maße Werth für die Erbauung der Gemeinde und Anspruch auf den gottesdienstlichen Gebrauch zukomme, als ihr der lyrische Charakter zugeschrieben werden darf. Die Tonkunst findet hier ein reiches Gebiet offen, worin sie sich mit dem Ausdruck tiefster Wehmuth, höchsten Jubels und aller dazwischen liegenden Abstufungen des religiösen Gefühls ergehen kann, sich aber auch um desto mehr zu hüten hat, daß nicht Ungehöriges sich dem Liede beimische oder es verdränge. Das Lied ist in der Musik die wohlthuende Modulation der auf- und niedersteigenden Töne; ohne Melodie, ohne successiven Wohlklang der Töne, gibt es kein Lied. Die Melodie muß nun aber, mit Worten verbunden, der musikalische Ausdruck, wie das Wort der poetische, der Empfindung seyn, die in beiden sich gleichmäßig darstellt, so daß Text und Melodie sich gegenseitig erläutern und als unzertrennliche Zwillinge der innern Conception erscheinen. Sofern das geistliche Lied den reinen Charakter des Liedes bewahren soll, ist ihm sowohl die epische Form der Romanze, als auch die dramatische recitativischer Deklamation fernezuhalten und Solches, wieweit es überhaupt zulässig, namentlich der dialogische Charakter des Wechselgesanges und eine markirte rhythmische Bewegung und Abwechslung an die figurative Musik des Chores zu verweisen. Auf dem strenglyrischen Gebiet hingegen ist, wo nicht ursprüngliche Beziehung des Textes und der Melodie auf einander, doch die nächste Verwandtschaft von Liedern und Tonweisen

durch die ihnen beiderseits zu Grund liegende qualitative Stimmung unnachläßlich zu fordern.

Der andre Charakter, der dem Kirchenlied zukommen muß, ist Kirchlichkeit. Diese Bestimmung scheidet sich in mehrfacher Hinsicht, jenachdem auf Inhalt, Zweck und Form des Liedes Bezug genommen wird.

Der Inhalt des Kirchenliedes ist das in dem Bekenntniß der Kirche wurzelnde, wie dasselbe hinwiederum tragende und erfüllende Gefühl, der christliche Glaube der Gemeinschaft. Wie das religiöse Gefühl sich bei jedem Menschen in Berührung mit seinen religiösen Vorstellungen und Willensneigungen befindet: so steht auch das geistliche Lied der Christen unter dem Einfluß christlicher Lehre und Sitte. Dieses Verhältniß zwischen dem Kirchenlied und dem kirchlichen Lehrbegriff kann sich sodann enger anziehen in Allem, was dem sogenannten Bekenntnißlied nahe liegt, oder auch sich weiter ausdehnen bis zu bloßen Anknüpfungen an diese oder jene Lehre, bis zu entferntesten Andeutungen des positiven christlichen Glaubens; ruhen muß es jedoch allezeit, wenn auch das eine und andre Mal, wie bei etlichen der schönsten und beliebtesten Lieder, z. B. „Wer nur den lieben Gott läßt walten; Was Gott thut, das ist wohlgethan; Befiehl du deine Wege“ durch keine Nennung des Namens und keine Erwähnung der Verdienste des Erlösers bezeichnet, auf dem christlichen Grundgefühl, auf der Stimmung eines kindlichen Vertrauens, einer innigen Buße, eines herzlichen Verlangens nach Trost und einer gewissen Hoffnung auf Gnade, wie solches Alles wahrhaft nur durch den Erlöser in den Gemüthern gewirkt und vollendet werden kann. Ueberhaupt, wenn in die Kirche kein neues Schisma einbrechen soll, so müssen für den dogmatischen Gehalt der liturgischen Bücher möglichst weite Grenzen gesteckt seyn, worin keine Ansicht und Schule ausschließlich Raum findet. Es ist in unsern Tagen nicht, wie noch vor 100 Jahren, wo die unbedingt gleiche Auffassung der symbolischen Lehren galt. Das religiöse Bewußtseyn hat sich nach allen Richtungen hin ausgebildet. Die christliche Wahrheit ist aus den verschiedensten Bedürfnissen und Standpunkten angesehen, und wenn doch erst die Liebe zur Wahrheit dem Glauben überall seinen sittlichen Werth gibt und einen Segen Gottes erntet, so dürfen wir keinem Standpunkte seinen Segen, keiner Ueberzeugung ihren Werth absprechen. Diesen Reichthum in der Entwickelung des geistigen Lebens und

christlichen Denkens verkennt freilich Derjenige, welcher seine Auslegung der Schrift für die einzig unfehlbare, seine Auffassung des Christenthums für die allein seligmachende hält. Ein Solcher sucht daher auch im geistlichen Liede nur den Ausdruck einer einzelnen Vorstellungsweise, und zwar oft am liebsten in derjenigen Form, welche den Gegensatz mit anderen Ansichten am schroffsten zur Schau trägt. Ihm wird daher auch nur, wie die einseitige Vorstellung und das ihr entsprechende Lied gefallen, so eine aus diesem Princip veranstaltete Sammlung willkommen heißen, die aber eben deßhalb nur für ihn und seines Gleichen, nicht für die Anderen paßt, die nun doch auch einmal Christum lieben und Gott anbeten wollen, ob sie von Jenen für Gläubige genommen werden oder nicht. Daher ist die Aufgabe für ein Gesangbuch, aus welchem die in ihren Vorstellungen unterschiedliche Gemeinde sich soll erbauen können, eine freiere und weitere, zugleich auch eine mildere. Diejenigen, welche, wie Schleiermacher im Sendschreiben an den Bischof Ritschl mit den Worten eines Apostels sagt, nicht über die Gewissen herrschen, sondern die Gemeinschaft fördern wollen durch Vorrichtung eines Gesangbuchs, müssen Sorge tragen, daß Jeder, der nicht bloß wie ein Deist im Allgemeinen an Gott glaubt, sondern in dem Erlöser die höchste Gabe und herrlichste Offenbarung Gottes anerkennt, wie er auch in den einzelnen näheren Bezügen dieses Glaubens denken und meinen möge, in dem Buch Erbauung und Stärkung finde. Sie haben im Wesentlichen das positive Element des Christenthums festzuhalten, aber in einer Fassung, womit sowohl Derjenige, welcher die christlichen Ideen mehr durch Nachdenken fortbildet und anwendet, wie der Andre, der sich strenger an Bild und Buchstaben der Schriftlehre hängt, ohne Störung und Anstoß sich vereinigen möge. Diesen billigen und milden Grundsatz, der allein vor Zertrennung bewahrt und gegen welchen die besonnenen Freunde des Friedens wie der Wahrheit unter allen Parteien nichts einwenden werden; diesen Grundsatz haben die Herausgeber des Berliner Gesangbuchs v. J. 1829 aufgestellt, und zumal, wie das Berliner Ministerium, so jede andere unbefangene Behörde in christlichen Staaten muß denselben zu dem ihrigen machen. Ein evangelisches Gesangbuch muß allenthalben die Lehre von der heiligen Liebe Gottes, von dem tiefen Verderben des natürlichen Menschen, von dem theuren Verdienste des Erlösers, von den

mannichfaltigen Gaben und den segensvollen Wirkungen des heiligen Geistes, von der alleinigen Rechtfertigung durch den Glauben, von dem Lebendigwerden des Glaubens in der Liebe und allerlei christlichen Tugenden und Werken, von der Vergeltung des zukünftigen Lebens, u. s. w. u. s. w. enthalten, und es darf dabei die Auferstehung der Todten so wenig als die Strafen der Hölle, die Macht des Satans so wenig als die Wache der Engel wegbleiben; aber schon das Maß, worin sich die eine und die andere dieser Lehren voran- oder zurückstellen, gibt zu erkennen, welche davon mit dem Wesen des Christenthums in nothwendiger Verbindung stehen, welche dagegen es nur mittelbar berühren und ihm überhaupt entfernter liegen, so daß man auch, ohne an den letzteren festzuhalten, im Bekenntniß der übrigen ungekränkt stehen und ein Christ heißen dürfte. So findet alsdann auch Jeder in dem Gesangbuche, was für ihn das Wichtigste bleibt, als das Vorwiegende, Durchherrschende, während diesem das Uebrige, was nur der Eine für Wirklichkeit, der Andere für Bild nimmt, dermaßen untergeordnet und eingereiht ist, daß Jener es nicht vermißt, Dieser dadurch nicht verstimmt wird. Was dann jeder Theil noch weiter hinzugethan oder hinweggenommen zu sehen wünscht, mag ihm für sein Privatbedürfniß in besonderen Sammlungen zufließen, deren es ja, zumal in unseren Tagen, recht viele und sehr treffliche gibt, wie der Berliner und Stuttgarter Liederschatz, die Nürnberger Zionsharfe, die Heidelberger Liederkrone und das, erst in diesem Jahre wieder aufgelegte, mit den vorzüglichsten Dichtungen auch neuerer Zeit versehene Kieler Christosophische Gesangbuch. Aber für die Kirche, als den Ort der Gemeinschaft und des öffentlichen Gottesdienstes, woselbst ein gemischter Kreis zum einmüthigen Gesange sich vereinigen soll, ist auf anderem Wege, als dem der billigen Ausdehnung der Grenzen des dogmatischen Inhaltes der zu wählenden Lieder, kein Rath zu finden noch Segen zu hoffen.

Dieses Letztere, daß wir die Kirche ansehen als den Ort des öffentlichen Gottesdienstes oder als die hierzu versammelte Gemeinde, leitet uns auf den zweiten Canon der Kirchlichkeit eines Gesangbuches. Wir unterscheiden nämlich das Kirchenlied seinem Zwecke nach als Lied für die Gemeinschaft der Gläubigen von solchen religiösen Dichtungen, die sich auf individuelle Stimmungen und Verhältnisse beziehen; wir trennen es, als gottesdienstliches Mittel,

von solchen, die nur die Privatandacht zum Zwecke haben, oder die den Bedürfnissen und Einrichtungen besonderer religiösen Vereine, wie der Herrnhutischen z. B., entsprechen. Von der Gemeinde soll nur gesungen werden, was in dem gläubigen Bewußtseyn, in der christlichen Erkenntniß, in der sittlichen Erfahrung eines Jeden, der am Gesange Theil nimmt, einen Anklang findet. Was nicht nothwendig und allgemein in die religiösen Gefühle und sittlichen Zustände jedes christlichen Gemüthes auf dem Wege der Buße und Bekehrung, auf dem Gebiete der Sünde und des Glaubens hereingehört, ist von dem Kirchenlied, und ein anderes Lied, welches besondere Erfahrungen, eigenthümliche Vorstellungen, individuelle Verhältnisse, behandelte, ist von dem kirchlichen Gesangbuch auszuschließen. Aber auch von dem, Allen gemeinschaftlichen Gefühl und Glauben darf in dem Kirchenliede nicht so die Rede seyn, wie es wieder nur der individuelle Ton des Gemüthes, der Ausdruck eigenthümlicher Anlage und Regung ist, wie z. B. die vertrauliche Ansprache Gottes und des Erlösers, wie die kindliche, bei den frömmsten Dichtern der Vorzeit und der Gegenwart, zumal Gerhard und Claudius, bis an den Scherz streifende Laune. Sodann sind alle, einen außergottesdienstlichen Zweck betreffenden Lieder bei einer strengen Handhabung des Princips auszulassen; Morgen- und Abendlieder finden, mit Rücksicht auf bestehende oder mögliche Morgen- und Abendgottesdienste, Raum; aber Tischlieder, Standeslieder, Reiselieder u. dgl. sind fremde Waare, die Wesentlicherem hier den Platz versperrt. Wo keine geistlichen Lieder für die Jugend mit den eingeführten Schulbüchern vereinigt sind, mögen Schullieder einen Anhang des Gesangbuchs der Gemeinde bilden, wie denn auch die Schule, der tieferen Ansicht gemäß, die Vorhalle der Kirche, die Pflanzstätte der Gemeinde ist. Aber man sollte darauf hinwirken — und wie leicht kann es bei der jetzigen Wohlfeilheit des Drucks geschehen — daß neben der Kirche, welche das gottesdienstliche Gesangbuch für sich in Anspruch nimmt, ächte geistliche Jugend- und Schullieder, Haus- und Berufslieder verbreitet würden im Volke, dem solche fliegende Blätter heilsamer, wie den Obrigkeiten willkommener wären, als die abgeschmackten Reime und abergläubischen Geschichten unzähliger Tractaten.

Ueber den Zweck eines kirchlichen Gesangbuchs haben sich einzelne Stimmen dahin geäußert, daß für den Gesang einer aus

verschieden denkenden und gesinnten Christen gemischten Gemeinde keine Darstellung der schon erfahrenen Wiedergeburt und der im Glauben gewonnenen Gemeinschaft Gottes zulässig sey, weil der unbekehrte, unerweckte Theil dieser Versammlung Dergleichen nicht aus reinem Bewußtseyn und froher Erlebniß mitsingen könne, demnach, wenn man ihn zu solchen Gesängen auffordere, zum Lippendienst und zur Lüge veranlaßt werde. Allein dieser Behauptung liegt ein Mißverständniß zum Grunde. Auch von den frömmsten unter den Erweckten wird Keiner mit ganz reinem Gewissen, daß er die Welt überwunden habe, — und umgekehrt von Denjenigen, welche noch minder in Erkenntniß und Gesittung vorangeschritten sind, Keiner ohne Erinnerung daran, daß auch er schon von dem Segen des Glaubens tief ergriffen gewesen, oder ohne die gläubige Empfindung der Gnade Gottes und der Verbindung mit dem Erlöser und seinem Reiche, die eben jetzt der christliche Inhalt des Liedes und der einstimmige Chor der Gemeinde erweckt, mitsingen können. Wie bisweilen den in der Selbstbewachung Eifrigsten mitten in seiner Andacht weltliche Gedanken und Empfindungen anwandeln können, die, wenn sie ihn auch nicht versuchen, doch ihn stören und bekümmern; so reiniget hinwiederum der Gesang die Unreinen und flößt dem irdisch Gesinnten himmlische Gefühle, dem oberflächlich Zerstreuten tiefere Stimmungen ein. Es ist daher auch für eine gemischte Versammlung von Christen nicht ungeeignet, daß ein vielfältiger Ausdruck des religiösen Lebens auf allen dessen Stadien in dem Liederbuch der Gemeinde vereinigt werde, um das Gefühl je nach Bedürfniß hinauf- und herabzustimmen, die Fortgeschrittenen an frühere Stufen zu erinnern, Zurückgebliebene zu höheren Standpunkten emporzuheben, und so den Glauben in seinem Entwickelungsgange für Jeden und Alle darzustellen.

Diesen Unterschied des Gemeinsamen vom Individuellen und Besondern hat auch der musikalische Charakter des Liedes zu bewahren, indem er den bewegteren Rhythmus und die lebhafte Modulation der Arie, als Bezeichnung subjektiver Gefühle und persönlicher Stimmungen, vermeidet und dafür durch gehaltenern Gang und schlichte Anordnung der Tonfolge die Einfachheit des Gemeinsamen, wie hinwiederum durch das Mehrstimmige der Harmonie die Gemeinsamkeit des gläubigen Bewußtseyns auch in mannichfacher Unterscheidung des Individuellen und Subjektiven vorträgt.

Das Vierstimmige ist nun zwar nur in einzelnen protestantischen Ländern dem Gemeindegesang eigenthümlich. An andern Orten wird es wenigstens einigermaßen durch die Orgel ersetzt, welche auch deßhalb, wie kein anderes musikalisches Instrument, für die kirchlichen Zwecke des öffentlichen Gottesdienstes, zumal in Begleitung des Gesangs der ganzen Gemeinde, sich eignet, weil sie, theils durch ihre großartige Vollstimmigkeit, theils durch die Fülle des einzelnen Tones und noch mehr durch die Kraft und den Reichthum ihrer Register, die Gesammtheit der Gläubigen repräsentirt und mit dem Strom ihrer Klänge das Schiff der singenden Gemeinde umwogend trägt.

Das Kirchenlied, in seiner Kirchlichkeit so nach Inhalt und Zweck näher begrenzt, behauptet diesen Charakter auch durch seine Form. Dahin gehört schon im Allgemeinen, daß ein Lied der Gemeinde, welches von Leuten jeder Fassungskraft und Bildungsstufe mit Erbauung gebraucht werden soll, von sprachlicher, dichterischer und musikalischer Seite durchaus ansprechend, faßlich, erlernbar und behältlich sey. Das klare Gemüth des Bürgers und Bauers muß in seinen tiefsten Bedürfnissen und heiligsten Anliegen durch die ganze Fassung und den Ton des Liedes angeregt und befriedigt werden: und worin anders als in dem Ausdruck einfach ächter Gemüthlichkeit wird auch der im Denken Geübtere, wahrhaft Gebildete für sein religiöses Leben Halt und Genüge suchen? Das hohle nicht allein, sondern auch das geistreiche Pathos muß hier ausgeschlossen seyn — die christliche Dithyrambe, in ihrem gehobenern Ausdruck, freien Bilderkreise, dunkeln Ideengange, schwerern Strophenbau, paßt, weil sie dem Verständnisse von nur Wenigen zugänglich ist, nicht in ein Gesangbuch, denn sie ist kein Kirchenlied. Dieses ist nichts anders, als ein frommes Volkslied, dessen Gedanken und Worte klar und in ihrem Zusammenhange deutlich und doch wieder von einer geheimnißvollen Innigkeit und heiligen Tiefe der Empfindung sind, daß man sie bald inne und doch nie satt bekommt. Ausdrücke demnach müssen wegbleiben, die einer abgezogenern Denkweise angehören, Bilder, die über den Gesichtskreis des einem Jeden im Volke bekannten Daseyns und der in der Schule kundgewordenen Geschichte hinausliegen; Sätze und Satzreihen, die einer künstlichen Darstellungsart entnommen sind und mehr einen raschen Sprung des Gedankens oder eine Verwickelung

von Vorstellungen und Bildern, als die ruhige Ausbreitung und Zusammenknüpfung des Inhalts darbieten; Strophen von langer Dehnung; Reime von bunter Verschränkung; Melodien von schwieriger Ausführung und weitem Stimmumfange; Choräle mit scharfen Dissonanzen und chromatischen Uebergängen u. dgl. m. Die Sprache muß vielmehr concret, das Bild anschaulich und bewußt, der Satz einfach und übersichtlich, die Strophe möglichst kurz, der Reim ungesucht in Auswahl und Stellung, die Tonweise dem natürlichen Ohr und den Kräften einer unausgebildeten Kehle angemessen, das Verhältniß der Ripienstimmen zur Hauptstimme immer ein solches seyn, welches in den Grenzen der diatonischen Tonleiter sich bewegt und jede Unterstimme melodisch, eben dadurch aber auch ansprechend und behältlich seyn läßt. Unedle Bilder sind durch die religiöse Würde, ein sentimentaler Ton durch die Forderung der Volksmäßigkeit ausgewiesen; vielmehr so rein als richtig muß der Ausdruck, so körnigt, frisch, kräftig und naiv als klar und faßlich muß die Sprache des deutschen Kirchenlieds, als Ausdruck und Sprache einer gesunden Frömmigkeit im Volke, seyn.

Diese allgemeinen formellen Ansprüche vereinigen sich aber für das Kirchenlied in einem eigenthümlichen dreifachen Typus, den die kirchliche Sprache, Dichtung und Tonkunst mit einander haben. Die erhabenste Darstellung göttlicher und heiliger Gegenstände und zugleich den klarsten, concretesten Ausdruck für das Verständniß jeder Bildungsstufe gibt die Bibel. Sie ist für den Protestanten ohnehin die Quelle des Lehrbegriffs seiner Kirche; ebenso ist sie die vorbildliche Form der christlichen Predigt und des Kirchenliedes in den evangelischen Gemeinden. An den Bildern der Psalmisten und Propheten, an den Gleichnissen Jesu und der Apostel, an den wundersamen Begebnissen und Thatsachen der heiligen Geschichte hat sich die christliche Anschauungsweise und Darstellungskunst herangebildet, und es ist auch wirklich darin eine so unerschöpfliche Fülle, ein so hoher Schwung und eine so zarte Innigkeit des Ausdrucks für alle Beziehungen des religiösen und sittlichen Lebens enthalten, daß diesen tiefen, weiten Schacht des Morgenlandes zumal unser abendländisches Bedürfniß sein Lebtage nicht ausbeuten kann. Dieser biblische Bilderkreis ist nicht nur dem größeren Theile nach so durchaus anschaulich, ansprechend und volksmäßig, daß er von Jedermann verstanden werden kann und geliebt werden muß;

nicht nur so poetisch, tiefsinnig und geistvoll, daß es zu seinem dichterischen Gebrauche nur der einfachen Aneignung und keuschen Behandlung bedarf; er ist auch zugleich so allgemein unter dem Volke verbreitet, dem die Bibel sein einziges oder doch Hauptbuch ist, und das in der christlichen Schule früh mit dessen Geschichten und Lehren vertraut gemacht und zum Lesen der heiligen Schriften angeleitet wird, daß hier der wahre Typus für den poetischen Bestandtheil des Kirchenliedes vorliegt, wie er es denn auch von je so gewesen ist in der christlichen Kirche, zumal des evangelischen Bekenntnisses. Indessen reichen uns für die Wahl auch der biblischen Bilder im Kirchenliede das christliche Princip und die Bibel selbst einen unabweisbaren Maßstab. Es gibt in der Bibel tropische Bezeichnungen und Schilderungen, die, aus morgenländischer Phantasie erzeugt, dem auch in der Dichtung mehr nüchternen und besonnenen Abendländer als ein Uebermaß erscheinen müssen, jedenfalls aber für das Gottesbewußtseyn und die Glaubensansicht des Christen unziemlich und zu seiner Erbauung ungeeignet sind. Wer möchte wohl ein Lied, welches getreu nach der, zwar anschaulich großartigen, aber auch sinnlich grellen Darstellung des göttlichen Zorns im achtzehnten Psalm gedichtet wäre, mit christlicher Ueberzeugung und Andacht übereinstimmend finden? Wem dürfte in einer christlichen Dichtung das, einem bekannten apostolischen Ausdruck entnommene Bild willkommen heißen, daß im Vergleich mit der Liebe des Erlösers alles Andere Koth sey? Wer müßte nicht ein Bedenken finden bei der Aufnahme erotischer Scenen und Seufzer des Hohenliedes in christlichen Hymnen, um darnach den Heiland und die gläubige Seele in dem Verhältniß bräutlicher Liebe, Sehnsucht und Umarmung aufzufassen? Das erste der genannten Bilder verletzt den religiösen Sinn, das zweite den ästhetischen Geschmack, das dritte den sittlichen Geist einer christlichen Lebensansicht und Gemüthsstimmung. Geschweige, daß in der Bibel selbst nirgends die Verbindung einzelner Frommen mit dem Erlöser, sondern, im Alten Testamente nur der Bund Gottes mit dem auserwählten Volk Israel, im Neuen nur die Vereinigung des Herrn und der Gemeinde unter jenem ehelichen oder bräutlichen Bilde dargestellt, und eben im N. T. — ausgenommen die Hochzeit des Lammes in der Apokalypse — namentlich von dem Apostel Paulus so zart, keusch und geheimnißvoll, mehr angedeutet als

umrissen und ausgemalt wird, daß man dieses, ohnehin so leicht dem Mißbrauch auf Seiten des Schwärmers wie des Spötters ausgesetzte Gleichniß am besten dadurch ehrt, wenn man sich desselben nur zart und schonend, niemals aber, weder in der Predigt noch im Kirchenliede, zur Bezeichnung der Glaubensgemeinschaft des Einzelnen mit Christus bedient. In gleichem Maße ist auch sonst der alttestamentliche Bilderkreis nach dem Sinn und Geiste neutestamentlicher Auswahl und Behandlung zu gebrauchen und die geistigere Ausdrucksweise des christlichen Gebietes der gröberen des vorchristlichen unbedingt vorzuziehen. Die typologische Beziehung alttestamentlicher Namen, Geschichten, Einrichtungen auf Christus und sein Reich gehört unstreitig zu dem Erhabensten, was die christliche Poesie aufzuweisen hat. Aber gerade hier verfällt die Dichtung durch Uebermaß leicht in's Spielende und wird Ungeschmack, nicht bloß, wenn einzelne solcher Typen immer und immer wiederkehren, sondern wenn man sie kleinlich im Bild und Gegenbild ausmalt, wie Abrahams Opfer, die Stiftshütte, das Tempelritual u. dgl., oder wenn man dem Erlöser alttestamentliche Namen gibt, deren Anspielung auf seinen Beruf entweder unzureichend ist, wie die Bezeichnung als Josua, oder unwürdige Nebenvorstellungen weckt, wie die Anrufung als Salomo (Friedensfürst), u. s. w. Außerdem aber, daß die christliche Glaubensansicht in der Wahl biblischer Tropen die weise Grenze ziehen lehrt, gibt uns die Bibel selbst ein Vorbild des rechten Verhältnisses in dem verschiedenen Maße, worin sie sich der für uns erlaubten Bilder bedient. In der Bibel selbst nämlich wird Jesus häufiger als der Sohn und Gesalbte Gottes, selten aber als dessen Knecht und Engel, häufiger als der Hirte, selten als das Lamm bezeichnet. Von dem Blute des Erlösers ist an vielen Orten, von seinen Wunden nur in wenigen, und zwar bloß in alttestamentlich-prophetischen Stellen die Rede. Sein Tod wird als Lösegeld für die Sünde der Menschheit, als Opfer unserer Versöhnung, aber nicht ausschließlich, vielmehr seine ganze Erscheinung auf Erden wird als eine Hingebung um unsertwillen, sein gesammtes Leben, Wirken und Leiden als der Grund unserer Erlösung gerühmt. Die Sünde wird hier und dort vom Satan, meistens aber von der Schuld des Menschen selbst hergeleitet. Als Strafe wird dem Sünder die Pein der Hölle gedroht, aber noch häufiger das Gericht im Allgemeinen und der

Tod, als der Inbegriff alles gegenwärtigen und zukünftigen, geistigen und leiblichen Verderbens, bezeichnet. Wenn demgemäß die christliche Hymnologie sich nach dem Maßstab der Bibel richtet, so wird sie das richtige Verhältniß in der poetischen Darstellung christlicher Ideen, Zustände und Gefühle treffen und wohl verhüten, auf der einen Seite durch das Uebermaß rührender Tropen tändelnd, auf der andern Seite durch Anhäufung sinnlich derber Gleichnisse grell und durch Eins wie das Andere widerlich zu werden. Nur eine solche Liedersammlung, in welcher sich die heilige Bilderſprache demselben Gesetz des Maßes und der Auswahl unterwirft, wird dem Zwecke der Erbauung einer aus allerlei Volk der Gläubigen gemischten Gemeinde entsprechen.

Ist auf solche Weise das poetische Element des christlichen Kirchenliedes zunächst in den Kreis unserer heiligen Urkunden und an die Quelle des göttlichen Wortes Christi, der Apostel und Propheten gewiesen, so ist es die Sprache des deutschen Kirchenliedes nicht minder an den Typus der deutschen Bibelübersetzung. Dieses Werk ist nicht allein, trotz der unläugbaren Mängel seiner Interpretation schwieriger Schriftstellen, doch im Ganzen und Wesentlichen seines Inhalts, auch im Styl, Ton und Wortausdruck, so vollkommen und wahrhaft eine deutsche Reproduction des Originals; es ist ferner in sprachlicher Hinsicht so volksmäßig als gediegen, so körnigt, naiv und kraftvoll, allgemein verständlich und tiefgemüthlich, erhaben und kindlich, Lapidarstyl und Herzenssprache, daß, wenn es erlaubt wäre, die Entstehung des Inhalts und der Form in dieser Uebertragung der Bibel von einander geschieden zu denken, man nicht umhin könnte, anzunehmen, den Sinn habe Luthern Gott eingegeben, in die Sprache aber habe das deutsche Volk selbst, das er so innig liebte, daß ihn der Geist desselben wie keinen Andern durchdrang, den heiligen Inhalt durch ihn gekleidet. Daher darf es uns nicht verwundern, wie diese Uebersetzung, auf der einen Seite mit Recht als das Fundament für die Ausbildung der hochdeutschen Sprache betrachtet wird, woraus unsre größten Schriftsteller in jedem Zeitraume gelernt haben, anderntheils bei dem Volke selbst, in den Familien und Gemeinden zu Stadt und Land, so heimisch ist und werth, daß andere, in exegetischer Hinsicht gelungenere Versuche noch niemals gleichen Beifall und Vertrieb gefunden haben, ja daß jeder wahre Fortschritt hierin auf

dem Grunde der Lutherischen Uebersetzung weiterbauen muß, wie die von Meyer und de Wette und nur auf diesem Wege hoffen darf, mit der Zeit volksthümlich zu werden, indem sie nur durch die Sprache der Lutherischen Uebersetzung volksmäßig ist. Diese Sprache ist überhaupt im protestantischen Deutschland die eigentliche Norm der Kirchensprache geworden; sie herrscht in den dem Volke werthgewordenen liturgischen Gebeten, sie gibt der christlichen Predigt den rechten Ton der Kraft, Innigkeit und Würde und bewahrt vor allem überflüssigen rhetorischen Prunke, sie verleiht auch der christlichen Dichtung, zumal aber dem für den gottesdienstlichen Gebrauch der Gemeinde bestimmten Kirchenliede die wahre Verständlichkeit, anregende Kraft, naive Anmuth und tiefe Herzlichkeit und ist weit entfernt, sich zu leeren Gedanken, weichlichen Empfindeleien herzugeben, ohne daß der Gegensatz der derben Form und des matten Inhalts nur desto greller sich kundthäte.

Auch der christlichen Musik fehlt es nicht an einem solchen eigenthümlichen Typus für das Kirchenlied. Sie besitzt ihn an demjenigen Charakter, der, wie lange es eine christliche Tonkunst gibt, sich in der Kirche, gegenüber der weltlichen Musik, ausgebildet und im Wechsel der Zeiten dieselben wesentlichen Züge beibehalten hat, gleich dem eigenthümlichen Styl der bildenden Künste, der schon in den frühesten Jahrhunderten im Gegensatze mit der Kunst des Heidenthums gekeimt und vom dreizehnten abwärts bis ins sechzehnte sich in großartigster Weise entfaltet hatte; kunstreicher, mannichfaltiger, in unzählbaren Verschlingungen der Töne durchgeführt bei großen Chorwerken, zuerst der niederländischen, dann auch der italienischen Schule, einfacher, faßlicher und behaltbarer in dem Lied der Gemeinde, aber in beiden Darstellungsformen einen feierlichen Ernst, eine geheimnißreiche Tiefe, eine unendliche Innigkeit, bald mehr in Sehnsucht und Wehmuth, bald wieder in Befriedigung und Wonne, und über das Alles eine hohe Klarheit des frommen Bewußtseyns offenbarend. Diesen Charakter bewirken vornämlich die eigenthümlichen Kirchentonarten, welche auf dem einfachen diatonischen Systeme ruhen und darin ihre Kraft, Erhabenheit und Würde bewähren. So müssen auch die Choräle beschaffen seyn, die man in das christliche Volk einzuführen gedenkt. Was von diesem strengen und doch so gemüthvollen Typus abweicht, was in den Bereich der zierlichen, galanten oder durch

Leidenschaften aufgeregten, mehr die Sinne als das Gemüth ansprechenden Musik hinüberschweift, paßt nicht für die Gemeinde, nicht in die Kirche, nicht zur Orgel, welche, wie kein anderes Instrument noch die Gesammtheit aller übrigen, diesen kirchlichen Charakter der christlichen Musik am vollkommensten ausdrückt.

Ist man denn über solche Grundsätze in der Bestimmung und Auswahl der Lieder für ein kirchliches Gesangbuch einverstanden, so lassen sich hiernach die Massen des Kirchenliedes aus den verschiedenen Jahrhunderten prüfen und sichten. Zwar stammt in diesem Gebiete Manches aus den der Reformation vorhergehenden Zeiten; aber sofern es aus dem Lateinischen und anderwärts in die deutsche Sprache zumeist erst von den Meistern und Dichtern der Reformation übertragen oder doch erst für den kirchlichen Gebrauch der ganzen Gemeinde zugerichtet worden ist, so haben wir die so verarbeiteten Dichtungen eines Ambrosius, Johannes von Damascus, Jacopone, Johann Huß, der böhmischen Brüder u. s. w. eigentlich auch erst in das Zeitalter der Reformation zu setzen. Luther selbst ging hierin bekanntlich voran; denn, schrieb er i. J. 1524 an den sächsischen Hofprediger Georg Spalatin, er sey Willens, nach dem Exempel der Propheten und alten Väter der Kirche, deutsche Psalmen fürs Volk zu machen, nämlich geistliche Lieder, daß das Wort Gottes auch durch den Gesang unter den Leuten bliebe. Gleicherweise suche er nun allenthalben Poeten für dieses Werk und bitte auch seinen Freund, daß er, der deutschen Sprache so mächtig und darinnen beredt, mit ihm Hand anlege; er wünsche aber, daß die neuen Wörtlein vom Hofe wegbleiben, damit die Worte alle nach dem Begriff des Pöbels ganz schlecht und gemein, doch aber rein und geschickt herauskämen, hernach auch der Verstand fein deutlich und nach des Psalmes Meinung gegeben würde. So waren denn auch, wie er's von sich und den Freunden forderte, seine geistlichen Volksgesänge eine für den gottesdienstlichen Gebrauch eingerichtete Aneignung biblischer Psalmen, woran sich später theils die Bearbeitung älterer Kirchengesänge, theils auch freie und selbstständige Erzeugnisse des evangelischen Glaubens anschlossen, dem Verständniß und Gemüth des Volks angepaßt, ja wie aus der Seele der neugeworbenen priesterlichen Gemeinschaft selbst hervorgedichtet und erklungen. Es spricht sich in Wort, Bild und Ton der Mehrzahl dieser Lieder, deren erste Sammlung schon

im Jahr 1524, binnen dreißig Jahren aber bereits über vierzig solcher Gesangbücher in den deutschen protestantischen Ländern erschienen waren, das Schlichte und Gemeinsame, das Reine und Schickliche, das Klare und Tiefe des ächten christlichen Volksgesanges aus. Vornämlich stellen sie die Empfindung der Frommen im Beginn der Glaubensreinigung und Kirchenverbesserung dar, das feste Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand, den heiligen Jubel über den Sieg der für gerecht erkannten Sache, den demüthigen Dank für Gottes Wort und das bußfertige Hangen an dem Glauben, der ohne unser Verdienst aus Gottes Gnaden selig macht. Die Innigkeit und Fülle der Ueberzeugung drängte sich zumeist in wenigen Strophen mit körnigter Sprache zusammen; und diese Schlichtheit des Ausdrucks entbehrt dann freilich bei einem Theil jener Lieder den poetischen Schwung, der oft mehr in der Melodie und in der Sprache des Zeitalters überhaupt, als in dem bestimmten Vortrage der einzelnen Dichtung selber liegt. Indessen ist es eine stattliche Reihe ächter Kernlieder, die den Glaubensmuth der Gemeinden des sechzehnten Jahrhunderts athmen, von Luthers Kraftreimen bis auf die Hymnen des Philipp Nicolai, der am Schluß dieses Jahrhunderts den Uebergang zu einem andern Zeitraum bezeichnet.

Es hatte sich bereits bald nach Luthers Tode die politische Reaktion gegen die neue Glaubensweise zu äußern begonnen, und die Gefahren sammelten sich zu der Drangsal, welche zuletzt im dreißigjährigen Krieg den Bestand des Protestantismus untergraben zu müssen schien. In dieser Periode der äußeren Verwirrung und Zerstörung, recht im Gegensatze mit den steigenden Drohungen weltlicher Uebermacht der Feinde, feierte der christliche Gesang seine schönsten Stunden durch das Opfer der innigsten Hingebung in Glauben, Hoffen und Gedulden. Er flüchtete sich aus der düsteren Gegenwart des Kriegs und der Verwüstung in die blühende Vergangenheit der heiligen Geschichte und verherrlichte mit anmuthsvollem Preis die großen Thaten Gottes und die bis in den Tod getreue Liebe des Erlösers und die mannichfaltigen Gaben seines Geistes in der Gemeinschaft der Gläubigen. Den Mittelpunkt dieses duftenden Gartens geistlicher Dichtung bildet, wie sie von Rosenkranz treffend bezeichnet worden ist, die stille Innigkeit Paul Gerhards, des lieblichsten wie fruchtbarsten unter allen

Kirchenlieder-Dichtern, nachdem schon Philipp Nikolai, Johann Herrmann u. A. vor ihm in zarten Tönen aus tiefer Brust die heilige Gottesgnade gepriesen und dem Erlöser ihre Liebe zugesungen hatten, und während neben ihm Johann Frank u. A., wenn auch minder gewandt und annehmlich, doch bisweilen noch tiefer dieselbe Richtung verfolgten, Johann Scheffler besonders, bevor er im Jesuitenkloster sich dem schwärmenden Pantheismus ergab, bereits in mystischeren Bildern und Tönen, wiewohl noch ganz in den Grenzen einer evangelischen Gesinnung und Denkweise, Jesum als den minniglichen Gegenstand all seiner Gedanken und Sorgen verherrlichte, zugleich aber die Genossen der damaligen Dichterorden, Martin Opitz, Andreas Gryphius, Simon Dach, Georg Neumark, Paul Flemming u. A. der frommen Reflexion über göttliche Lehren und menschliche Loose einen edeln, erbaulichen Ausdruck gaben. Diese Innigkeit des Glaubens, diese Ruhe des Vertrauens, diese Freude an dem Wort des Herrn und dieses Genughaben an seinen Verheißungen ist in unzähligen Liedern mit einer wahrhaft klassischen Volks- und Bibelsprache vorgetragen, welche gegen das damalige Gemengsel deutscher und fremder Wörter und gegen die Schwerfälligkeit weltlicher Darstellungsweise rühmlichst absticht und von dem hohen ästhetischen Charakter, welchen die reine Gottesfurcht und ächte Sittlichkeit nie verleugnen, unzweideutige Kunde gibt. Im Unterschiede freilich von der kraftvollen Gedrungenheit und bedeutsamen Kürze mancher Dichtungen des vorigen Jahrhunderts finden wir in diesem eine größere Ausführlichkeit theils christlicher Betrachtungen über das Leben, theils eines den Gegenstand der Andacht und Liebe von jeder Seite betastenden frommen Gefühls, und allerdings sind dabei viele schöne Lieder zu sehr ins Breite gerathen, und mehrere, in Einzelnem vortreffliche Dichter, wie Johann Rist, haben sich nicht selten in matte Redseligkeit von geistlichen Dingen verlaufen.

Diese beiden Zeiträume des Kirchenlieds sind gleichfalls in musikalischer Hinsicht überaus wichtig und von hoher Gediegenheit, aber auch eigenthümlichem Unterschied ihrer Hervorbringungen. Luthers und seiner Freunde mannhafte Choräle drangen mit Macht an's Herz und unter das Volk. Auch Goudimels Psalmen hatten sich durch einfachen Ernst in den reformirten Kirchen eingebürgert und fortgeerbt. Aber schon athmen am Schlusse des sechzehnten

Jahrhunderts die Tonweisen, welche David Scheidemann zu den Liedern des Philipp Nikolai erfunden, wo nicht einen höhern Schwung, doch eine freiere Bewegung und anmuthreichere Inbrunst. Sodann offenbart sich auch in den späteren Melodien des 17ten Jahrhunderts, besonders des Johann Hermann Schein, der die Gerhard'schen Lieder, des Johann Krüger, der die Frank'schen, des Gastorius, der des Rodigast: Was Gott thut, das ist wohlgethan, und des Georg Neumark, der sein eigenes: Wer nur den lieben Gott läßt walten, in Musik setzten, der milde, stille, innige und gelassene Geist, der die Frömmigkeit des Zeitalters beseelte und die evangelische Kirche durch so schwere Stürme und andauernde Wehen hinübertrug. Doch hatte in der harmonischen Behandlung des Chorales die strenge Regel allmählig nachgelassen, und die Annäherung an die weltliche Tonleiter war vorbereitet.

Am Schluß des 17ten Jahrhunderts hatte sich die Spener'sche Schule aufgethan, und bald hernach entstand durch den Grafen von Zinzendorf die Brüdergemeinde. Der Gegensatz, der sich dadurch im Schoß der Kirche selbst ausbildete, die Scheidung, welche alsbald zwischen dem Pietismus und der Orthodoxie eintrat, mußte auch dem geistlichen Liede sich aufprägen, das auf derjenigen Seite von jetzt an seine meiste Nahrung fand, wo man sich vom Dogma zum Leben, vom Buchstaben zum Geiste, vom Gelehrtenzank zur Glaubensgemeinschaft hingewendet und in dieser Gemeinschaft auch den rechten Boden für innigere Dichtung und herzlichen Gesang betreten hatte. Spener, in seiner Art und Zeit ein andrer Luther, hatte selbst, in wenigen zwar, aber lebensvollen Liedern, der geistlichen Dichtkunst gepflogen. Aeltere Lieder von einer mehr innerlichen Beziehung und mystischem Tone, wie von Nikolai, Frank, Silesius, mußten in diesem Kreis heimisch werden. Aber, wie die tiefere gemüthliche Richtung des Glaubens in ihrem Gegensatz mit der äußerlichstrengen Darstellung der Lehre im orthodoxen System, eine eigenthümliche Entwickelung solcher Lieder bewirkte, die das geistige Leben der Gläubigen zum Gegenstande hatten; so nahm diese neue Richtung gleichwohl eine zwiefache Bahn, wovon die eine, in Speners Fußstapfen, mehr zu den frühern Dichtern haltend, das Praktische des Christenthums, die Frömmigkeit und Heiligung von der Gefühlsseite und als Wachsthum im gottgefälligen Wirken behandelte; die andere, nach dem Vorgange Zinzendorfs, das innere Leben

unter dem Einfluß der göttlichen Gnade in seinem Ursprung und Fortgang, in seiner Entwickelung und Vollendung beschaulich darzustellen suchte. Es war nicht anders, als daß jene praktische Behandlung oftmals trocken und matt, diese mystische häufig unklar und geschmacklos werden mußte. Zwar ist auch auf dem letzteren Wege viel Ernstes, Tiefes und Wahres zu Tage gekommen. Der Bußkampf und die Wonne der Wiedergeburt ist in den verschiedenen Momenten und Stadien des inneren Lebens treffend bezeichnet. Den bedeutsamsten Bildern der heiligen Schrift, den feinsten Winken der biblischen Lehre, den zartesten Punkten der heiligen Geschichte ist im Gebiete der gläubigen Aneignung und Erfahrung ihr Ort angewiesen und ihr Segen ausgebeutet worden. Aber die Versuchung lag zu nahe, um nicht das Gefühl gegen die Beschaulichkeit zurückzudrängen, vom Strom der Bilder sich fortreißen zu lassen und in den nicht immer hellen Fluthen einer sinnlichen Mystik unterzusinken. So ist denn viel Mißbrauch, Spiel und Witz mit biblischen Namen und Tropen geübt, viel Ungeschmack durch Umtreiben bald im Zärtlichen und Tändelnden, bald im Groben und Grellen gezeigt, viel Anstoß und Aergerniß aber den nüchternen Leuten gegeben worden. Doch dies darf uns nicht wehren, die trefflichen Gesänge von Spener und Spangenberg, Zinzendorf und Tersteegen, Lavater und Hiller da, wo sie mit Maß im Ausdruck eine tiefe, innige Glaubensweise offenbaren, dankbar anzunehmen und auch dem öffentlichen Gebrauche zuzuwenden. Für die Musik hatte diese Schule das Eigenthümliche, daß die Melodien der Brüdergemeinde im Durchschnitte einfach und ansprechend singbar, aber weniger kirchlich gehalten sind. Jenes ist aus der besondern Vorliebe des Pietismus zum gemeinschaftlichen Gesang, dieses aus der nächsten Bestimmung seiner Gesänge. für die von der größeren Kirchengesellschaft abgeschlossene partielle Gemeinde, vielleicht auch aus der beschränkteren Bildung, aus dem mangelnden Sinn für den traditionellkirchlichen Typus zu erklären, der im 18ten Jahrhundert ohnehin auch in der Kirche je mehr und mehr zurückgedrängt wurde.

Nun trat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue Periode für das Kirchenlied und für die kirchliche Liedersammlung ein. Das Uebermaß der Orthodoxie hatte den skeptischen Sinn unter den Theologen, die Uebertreibungen des Pietismus hatten längst eine nüchternere Auffassungsweise der Religion und des Christenthums

bei den gebildeten Andersdenkenden unter den Zeitgenossen hervorgerufen. Der Rationalismus bekämpfte in der Theorie die als supranaturale Auffassung des Christenthums nach und nach mit dem Pietismus versöhnte und durch ihn belebte Orthodoxie und forderte das Recht zurück, die Frömmigkeit nicht bloß aus der heiligen Schrift, sondern auch aus eigenem freithätigen Nachdenken, nicht bloß in der Beziehung auf das eigenthümlich Christliche, sondern auch in einer allgemeineren Betrachtung der Natur und Geschichte aus religiösen und sittlichen Gesichtspunkten zu haben. In der Praxis aber, auf der Kanzel und in dem Gebiete der ascetischen Literatur, gab er mit dem strengeren Schriftglauben auch die Schriftsprache dahin. Gellert, ein bibelgläubiger Mann, war nicht ohne Einfluß der freisinnigeren Bildung seiner Zeit geblieben; und wiewohl ein lauter Verehrer des alten Kirchenliedes, dichtete er das eigene in einer andern Form und wurde das Vorbild einer neuen Richtung der christlichen Hymnologie. Es war nicht mehr das strenge Glaubenslied aus Gottes Wort, aber doch im Wesentlichen die positive Wahrheit der biblischen Lehre enthaltend, obschon den Gläuben auch aus einem allgemeineren Gesichtspunkte fassend und vorzugsweise, nur minder tief, aber auch minder ängstlich als es in der Spener'schen Schule geschehen war, dem Lebensgebiet und Pflichtenkreise zugewendet. Es war ferner nicht mehr der gedrungene, unzweideutig biblische Ausdruck, aber doch unleugbar anschaulich, gemüthlich, volksfaßlich. Gellert war und bleibt durch seine geistlichen Lieder wie durch seine Fabeln ein Liebling des Volks, und es ist so erfreulich als gebührend, daß man erst in jüngster Zeit eine Ausgabe seiner Dichtungen in ansehnlicher Ausstattung wieder veranstaltet hat. Auch aus den Gesangbüchern würde man sie nur im Widerspruche mit der Neigung des Volks verdrängen. Von ihm angeregt, haben auch Andere nicht ohne dichterische Anlage und in gläubigem Sinn manches schöne Lied ihm nachgesungen auf ansprechende Weise. — Zu gleicher Zeit war Klopstock mit geistlichen Gesängen aufgetreten. Aber zum Verständniß für das Volk nicht geschaffen, noch besonders zu demjenigen, was das Kirchenlied in Bezug auf Reim und dergleichen fordert, geeignet, konnte er nicht einmal die Tiefe und Innigkeit seiner Oden auf die von ihm verfertigten kirchlichen Dichtungen übertragen; da, wo es einigermaßen gelang, ist er ins Rührhafte hinübergeschweift; im Uebrigen hat er durch

Epitheten und Exclamationen den Schwung zu ersetzen gesucht. Auf zahllosen Ausrufungszeichen gehen daher seine geistlichen Lieder wie auf Stelzen einher, noch dazu in Sprache und Reim ungelenk und mühsam. Nur wenige, wie Auferstehn — Wenn ich einst aus jenem Schlummer — dürften sich für den gottesdienstlichen Gebrauch der Volksgemeinde eignen. Daneben war seine Neigung, ältere Gesänge, der Norm seiner eigenen gemäß, zu verändern. In dieser Neigung stimmte mit ihm das Bestreben des Zeitalters überein, das Alte zu modernisiren, um theils der mißachteten alterthümlichen und zumal biblischen Ausdrucksweise sich zu entledigen, theils die strengere supranaturalistische Fassung in eine freiere Form zu verwandeln. So bekamen die älteren Lieder eine, ihrem Ursprung entfremdete Gestalt und Farbe, wenn z. B. in dem Biberacher Gesangbuch regelmäßig, wo es nicht eben eine Reimstörung veranlaßt hätte, Glaube in Tugend umgesetzt wurde. Besonders aber drängten sich bei der um jene Zeit allenthalben veranstalteten Erneuerung der öffentlichen Liedersammlungen, mit Ausstoßung des einen — und mit gewaltsamer, naturwidriger Modernisirung des andern Theils der alten geist- und glaubensvollen, und zugleich tiefpoetischen Lieder, neue Dichtungen in Mehrzahl ein, welche nach Gehalt und Form einen dürftigen Ersatz boten und überhaupt nur in einer solchen Zeit durchdringen konnten, wo das religiöse und kirchliche Interesse durch andere, zumeist politische Begebenheiten und Zustände in den Hintergrund getreten und, was davon noch übrig blieb außer dem stilleren Kreise christlicher Privatvereine, unter die Herrschaft des philosophischen Systems der Zeit gekommen war, welches dem Positivchristlichen seine Geltung abgesprochen hatte. In den eigentlich neuen Liedern aber, die im Gefolge von Gellert und Klopstock zum Vorschein kamen, ist nun auch wirklich zum großen Theil eine trockene Verständigkeit, welche die Beweise für Gottes Daseyn, die Beschreibung seiner physischen und moralischen Eigenschaften und dergleichen mehr in Verse brachte. Ein besonderer Uebelstand war in dieser Hinsicht auch die praktische Richtung, in den sogenannten Morallieder, welche gewöhnlich um desto dürrer und matter lauten, je umständlicher sie einen ganz speciellen Gegenstand der Pflichten- und Tugendlehre auseinandersetzen. Dazu kommt dann in den sogenannten Trostliedern ein weichlich weinerlicher Ton, womit man die ganze Manier der erotisch-idyllischen Dichtung der damaligen

Zeit in die Kirche einzuführen sich nicht entblödete; und in den Lehr- oder Glaubensliedern ein hohles Pathos falscher Declamation in vornehmen Worten und vollen Phrasen, womit man die armen Gedanken für reich und wichtig auszubieten wagte. Diese großen Verirrungen dürfen uns aber gleichwohl gegen die, wenn auch nicht zahlreichen, doch würdigen Dichtungen eines Gellert, Uz, Schubart, Cramer, Münter, Cronegk u. A. nicht ungerecht stimmen, um auch diesen, welche, wenn schon weniger biblische Haltung und streng symbolischen Inhalt, doch nicht minder christlichen Geist und Sinn besitzen, das Bürgerrecht in der Gemeinde zu versagen.

Die pelagianische Grundrichtung des Rationalismus sagte vornämlich auch demjenigen Theile der Katholiken zu, der um die gleiche Zeit seinen Glauben wissenschaftlich zu vermitteln und kirchlich zu beleben suchte. Man findet daher auch auf katholischer Seite da, wo man zumal den lateinischen Gottesdienst zu beschränken strebte, ähnliche Gesangbücher aus diesem Zeitraume, die, das Spielende und Tändelnde der älteren Marienlieder beseitigend, und die Meßopferidee mit allgemeineren Vorstellungen vertauschend, gerade den Inhalt und die Form der aus der Gellertschen Schule hervorgegangenen protestantischen Lieder willkommen hießen. In dieser Richtung ist sogar der Vorzug einer geschmackvollern Auswahl und Behandlung auf Seiten mehrerer katholischen Gesangbücher, wie das Rottenburger von Werkmeister und das Constanzer von Wessenberg, von welchen der letztere selbst zu den innigeren Dichtern dieser Periode gezählt werden muß.

In denselben Zeitraum fällt die musikalische Erscheinung und Wirksamkeit eines hochbegabten Mannes, Justin Heinrich Knecht, von welchem einzelne kirchliche Tonweisen gedichtet sind, die mit den trefflichsten der Vorzeit die Vergleichung bestehen. So sein klassischer Confirmationsgesang zu Münters mindergediegenem Lied; seine Passionsmelodie: Ach, sieh ihn dulden, u. a. m. In anderen hat er, wiewohl immer melodisch, die kirchliche Haltung und Würde minder getroffen, und in der harmonischen Behandlung des Chorals ist ihm die weltlichere Tonleiter und Dissonanz noch weniger fremd geblieben. Man verschmähte längst nicht mehr, in den Choral den bewegteren Rhythmus und die künstlichere Modulation der Arie aufzunehmen. In dieser Art wurden von ihm und Anderen auch ältere Choräle bearbeitet. Kein Wunder, daß dem so geschah, nachdem

die katholische Kirche, die den Volksgesang von den Protestanten empfangen hatte, durch den Einfluß der Opernmusik späterhin zuerst ihre Offertorien, dann die ganze Messe und sogar den Meßgesang der Gemeinde in galanten Styl verwandelte, wovon auch die Protestanten in ihren Cantaten und Chorälen angesteckt, dem Geist der Kirche und der Sitte der Väter sich entfremdend, zu Gesängen Ohr und Kehle boten, die eher an Motive der Zauberflöte und des Donauweibchens als an den Ambrosianischen Lobgesang und an die Nachtmahlshymne des Nicolaus Decius erinnern.

Alle diese Zeichen des Ungeschmacks in der geistlichen Dichtung und Tonkunst laufen freilich in gleicher Linie mit demjenigen, was die kirchliche Architektur seit dem Zeitalter Ludwigs XIV. von Schnörkeln und Flittern, die Skulptur von Zopfen und Verrenkungen, die Malerei von fahlem Colorit und süßlichem Ausdruck aufzuweisen hat und wodurch sie eben so wenig das Aeltere in seinem Werthe zu schätzen und herzustellen, als das Neue mit wahrem Verstand und aus ächtem Gefühl, d. h. mit Geist zu schaffen vermochte.

Wendet man von dem Gesagten den Blick verlangend nach einer bessern Zukunft: so dürfen wir uns dessen erfreuen, daß eine solche Zukunft nach beiden Richtungen des Lieds in Text und Ton mit der Gegenwart begonnen hat. Nicht nur haben, wie schon berührt worden, während der hymnologischen Revolution einzelne begabte Dichter und Tonkünstler, wie Lavater und Hiller, Knecht und Amalie von Preußen, in einem bessern Sinn und Tone gewirkt; sondern eben in unserem Jahrhundert ist, was vorerst die Dichtung anbetrifft, mit Novalis und Schenkendorf, Arndt, Albertini, Garve, v. Meyer, Spitta, Knapp und Möwes eine gute Bahn gebrochen, auf welcher das christliche Gefühl in wahrhafter Poesie seine Kraft und Fülle, Klarheit und Tiefe aufzuschließen vermag. Ist auch nicht zu leugnen, daß gerade die talentvollsten unter diesen christlichen Dichtern sich für das Kirchenlied nicht durchaus eignen, indem sie entweder, wie Novalis, zu mystisch, dunkel und spielend, oder, wie Schenkendorf, zu sehr in Form und Ton der weltlich romantischen Schule zugeneigt sind, oder, wie Spitta, vorzugsweise subjektive Stimmungen und Zustände darstellen, oder, wie Knapp, mehr rhetorisch als lyrisch, sich in zu großer Ausführlichkeit und Wortfülle verbreiten; so ist doch von jedem derselben das eine und andere Lied in einfacher, volksmäßig erbaulicher Weise

gedichtet und für den gottesdienſtlichen Gebrauch vollkommen geeignet und erwünſcht. Von muſikaliſcher Seite iſt theils durch die, vornämlich von der Berliner Singakademie bewirkte Zurückführung der Oratorien von Händel und Bach, auf eine Hebung der künſtlichen Kirchenmuſik geleitet worden, wovon Mendelſohn's Paulus die großartigſte Probe iſt; theils iſt durch Kocher's Anregung und nach ſeinem Vorgange in Schwaben ein reges Streben erwacht, den Choral in ſeiner kirchlichen Einfachheit und Würde zu geſtalten, wie davon bereits im Eingange dieſes Aufſatzes Erwähnung geſchah.

Aus dieſer geſchichtlichen Ueberſicht der großen Maſſe des evangeliſchen Kirchenlieds ergibt ſich nun fürs Erſte, daß in eine kirchliche Liederſammlung Geſänge aus allen Zeiträumen gehören. Nicht nur, weil aus jedem Zeitraume ächt Poetiſches, Volksfaßliches und Erbauliches vorhanden liegt; ſondern weil die Gemeinde in jedem entſchiedene Lieblingsgeſänge hat, die ihr nicht entriſſen werden können. Auch zeigt ſich gerade hierin theils der Reichthum, theils die Mannichfaltigkeit des geiſtigen Lebens und gläubigen Gefühls in der Chriſtenheit, daß aus allen Zeiten die Zeugniſſe zuſammenklingen und die Stimmen Luthers, Gerhards, Speners, Gellerts und ihrer Freunde einen Choral bilden, worin die kräftige Frömmigkeit des erſten, die innige des zweiten, die beſchauliche des dritten und die verſtändige des vierten Zeitalters einander wechſelsweiſe ergänzen, begleiten und verſtärken. Es iſt daher zu dem Behufe, daß die Mannichfaltigkeit des gemeinſamen Glaubens in ſeinen Bezeugungen recht zum Bewußtſeyn komme und im Gedächtniß bleibe, ein gar ſchöner Brauch, wornach im bremiſchen, hohenlohe'ſchen und anderen Geſangbüchern die Namen der Verfaſſer, und gemeiniglich in den Choralbüchern die Namen der Componiſten beigeſchrieben ſind. Man hat es unangemeſſen gefunden, wie Stier ſich ausdrückt, theils weil überhaupt dieſe hiſtoriſche Beziehung zu der lebendigen Aneignung des göttlichen Worts in der ganzen Gemeinde nicht zu paſſen ſcheine, theils weil der Antheil der urſprünglichen Verfaſſer ſich mit der von Mehreren ausgehenden Bearbeitung vielfach vermiſche. Aber vorerſt von dem letztern Punkte hier noch abgeſehen, bei welchem, wenn man nicht mit den Liedern ſo grauſam umzugehen beabſichtigt, wie es von den Geſangbuchsverbeſſerern der Klopſtock'ſchen Periode geſchehen war, doch wohl immer Sinn und Geſtalt des Liedes im Weſentlichen ſeinem urſprünglichen Verfaſſer

eignet; so ist es meines Erachtens gerade die historische Beziehung, die zu der religiösen Werthschätzung eines Liedes einen ganz besondern Hebel abzugeben vermag, und weßhalb ich die Namen der Dichter oder Dichterinnen, und — wo die Melodien vorgesetzt würden, auch die Namen ihrer Urheber beizusetzen rathen möchte. Denn eine Zertrennung der Aufmerksamkeit des andächtigen Bewußtseyns kann gewiß nicht mit Grund davon befürchtet werden; der Eine beachtet die Namen nicht und nimmt das Lied und den Choral als Erzeugniß und Eigenthum der Gemeinde, woraus er sich gleich den Andern und wie aus den übrigen Liedern erbaut; der Andere aber achtet darauf und wird dadurch auf persönliche und geschichtliche Bezüge geleitet, die, weit entfernt, ihn von dem gläubigen Gemeingefühl abzuziehen, nur desto mehr auf verschiedenste Weise dahin zurückführen und darin tiefer begründen, indem sie zugleich dem eigenthümlichen Zustande und individuellen Bedürfnisse des einzelnen Lesers besonders zusagen mögen, ohne jedoch deßhalb von ihrer Geltung und Brauchbarkeit für die Gemeinschaft etwas zu verlieren. Da ist es denn für Solche gewiß erhebend, hier eine Versammlung christlicher Dichter und Sangmeister, wie aus allen Zeitaltern der protestantischen und der früheren Kirche, so aus allerlei Ständen und Bildungsstufen vereinigt zu sehen, wie neben dem armen Cantor, der die Herrlichkeit und Fülle des geistigen Lebens feiert, der reiche Fürst, der sich vor Gott demüthiget und um die Gnade Christi fleht; neben dem Diener des Evangeliums, der die tieferen Segnungen des Glaubens aufschließt, der Kriegsheld, der sich dem Schutze des Allmächtigen befiehlt, der Staatsmann, der seine Weisheit im Worte des Herrn sucht; neben der Predigerwittwe, die ihre Thränen im Gebete trocknet, die Königstochter, die am Fuße des Kreuzes voll Wehmuth niedersinkt, ihre Zeugnisse von dem alleinigen Werth und von der unendlichen Kraft und überschwenglichen Wonne des Glaubens zusammentragen; ferner, daß zu allen, besonders jedoch in früheren Zeiten, die größten Dichter deutscher Nation nicht nur weltlichen Gesanges in Ernst und Scherz pflogen, sondern auf dem Altar des Herrn auch geistliche Opfer niederzulegen sich getrieben fühlten, wie Hans Sachs, Opitz, Gryphius, Flemming, Gellert, Utz, Klopstock, Novalis u. A., gleichwie manche der ausgezeichnetsten Gottesgelehrten auch die christliche Dichtung und Musik förderten, wie

nächst Luther auch Justus Jonas und Zwingli (dessen „Herr nun heb den Wagen selb“ wenigstens in keinem schweizerischen Gesangbuch fehlen sollte), nächst Spener auch A. Hermann Franke, Joh. Albr. Bengel, Hedinger u. A. Es hat noch außerdem manches Lied eine eigenthümliche gar erbauliche Geschichte, die sich an den Namen des Verfassers knüpft; oder es hängt ein anderes mit den größten Erinnerungen der Kirche zusammen, so daß man gediegene Lieder dieser Art schon deßhalb nicht aus dem Gebrauch der Gemeinden hinwegthun darf, daß es aber noch besonders wünschenswerth erscheint, in den geschichtlichen Unterweisungen der Jugend sich dieses hymnologischen Stoffes je nach lokalem Stand und Bedürfniß mehr oder weniger zu bedienen. So bei dem Liede: „Nun freut euch, lieben Christen gmein,“ daß es das allererste protestantische Kirchenlied ist, welches Luther gedichtet, und das wie auf Windesflügeln die Freude des evangelischen Bekenntnisses durch die deutschen Lande trug. Bei „Ach Gott vom Himmel, sieh darein,“ wie dasselbe während der Meßhandlung in der Jakobikirche zu Lübeck zuerst von zwei Knaben angestimmt, dann von der ganzen Gemeinde jauchzend durchgesungen, den Meßpriester und die Mönche aus der Stadt verscheuchte, weil man ihnen von nun an, wo sie sich blicken ließen, jenes Lied entgegensang. Bei „Eine feste Burg ist unser Gott,“ wie Luther diesen Psalm voll des kräftigsten Vertrauens gerade in der äußersten Bedrängniß seiner Sache auf dem Schlosse zu Coburg im Jahr 1530 während des Augsburger Reichstags dichtete, und wie es hernach das Siegeslied der evangelischen Kirche geworden ist. Bei „Ich ruf' zu dir, Herr Jesu Christ,“ von Paul Speratus, wie es am Morgen der Lützener Schlacht von Gustav Adolph und seinem Heer auf den Knien gesungen worden ist, worauf dieser christliche Held unter die Feinde brach und in den Tod sank, während seine Trompeter bliesen: Eine feste Burg ist unser Gott. Bei „Warum betrübst Du dich, mein Herz,“ wie mit diesem Trostliede des eben so frommen als fröhlichen Schusters von Nürnberg der Landgraf Philipp von Hessen in der Gefangenschaft, wohin er am Tage bei Mühlheim gerathen war, sich aufgerichtet, während sein Schicksalsgefährte, der Churfürst Johann Friedrich von Sachsen in jener betrübten Lage selbst das schöne Lied gefertigt: „Wie's Gott gefällt, gefällt mir's auch.“ Bei Luthers „Mit Fried' und Freud' ich fahr dahin,“ wie in diesem heiligen Gesang

Herzog Christoph von Württemberg, — bei Polianders „Nun lob' mein Seel den Herren," wie in diese frommen Worte Markgraf Albrecht von Brandenburg, der erste protestantische Herzog von Preußen, den sterbenden Geist aushauchte. Bei „Befiel Du deine Wege," wie Paul Gerhard, von dem großen Churfürsten wegen seiner Anhänglichkeit an die lutherische Lehrformel vom Amte gesetzt und aus Berlin gewiesen, rath- und hülflos unter den Menschen, jenes Lied kaum gedichtet hatte, sich und sein bekümmertes Weib zu trösten, als die Botschaft des Herzogs Christian von Merseburg mit dem Anerbieten einer Pension ihn erreichte. Bei „Wer nur den lieben Gott läßt walten," wie der arme Dichter Georg Neumark in Hamburg sein Dankgefühl in Wort und Tonweise dieses Gesanges ergoß, nachdem er seine aus Noth verpfändete Viola di Gamba wieder eingelöst hatte, auf welcher denn auch zum Erstenmal er die wundersam rührende Melodie sang. Bei „Was Gott thut, das ist wohlgethan," wie der Schulrector Rodigast mit diesen Worten seinen schwererkrankten Freund, den Cantor Severius Gastorius zu Jena begrüßte, der noch auf dem Bette die Melodie setzte und seine Genesung damit feierte, daß er das Lied von seinem Schulchor absingen ließ, ꝛc. ꝛc. — Dergleichen trägt unfehlbar nicht wenig dazu bei, die schon an sich bedeutsamen Lieder dem Volke durch ihre historische Beziehung näher zu bringen und werth zu machen; aber es ist ebendeßhalb auch zu wünschen, daß diese Lieder als solche in ihrer Eigenthümlichkeit bezeichnet und erhalten werden.

Es ergibt sich nämlich aus dem Gesagten gewiß noch weiter, daß der von vielen Seiten zugleich eben jetzt angeregte Wunsch einer Gesangbuchsreform gerecht und bei dem wieder erwachten tieferen religiösen Sinn und Bedürfniß nothwendig sey. Denn, wie wir gesehen haben, die in der Gellert-Klopstockschen Periode veranstalteten Liedersammlungen haben dem Modernen einen ungebührlichen Vorrang eingeräumt, haben treffliche alte Lieder entweder von dem öffentlichen Gebrauch ausgeschlossen oder in einer so veränderten Form beibehalten, daß die Kraft, Anmuth und Würze der alten Gesänge verwischt war. Demnach ist auch unfehlbar bei Allen, welche für diesen Gegenstand ein Interesse haben, das Bedürfniß einer theilweisen Rückkehr zum Früheren gerechtfertigt, sey es nun durch angemessene Revision der bestehenden Gesangbücher oder durch einen Anhang bisher außer kirchlichem Gebrauch gestandener Kernlieder,

wodurch einmal, ungerechterweise verdrängtes Aeltere wieder herbeigelassen, entstelltes Alte wieder hergestellt, sodann unnützes Neue fortgewiesen, tüchtiges Neuere aufgenommen und eingereiht würde. Unter dem Alten, was für den gottesdienstlichen Zweck der Erbauung zur Sprache kommt, ist wohl am meisten die Schule des 17ten Jahrhunderts als die in sprachlicher und poetischer Hinsicht am meisten klassische zu berücksichtigen; von den neueren gehört unstreitig den Gellert'schen Liedern der Vorzug der Volksmäßigkeit; Alles aber denken wir uns nach den Grundsätzen und Kriterien ausgewählt und zusammengeordnet, welche zuvor besprochen worden sind. Von den jüngsten Sammlungen ist nun auch zu rühmen, daß sie in dieser Richtung veranstaltet und mit den Gesängen aller Zeitalter, vorzüglich mit den trefflichen Liedern der zweiten Periode ausgestattet sind. Darin haben das Berliner und Lübecker, das Baden'sche und Rheinische Gesangbuch verwandten Charakter und Werth, und nur die neuesten katholischen, so wie die israelitischen sind dahinter zurückgeblieben: wovon freilich die Abneigung der katholischen Kirche, den älteren Gesang der protestantischen sich anzueignen, und der unevangelische, rationalistische Sinn des Judenthums die leicht erklärliche Ursache sind.

Nun ist ferner die Hauptfrage: wie die älteren Lieder für den gegenwärtigen Gebrauch beschaffen seyn, in welchen Stand also namentlich die in der letzten Periode veränderten wiederhergestellt werden müßten. Das Recht zur Bearbeitung, und, wenn auch nur leisen Umänderung wird von zwei Seiten her bestritten; doch sind dieser Stimmen wenige im Vergleich mit den andern, welche jenes Recht zugestehen und vertheidigen. Bald ist es nämlich religiöse Pietät gegen das christliche — bald hinwiederum literarische Vorliebe für das poetische Alterthum gewesen, was gegen die feineren, wie gegen die gröberen Retuschen an den Kirchenliedern Protest eingelegt hat. Allein für literarhistorische Zwecke gibt es diplomatische Abdrücke in besonderen Ausgaben einzelner Dichter oder in eigenen Sammlungen. Hier ist die vornehmste Aufgabe, ein erbauliches Lied für die Gemeinde zu gebrauchen, und man nimmt ja die alten Lieder nicht, weil sie alt, sondern weil sie gut, d. h. dem Zwecke der Erbauung als Ergießungen des reinen christlichen Gefühls am angemessensten sind. Diesem Zwecke muß auch die religiöse Pietät sich unterordnen, wenn sichs um den Ausdruck

und die Förderung des christlichen Bewußtseyns und Lebens in der Gemeinde handelt. Erbaulich sind aber solche Lieder, die einen veralteten, jetzt unverständlichen oder in einer andern Bedeutung gebräuchlichen Ausdruck, ein für unsre Empfindungsweise abstoßendes Bild u. dgl. enthalten, gewiß nicht, während sie es durch ihre übrigen Vorzüge in hohem Grade seyn müssen, wie bald solche Anstöße hinweggeschafft worden sind. Trefflich weißt Schleiermacher hier das Recht der Veränderung zum Behufe der Erbaulichkeit nach, wenn er zu den Reformatoren sich einer gleichen Zustimmung versieht und u. A. an den Bischof Ritschl schreibt: „Was meinen Sie, wenn Jemand zu unserm Martin Luther getreten wäre mit den Worten: „Ihr habt so schöne Lieder gestellt, Herr Doctor, aber mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich denke nach dreihundert Jahren werden die Leute das doch nicht mehr so singen können wie wir jetzt, und dann werden sie dies und jenes ändern wollen"; würde er nicht gesagt haben: „Ihr guter Narr, denkt ihr denn, daß der Luther in den Buchstaben steckt? Haben wir nicht den Ambrosius und Andere aus dem Lateinischen ins Deutsche umgesetzt? Dabei hat auch müssen manches Wort ins Gras beißen, weil man's nicht eben so schaffen konnte, und mancher Gedanke hat sich anders gewendet, so daß der Deutsche mit eingekrochen ist unter des Lateiners Mantel, aber wir haben doch den Ambrosius nicht herausgetrieben. Was soll's denn für ein Unglück geben, wenn sie uns aus unserm Deutsch, dafern es nicht mehr gangbar wäre, in ihres umsetzen? Und wenn sie dies und jenes ändern und gar nicht säuberlich verfahren, den Luther sollen sie doch lange nicht heraustreiben."" Ob Luther das unsäuberliche Verfahren, d. h. das unnöthige und unbillige Aendern genehmigt haben würde, ist wohl sehr zu bezweifeln; daß er jedoch seine eigenen Lieder so gedichtet hat, daß eben an diesen nur sehr Weniges geändert zu werden braucht, um für die Gemeinde im Segen zu bleiben, ist gewiß und von den Zurichtern des Berliner Gesangbuches thatsächlich anerkannt; daß er aber überhaupt den Fortschritt in Allem, was menschliches Werk in Glaubens- und Kirchensachen ist, geliebt und gefordert habe, ist ebenso unläugbar gewiß. Eine andere Ansicht, wenn gleich aus reinster Verehrung des in den Zeugnissen des Alterthums wehenden göttlichen Geistes hervorgegangen, ist unprotestantisch, weil sie Geist und Buchstaben, Wesen und Form

nicht unterscheidet; und der Berliner Liederschatz und das Halle'sche Gesangbuch, welche noch in unsern Tagen die alten Lieder mit allen Archaismen wiedergeben, können unmöglich eine vollständige und ungekränkte Erbauung bei den verschiedenen Denkweisen der Gemeinde gewähren.

Steht uns vielmehr im Dienst der Gemeinde das Recht zur Bearbeitung der alten, durch einzelnes oder mehreres Veralte unerbaulich gewordenen Lieder für das Bedürfniß und die Empfindungsweise der Gegenwart zu: so treten freilich die Grundsätze, die der Eine und der Andere für das Maß und die Art der Bearbeitung nothwendig erachtet, gar leicht um ein Weites auseinander. Strenge Grundsätze für möglichste Bewahrung des alten Textes hat Bunsen, ebenso strenge für allseitige Heranziehung und durchgängige Zurichtung der ältern Gesänge für die jetzige Generation der Gemeinde haben sich die Herausgeber des neuen Berliner Gesangbuchs gestellt und von beiden Seiten her durch große Consequenz dort des wenigen, hier des vielen Veränderns zur Anwendung gebracht. In der Mitte zwischen beiden Bearbeitungsweisen sucht sich Stier zu halten, und mit verwandten billigern Regeln ist auch Knapp im Vorworte seines Liederschatzes aufgetreten, wiewohl beide in der Ausführung wieder nicht wenig untereinander abweichen. und bisweilen an die Berliner Richtung durch zu vieles Aendern nahezu hinstreifen, wobei aber auf Knapps Seite der Vorzug der poetischern Behandlung, bei Stier nicht selten der einer vorsichtigern Erwägung und eines richtigern Taktes liegt. Unter den anderen öffentlichen Gesangbüchern der neuesten Zeit hat das Lübeck'sche sich dem Alterthum am nächsten gehalten; das rheinländische ist weniger ängstlich und bisweilen noch modernisirend, das badensche sehr frei mit ihnen verfahren. Das württembergische katholische ist auch mit ältern Liedern katholischen Ursprungs rücksichtslos umgegangen. Das württembergische israelitische hat in den wenigen ältern Liedern von Gerhard u. A., die es enthält, ohne eigene Textkritik, ein lutherisches Gesangbuch aus der Klopstock'schen Schule benützt.

Abgesehen von dem dogmatischen Gebiete, worin Alles theils auf die Richtigkeit, theils auf die Billigkeit der getroffenen Bestimmungen ankommt, beruhen die Abweichungen gemeiniglich auf dem unterschiedlichen Begriff des Alterthümlichen, ob dieses mit

dem Veralteten und als solches für die Gegenwart Unbrauchbaren zusammengeworfen und verwechselt oder als ein immerhin, ja eigenthümlich Brauchbares von dem unbrauchbaren Veralteten getrennt wird. Nun ist es aber gewiß eine Ansicht, die durch nähere Kenntniß des Volks und der Gemeinden wenig begründet ist, daß der ältere Ton, die derbe Sprache, der minder gelenke Satz, die oft kaum noch als Assonanz oder Alliteration gültigen Reime durchaus unangenehm und abstoßend seyen und deßhalb weggeschafft werden müßten. So wenig sind sie dies, daß das Volk in die ältere Form der Rede weit mehr hineingelebt ist als in die neuere Zeitungs- und Büchersprache; so wenig, daß wirklich manche im Hochdeutschen veraltete oder doch in einer andern Bedeutung als früherhin gebräuchliche Wörter und Wortformen unter dem Volke noch immerdar im alten Gebrauch stehen und den ältern Sinn behaupten, wie z. B. Leidenschaften in dem Sinn von Schmerzen, kriegen als gewinnen, thun in Verbindung mit einem andern Zeitwort: kaufen thun u. dgl.; ohne Zweifel aber dies Alles besonders deßhalb, weil das Volk in den ältern Liedern und Gebeten seine liebste Erholung und Unterhaltung findet und diese Lieder am liebsten in den alten, noch unverschlimmerten Büchern liest. Im Durchschnitt und weit vorherrschend sogar ist aber ja, wie bereits erwähnt worden, die Sprache und Form der alten Lieder eigentlich dieselbe mit derjenigen unsrer noch immer unveralteten und wohl auch nicht so bald, wenn irgend einmal, außer kirchlichem Gebrauch gesetzten Bibelübersetzung von Luther, deren Alterthümliches in drei Jahrhunderten unverwischt geblieben ist, wenn man gleich es nicht für unverträglich mit der Pietät gegen den großen Mann und sein gottgesegnetes Werk gehalten hat, einzelne, im Gebrauch des Lebens abgekommene Ausdrücke und Wendungen zu verändern, und während umfassendere Versuche einer Berichtigung sich wohl hüten, den Duft und Ton des ehrwürdigen Alterthums, das in dieser Gestalt nie aufhören wird, verständlich, wie kraftvoll und anmuthreich zu seyn, abzuwischen. Unsere Kirchenlieder aus der Reformationsperiode und die weitern klassischen von Rinkart, Gerhard, Neumark, Rodigast, Flemming, sind nächst der Bibel von Luther dasselbe, was den Griechen ihr Homer war, dessen jonische Laute man in keiner spätern Zeit versucht hatte zu atticisiren; sondern eben an der alterthümlichen und

für Jedermann verständlichen Form hing, wie an dem Inhalte der homerischen Gedichte, die Begeisterung und der Glaube der Nation.

Steht mithin der Grundsatz fest, daß in dem Alterthümlichen als solchem noch kein Anstoß liege, daß man im Wesentlichen die eigenthümliche Form jedes Zeitalters und jeder Schule gewähren lassen möge und nur das Unverständliche, Ueberflüssige, ästhetisch oder sittlich Unerquickliche wegthun müsse, so hat man unstreitig bei den trefflichsten unter den ältern Kirchenliedern wenig Arbeit; denn diese sind vorherrschend so körnigt, so klar, so aus richtigem Gefühl und sicherer Anschauung entsprungen, und deßhalb wahrhaft klassisch und unantastbar, daß man, wo nicht unsäuberlich mit ihnen durch kleinlichte, weil unnöthige Rigorismen verfahren werden soll, dieselben in ihrer ursprünglichen Gestalt und Würde stehen lassen muß. Eher vielleicht, als bei dem Bürger und Landmann, dürfte man besorgen, daß die alten Lieder dem gesellschaftlich und literarisch gebildetern Theil der Gemeinden ferne stünden, weil dieser sich nicht in so innigem Umgange mit der Bibel und mit der kirchlichen Vorzeit zu erhalten pflegt, wie das Volk. Aber geschweige, daß die wissenschaftlich und künstlerisch auch nur einigermaßen Geförderten diesmal auf der Seite des unbefangenen Volkes stehen, welches die alten Lieder in ihrer eigenthümlichen Zeitform liebgewonnen hat und darin möglichst bewahrt wissen will; geschweige, daß man jetzt in deutschen Landen selten eine gute höhere Lehranstalt findet, wo der Unterricht in der deutschen Sprache nicht auf historischen Grundlagen ertheilt und die Jugend mit noch ältern Denkmälern des deutschen Schriftenthums als bloß aus dem 16. und 17. Jahrhunderte bekannt gemacht würde: so ist vorauszusetzen, daß, wer aus der Lutherischen Bibel auch nur die erste Unterweisung in göttlichen Dingen empfangen hat, Dem um der frühesten Eindrücke und schon an sich bedeutsamsten Erinnerungen willen die biblische Sprache der alten Kirchenlieder nichts Fremdes und der alterthümliche Ton, wenn er anders in seiner Lauterkeit bewahrt bleibt, nichts Abstoßendes sey, und wodurch für ihn die Erbaulichkeit jener Dichtungen gehindert würde. Deßhalb fallen gewiß diejenigen, welche mit dem Schneidemesser ohne Scheu dreinfahren, auch wenn sie für das religiöse Bewußtseyn und die ästhetische Gefühlsweise unsrer Zeit noch so richtig

und geschmackvoll verändern, doch in die Gefahr, gleich den Gesangbuchsverbesserern des vorigen Jahrhunderts ungerecht an der Gemeinde wie an den Liedern zu handeln.

Der Hauptcanon, welcher demgemäß aufgestellt werden sollte, ginge dahin, mit Anerkennung der Alterthümlichkeit nur da, wo wirklich Veraltetes, Unrichtiges und sonst Unerbauliches ist, zu ändern.

Dahin ist nun vorerst in dogmatischer Hinsicht, den oben entwickelten Grundsätzen zufolge, unzweifelhaft alles zu rechnen, was den kirchlichen Lehrbegriff verneint oder übertreibt und mit der einfachen biblischen und symbolischen Fassung des christlichen Bewußtseyns streitet. So das patripassianische:

Vater, ach! ein treuer Vater, —
Was kein Vater thut, das that er,
Starb für unsre Missethat!

So die Vermischung des Göttlichen mit dem Menschlichen im Erlöser:

Der Mensch verwirkt den Tod und ist entgangen,
Gott wird gefangen. (Stier.)

O große Noth,
Gott selbst liegt todt!

So die krassen Anthropomorphismen, besonders mit dem Zorne Gottes:

Dein Zorn, o Gott, ist unerträglich,
Dein Grimm brennt in den Höllenpfuhl.

Lösch' ab in dem Lamme
Deines Zornes Flamme.

Wie heftig unsre Sünden
Den frommen Gott entzünden,
Wie Rach' und Eifer gehn,
Wie grausam seine Ruthen,
Wie zornig seine Fluthen,
Will ich aus diesem Leiden sehn. (Knapp.)

So die Uebertragung der Vorsehung auf Jesus in den kleinsten wie großen Sorgen des äußern Lebens, wodurch, um des Sohnes willen, der Vater, wie in den Ruhestand versetzt, bei Seite geschoben wird, namentlich in Herrnhutischen Liedern:

Jesu Hände, die da sorgen,
Daß auf eine gute Nacht
Folget jetzt ein guter Morgen,
Da man sieht, wie Gottes Macht
Mich, die Meinen, Hab' und Gut
Hat beschützt durch Jesu Blut.

Dir (Christ) sey Dank, daß du uns den Tag
Vor Schaden, Gfahr und mancher Plag
Durch deine Engel hast behüt
Aus Gnad und väterlicher Güt.

So im Nachtmahlsliede das allzustarke in, cum et sub:

Gab er uns sein Leib zu essen,
Verborgen im Brod so klein
Und zu trinken sein Blut im Wein.

So von der leiblichen Auferstehung:

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben wie ich gläube —

Und zu dir mit Fleisch und Beinen
Werden aus dem Grabe gehn —.

Dergleichen ist freilich für ein richtiges Gefühl und einen gebildeten Sinn verletzend, den ungebildeten aber hält es in dogmatischem Materialismus auf. Doch nicht allein durch den Gebrauch solcher Ausdrücke, die mit der Schriftlehre und dem kirchlichen Lehrbegriff streiten, sondern auch andrer, welche zwar in der Bibel, aber nur zerstreut vorkommen und mehr der gröbern alttestamentlichen als der geläuterten christlichen Glaubensansicht angehören, findet leicht Uebermaß statt. Hier müssen der Neigung der alten Dichter zur grellen dogmatischen Bezeichnung Grenzen gezogen werden. Der Teufel, der lange nicht in jedem Kapitel der Bibel auch nur Einmal vorkommt, steht in den alten Gesangbüchern fast in jedem Liede, und oft in mehreren Strophen, wo der Ausdruck Feind oder Feinde, Widersacher, umfassender und nicht weniger concret und prägnant an vielen Orten gelten möchte. Ebenso die Wunden Jesu, sein Blut, wo von seinem Kreuz, von seiner Liebe die Rede seyn könnte. Ebenso die Dreieinigkeit, wo nur im Allgemeinen die Güte und Vorsehung Gottes zur Sprache kommt, ꝛc. Allerdings auch von der andern Seite wird es zur gottesdienstlichen Herrichtung einzelner Lieder aus der Gellert'schen Schule

ebenso unerläßlich seyn, das aus einer pelagianischen Denkweise hervorgegangene Lob der menschlichen Natur und Denkkraft, das Gerede von Vernunft, Tugend, Verdienst, Lohn u. dgl. abzuändern; ohne daß aber Ausdrücke, wie Tugend, vernünftig, durchaus vermieden würden, wie nur die Zeloten fordern, im Widerspruche mit der Bibel selbst, die von löblicher Tugend redet und einen vernünftigen Gottesdienst im Glauben begehrt. — Hierin ist die Nothwendigkeit der Verbesserung von Bunsen, Knapp und Stier theilweise zugegeben, besonders vom letztgenannten nachdrücklichst behauptet, aber um ihres einseitigern theologischen Standpunktes willen weniger allgemein anerkannt und mit fast ausschließlichem Eifer, die gröbsten Auswüchse der ältern Dichtung abgerechnet, nur auf die neueren Erzeugnisse des Rationalismus angewendet worden, während das Berliner Gesangbuch dem Grundsatze treu geblieben ist, von den verschiedenen Auffassungsweisen der christlichen Glaubenslehre keine ausschließlich zu begünstigen, aber auch keiner ihre Stelle zu verweigern, die als Aeußerung des frommen Gefühls sich mit der evangelischen Wahrheit und mit dem Wesen eines kirchlichen Buches in Einklang bringen lasse. Durch dieses Bestreben, sich im Centrum des nach den verschiedenen Richtungen hin verschieden gestalteten Bewußtseyns der Gemeinde zu erhalten, hat es die Ausartungen und Ueberflüssigkeiten jeder Partei besser, als es bis jetzt irgend einer andern öffentlichen Sammlung gelungen ist, vermieden.

Nothwendig zu verändern ist ferner, wenn wir das sprachliche Gebiet betreten, zuvörderst das Abgekommene. Wörter, die man jetzt nicht mehr versteht — fron, Köste, glimmet, bekleiben u. s. w. Wörter, die nunmehr einen andern, zumal unedeln Sinn haben — schlecht, ehrlich, niederträchtig, z. B. in:

O wie so niederträchtig
Kommst du, Herr Jesu Christ.

Fremd-Wörter, im edlern Deutsch uneingebürgert, oder eingebürgerte, auch deutsche, mit der fremden Schlußform. Außer dem in dulci jubilo z. B. in den bekannten Liedern von Nicolai und Gerhard:

Zwingt die Saiten in Cithara
Und laßt die süße Musika
Ganz freudenreich erschallen.

O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfiret,
Gegrüßet seyst du mir.

Sodann jede veraltete und unverständliche Form noch geltender Ausdrücke, wie ferr, Feil, tügen, leit, Lahr, heunt, begunt, erschein (als Imperfect) u. dgl., während immerhin am alten wohlbekannten Orte „er muß sie lassen stan“ unverletzend und deßhalb unverletzbar ist.

Ferner die Flicksylben: Werelt, Genade, Elende, abe, schone, Hulde; wiewohl auch hier in werthgewordenen Liedern des 16. und 17. Jahrhunderts Herre, Herze u. a. nicht durchaus verwischt zu werden braucht.

Weiter die herbe Abschneidung und Verschlingung von Vor- oder Nachsylben: Vgier, Gsetz, verlorn, einrlei, beim, warn; während bei gleichen oder verwandten Selbstlautern es nicht eben kakophonisch ist: gangen, kommen (gekommen), fürcht (fürchtet), behüt (behütet), kein (keinen) u. s. w., überhaupt die Vorsylbe der vergangenen Zeit auch bei Verschiedenheit der Selbstlauter, wie noch jetzt in der Poesie, ohne Störung wegfällt: funden, wiederbracht u. s. w. Auch ist das Abwerfen des e bei dem Adjectiv in ältern Liedern bisweilen, zumal beim Liederanfange, dessen Fassung allgemein geläufig ist, zu dulden, z. B. in: Erschienen ist der herrlich Tag.

Dasselbe gilt von der Wortverbindung und Satzbildung. Hier ist die Nachstellung des Beiworts und des persönlichen Fürworts hinter das Hauptwort nicht durchaus verwerflich, zumal bei ältern Dichtungen, aber zu mäßigen; z. B. Vater mein, Jesu werth. Ebenso ist die Zurückstellung des Zeitworts, wenn nur nicht unverständlich, in ihrer Alterthümlichkeit zu belassen. Sonst mag immerhin eine ungezwungene Versetzung oder Aenderung, wodurch ein Hiatus oder sonst eine Härte beseitigt würde, gelten wie, z. B.

Wenn mich die Sünden kränken
für Wenn meine Sünd mich kränken;

Laß es nur, o Seele, gehen,
oder Laß, o Seele, nur es gehen,
für Laß, o Seele, es nur gehen.

Die gründlichsten Untersuchungen über diesen Theil der Aufgabe hat Bunsen angestellt und ist nach seinen daraus gewonnenen strengern Grundsätzen folgerichtig verfahren, aber freilich so schonend, daß offenbar der unleidlichen Härten zu viele übrig geblieben sind, als daß man sich von der ihm beliebten Gestalt der Lieder eine willkommene Aufnahme bei der gegenwärtigen Generation versprechen dürfte. Es hat sich darüber auch die Ansicht seiner Freunde so geäußert, und der Umstand, daß von seinem Werke noch immer keine zweite Auflage nöthig geworden ist, gibt von Seiten der christlichen Gegenwart die Bestätigung.

In poetischer Hinsicht kommt Dreierlei in Betrachtung: der Rhythmus, der Reim und die Tropen. Das Rhythmische der Kirchenlieder hat sich eigentlich erst im 17. Jahrhundert entschiedener ausgebildet, während im 16. noch vorherrschend die Meistersängerregel der Sylbenzählung galt. Wollte man die alten Lieder, welche nach dem ältern prosodischen Gesetz entstanden sind, in ein strenges rhythmisches Maß bringen, so würden sie nicht bloß gerade von dieser merklichsten Seite ihre Eigenthümlichkeit einbüßen, sondern es müßte in Folge dieser Verwandlung auch noch sonst so Vieles im Ausdruck, im Satz u. s. w. verändert werden, daß unter einer völlig oder doch vorzugsweise neuen Form der Charakter und Geist eines Liedes nothlitte. Deßhalb ist auch hierauf bisher zumeist eine billige Rücksicht genommen worden, indem es unverwehrt seyn mag, hier und dort eine leichte rhythmische Bewegung durch ungesuchte Umstellung der Worte zu bewirken und dadurch die Strophe dem prosodischen Gefühl der Gegenwart näher zu rücken, ohne gerade durch ein größeres Opfer den Ton und Schnitt des Alterthumes ganz aufzuheben. Anders dagegen verhält sich's mit den geistlichen Gedichten späterer Zeiträume, worin die rhythmische Regel bestanden hatte und nur durch Nachlässigkeit des Dichters übertreten worden war, und wo es ohnehin, weil die Uebertretung seltener vorzukommen pflegt, auch leichter fällt, das Ungelenke in dem rhythmischen Organismus des Liedes einzurichten.

Auch der Reim scheint für den Zweck des Kirchenliedes nicht eben mit kritischer Schärfe geprüft und verbessert werden zu müssen. Unreine Reime sind gewiß unverboten, weil sie nur dem zärteren musikalischen Ohr unangenehm lauten, die Erbauung aber in der Gemeinde gewiß nicht stören, auch den frommen Kritikus nicht

kränken, wenn er eben fromm und nicht als Kritikus mitsingt. In alten Liedern möchte ich selbst Assonanzen: nimmt, bringt; Gott, Hort; oder bloße Alliterationen: Lust, Kost; betroffen, Waffen; nimmt, hemmt; nicht ausweisen, wenn die bewirkte Veränderung nicht ganz nahe liegt und zeitgemäß lautet. Sogar mißrathene Assonanzen oder Alliterationen möchten lieber stehen bleiben, wie in dem bekannten Liede, Christus der ist mein Leben V. 2:

Mit Freud' fahr ich von dannen
Zu Christ dem Bruder mein,
Zu seinem Thron zu kommen,
Ewig bei ihm zu seyn; (Bunsen, Knapp.)

als mit Stier zu setzen:

Ich fahr dahin mit Frieden
Zu Dir, Herr Jesu Christ,
Von dir stets ungeschieden,
Der du mein Bruder bist,

wo nicht nur gar zu viel unnöthigerweise, sondern auch in einer modernen Art gegen den Schluß, verändert ist. Eher noch wäre die Bearbeitung des Berliner Gesangbuchs zu billigen:

Mit Freud' fahr' ich von hinnen
Zu Christ, dem Bruder mein,
Den Himmel zu gewinnen
Und stets bei ihm zu seyn,

wenn der Himmel als ein zu gewinnendes Gut nicht zu abstrakt genommen werden müßte; daher concreter im Gedanken, wenn auch minder präcis im Reim, würde zu hinnen, die dritte Zeile lauten:

Vor seinem Thron zu dienen.

Im Reime darf ferner noch am ehesten ein alterthümlicher Ausdruck, der sich nicht ohne Gefahr fürs Ganze wegschaffen ließe, stehen bleiben, wie für st. vor, Erden st. Erde, Herze st. Herz, genung st. genug; aber nicht wohl abe auf Stabe, seynd auf Feind, heunt st. heut auf Freund, Riebe st. Rebe auf Liebe u. dgl. m.

Was die poetischen Bilder sodann betrifft: so ist darüber schon vorher gesagt, welche ins Kirchenlied gehören und welche nicht. Nun stehen aber in sehr guten Liedern oft neben den tiefsten, zartesten und schwungreich edelsten Tropen auch unpassende, ärgerliche, die

den Eindruck des Ganzen stören. Unschön und widerlich ist offenbar:

Danke, du Riecher, dem Schöpfer der Nasen,
Daß dich so mancherlei Geistwerk ergötzt.

Ich bin ein Mensch voll Sündengrind —

Laß deine Wunden, o mein Leben,
Für meine Wunden Pflaster geben.

Das rechte Osterlamm
In heißer Lieb gebraten u. s. w.

Benetze unser dürr Gemüth,
Verbinde das verrenkte Glied. (Bunsen.)

Tröpfle nur, du göttlichs Blut,
Aus des Herrn Beschneidungswunde!
Denn du tröpfelst mir zu gut
Labsal in der Todesstunde.

Herr Jesu Christ, ich flieh allein
Zu deinen tiefen Wunden;
Laß mich da eingeschlossen seyn
Und bleiben alle Stunden.

Laß mich in die Wunden kriechen,
Laß mich als ein Bienelein
Gnügig deinen Balsam riechen.

Verbirg mein Seel' aus Gnaden
In deine offne Seit' u. s. w.

Mach mir stets zuckersüß den Himmel,
Und gallenbitter diese Welt.

Mein Weihrauch, Farr und Widder
Sind mein Gebet und Lieder.

Im Grab verborgen, warten dein
Viel Kröten und auch Schlangen.
Die werden dann dein Hausgsind seyn,
Dich grüßen mit Verlangen.

Dergleichen ist Legion. Wem will man zumuthen, hier ernsthaft zu bleiben oder den Ekel mitzusingen? Aber noch unschicklicher sind die amorosen Stellen, die sich von der Liebe zu Jesu, von der Vereinigung mit ihm, von der Wonne bei ihm, wie von sinnlicher Brunst, leiblicher Vermischung und physischer

Wollust äußern. Ganze Lieder dieser Gattung passen ohnehin nicht in ein Gesangbuch, und daher muß auch das sonst so reizende und erhebende von Nicolai: Wie schön leucht uns der Morgenstern, wegbleiben, wiewohl es durch seinen Rhythmus und seine Melodie in unzähligen andern Liedern unsterblich fortklingt. Wollte man etwa aus diesem Liede, aus: O wie selig sind die Seelen (von Richter) u. a. m. das Erotische ausmerzen, so würde das ganze Gedicht verstümmelt und entstellt. Anders bei einzelnen dergleichen Bildern, die zerstreut in diesem oder jenem Liede vorkommen, und wo sich das für die Kirche Fremdartige ohne Schaden für den Werth des Gedichtes verbessern läßt.

Zum Unziemlichen gehören dann besonders die zärtlichen zumal diminutiven Ausdrücke: Jesulein, Lämmelein, — wohl uns des feinen Herren — an seiner holden Brust zu ruhn, und noch mehr, als wenn Jesus Mannweib wäre: tränk' mich an deinen Brüsten. Ferner die stereotypen, bald weinerlichen, bald widerlichen Zusammensetzungen zumal von disparaten Bildern und Begriffen, dergleichen besonders in der Zinzendorf'schen Schule geläufig sind und, wie Rosenkranz bemerkt, durch ihr stetes Wiederkehren als eine gedankenarme Phraseologie erscheinen: Sündenwust, Schlangenbiß, Sanftmuthsöl, Sündenschlaf, Schwermuthshöhle, Nachtgeschäfte u. dgl.; dann die typischen Bilder: Egypten, Israel, Jerusalem, Schafstall, Lamm, Hochzeitkleid u. s. w.

Umgekehrt aber ist es gewiß ebenso gerathen, einer matten Strophe durch ein kräftiges Bild, durch einen edlern Ausdruck, einer Tautologie durch Vermannigfaltigung der Bezüge aufzuhelfen. Hierin hat Knapp ein unbestreitbares Verdienst um die ältere Hymnologie. Am besten dürfte es auch erscheinen, ganze Strophen, die zur Gliederung des Gedichtes unwesentlich und sonst werthlos sind, auszustreichen; sowie es gleicherweise unverwehrt seyn muß, den unsichern oder abgebrochenen Gedankengang durch zweckmäßige Veränderung in geeigneten Ausdrücken herzustellen, namentlich die Strophen in eine Ordnung und Folge zu bringen, worin sie richtiger zusammenhängen und besser fortschreiten als in der ursprünglichen. Ob hingegen die Sitte der Brüdergemeinde, die in gleichem prosodischen Maß verfaßten Strophen verschiedener Lieder in Ein Gedicht zu vereinigen, überhaupt, zumal ob sie in häufigeren Fällen Nachahmung verdiene, ist wohl zu bezweifeln.

Bei zwei wirklich guten Gedichten läßt sich's kaum erwarten, daß sie gut zusammenpassen, weil jedem eine eigenthümliche Stimmung einwohnt und ein besonderer Gedankenzug zukommt. Mit schlechten aber haben wir's nicht zu thun, wo uns zur Auswahl für ein öffentliches Gesangbuch die reichste Fülle von gediegenem Material vorliegt. Anders, wenn, wie dieses zu allen Zeiten geschehen ist, ein späterer Dichter, der sich in die Stimmung und Absicht des älteren mit Bewußtseyn versetzt, zu dem alten Lied eine neue Anfangs-, Zwischen- oder Schlußstrophe hinzudichtet.

Eine eigenthümliche Frage ist in neuerer Zeit aufgeworfen worden: ob nicht da, wo die Melodie einen Ruhepunkt gebiete, der Text, der an dieser Stelle keinen Schluß eines Gedankens enthalte, so zu verändern sey, daß er bei der Fermate einen Absatz bekomme? Auf die Bejahung dieser Frage haben die Berliner Redaktoren ein besonderes Gewicht gelegt, und auch Knapp hat auf ihre Seite, doch nicht unbedingt sich geneigt. Schleiermacher vornehmlich sucht an einem Beispiel zu zeigen, wie nothwendig es sey, daran festzuhalten. „Ganz zufällig stößt mein Auge auf ein Beispiel, wo der Sinn dadurch (daß man jenen Grundsatz nicht beobachtet) ganz schwankend gemacht wird, und solcher Beispiele gibt es in Menge. In dem Verse: „Noch läßt der Herr mich leben. Mit frohlichem Gemüth eil' ich ihn zu erheben; er hört mein frühes Lied", ist der musikalische Abschnitt am Ende der zweiten Zeile. Wenn ich also nicht sehe, sondern höre, so erhalte ich folgenden Sinn: „Noch läßt mich der Herr mit frohlichem Gemüthe leben! Und wenn ich eile, ihn zu erheben, so erhört er mein frühes Lied." Scheint nun die Umbeugung des Sinnes in diesem Fall eher gleichgültig zu seyn, so denke ich wenigstens, daß auch in solchen Fällen nicht streng genug darüber gewacht werden kann, daß der Ausdruck nicht zweideutig sey und der Sinn schwankend; denn dieses ladet am meisten zum gedankenlosen Lesen und Singen ein ꝛc." Allein bei der strengen Aufstellung und Durchführung dieses Canons scheint weder die Beschaffenheit der alten Lieder noch die musikalische Anordnung selbst genugsam berücksichtigt zu seyn. Nicht die Beschaffenheit der alten Lieder; denn die Mehrzahl der schönsten, und daher auch bekanntesten und beliebtesten, enthält solche Strophen, die sich schon eingelebt haben ins Bewußtseyn der Gemeinden, und die auch in dieser minder regelrechten Form so schön und

trefflich gehalten sind, daß es nicht möglich scheint, sie durch gleich treffende Veränderungen zu verbessern; wie dies namentlich von: Befiehl du deine Wege; O Haupt voll Blut und Wunden; Was Gott thut, das ist wohlgethan u. dgl. gilt. Nicht die musikalische Einrichtung der Choräle, wobei ja nicht nur je ein oder zwei Absätze in einer vier- oder mehrzeiligen Strophe, sondern je am Schluß jeder Zeile eine Fermate steht, die einen Ruhepunkt bildet, und über welche der Sinn unzählige Male hinübergreifen muß. Auch wird die Gedankenlosigkeit nicht dadurch verhindert, daß man bei den größern musikalischen Absätzen mit dem Sinn des Textes innehält, sondern daß man überhaupt mit Sinn zu lesen und zu singen gewöhnt, wo immer das Komma oder der Strichpunkt stehen mag. Kann freilich ein Innehalten mit dem Gedankengang bei den größeren musikalischen Ruhepunkten leicht bewirkt und hierzu der ältere Text behandelt werden, ohne daß ihm zu viel Gewalt und ohne daß der Empfindung der Strophe ein Abbruch geschieht, so sollte man wohl die Regel ihrer Ausnahme vorziehen und den logischen mit dem musikalischen Absatz verbinden.

Aelter ist die Gewohnheit, schöne geistliche Lieder, die sich nach keiner bequemen Melodie singen lassen, durch Zusetzen oder Abschneiden von Versfüßen in jeder Strophe für eine beliebte Tonweise herzurichten. Bei ordinären Versen ist's freilich einerlei, ob sie auf ein paar Füßen mehr oder weniger hinken; aber bei ächten Dichtungen ist's nicht gleichgültig; ein gutes Lied verliert dadurch jedesmal von seinem Charakter, ohne darum an Gedanken durch einige weitere Epitheten oder Flickſylben bereichert zu werden. Denn bei dem wahren Dichter beweist sich die Begeisterung und das Gefühl auch durch die Grenzlinien der Form, durch den prosodischen Umriß, in welchen er schon mit der Conception die Gedanken seiner Dichtung beschließt oder ausbreitet. Dazu haben sich bedeutende Lieder, wie eines Flemming, Novalis u. A. so in dem Gedächtniß eines nicht unbeträchtlichen Theils der Gemeinden eingeprägt, daß, wenn auch, wie namentlich bei den oftmaligen Zusätzen zu Flemmings frommem Liede: „In allen meinen Thaten“, keine Verballhornung herauskommt, dennoch durch dergleichen Zerstückelungen oder Anhängsel das von lange her durch das eigenthümliche Maß der Originaldichtung befriedigte Gemüth sich in einer schönen Empfindung gestört und verletzt fühlt.

Bezeichnet der erste Hauptcanon der Bearbeitung älterer Lieder, was und wo geändert werden müsse, so bezieht sich der zweite auf das Maß und die Art dieser Veränderungen. Hier ist ein Hauptpunkt, welchen die bisherigen Stimmführer zwar mehr oder weniger berührt, aber auch nur eben berührt zu haben scheinen. Man hat allerdings für nothwendig erachtet, daß bei den vorzunehmenden Veränderungen jedem Liede seine Eigenthümlichkeit verbleibe. Dabei hat Bunsen mehr in Bausch und Bogen ältere und neuere Lieder unterschieden und hingegen strengere Grenzen zwischen sogenannten Bekenntnißliedern, anerkannten Kernliedern und übrigen geistlichen Liedern in Betreff des Mehr oder Weniger der zu bewirkenden Aenderungen abgesteckt. Knapp hinwieder streift an dem Charakter der Zeiten schnell vorüber und hält sich an den Begriff der religiös poetischen Individualität der einzelnen Dichter. Und doch berühren sich im Sprachgebrauch, in der Wahl der Bilder, in den Wortformen, die mancherlei Dichter eines und desselben Zeitraums so nahe, daß man, ohne die Rücksicht auf individuelle Besonderheit aufheben zu müssen, doch vor Allem die Lieder und ihre Verfasser, wie ihre Melodien und deren Urheber, in größeren Gruppen sich zur Anschauung bringen und nach den eigenthümlichen Merkmalen, Grund- und Nebenzügen des Zeitalters, dem sie angehören, oder der Schule, zu der sie sich hielten, sondern und zusammenstellen sollte. Jeder Zeitraum aber des christlichen Kirchenliedes hat, wie wir uns an einem früheren Ort überzeugt haben, seine Eigenthümlichkeit von religiöser, sprachlicher und poetischer Seite. Der Glaube ist freilich in allen Stadien der christliche und evangelische; aber das eine Mal tritt mehr diese, das andre Mal jene Beziehung hervor. Die Sprache ist in allen Jahrhunderten die der lutherischen Bibel; aber sie ist doch von dem Wechsel der Zeit, von den Fortschritten der weltlichen Sprachbildung nicht unberührt geblieben. Die Poesie ist nach Form und Inhalt immer vorherrschend biblisch und volksmäßig; aber sie hat sich nach einander in verschiedenen Grundstimmungen, in verschiedenen Bilderkreisen, unter verschiedenen prosodischen Regeln u. dgl. m. befunden. Hierauf muß nun in der That eine Bearbeitung des alten Kirchenlieds, welche nichts Fremdes anhängen, sondern wahrhaft aus dem Wesen und Stoff des Originals heraus restauriren will, sorgfältig achten. Es darf ein Lied von Gellert nicht wie eins von Tersteegen, das

von Tersteegen nicht wie eines von Gerhard oder Frank, dieses nicht wie dasjenige von Luther oder Decius behandelt werden. Es dürfen entschieden spätere Wortformen nicht in ein älteres Gedicht und umgekehrt eingeschoben werden, sondern die Regel muß gelten: wo in einem Gesange des 16., 17., 18. Jahrhunderts ein uns ärgerliches Bild, ein für die Gegenwart unverständlich gewordener Ausdruck weggethan werden soll, da darf an seine Stelle nur ein solches Wort oder Bild gesetzt werden, welches derselben Zeit angehört, ohne zugleich für uns unverständlich oder abstoßend zu seyn; ein Wort oder Bild, welches der Verfasser selbst hätte wählen können, wenn das uns ärgerliche auch schon damals unwillkommen gewesen wäre.

Wir fordern damit auf dem Gebiete der Dichtung nichts Anderes, als was man in unsern Tagen auf dem Felde der Bildhauerei und Malerei von jedem geschickten Restaurator heischt. Thorwaldsen hat die vom König Ludwig, damaligem Kronprinzen von Bayern, erkauften äginetischen Giebelbilder an den verletzten Theilen ergänzt, und wie? Nicht im Charakter der hieratischen, in allen Formen gebundenen, auch nicht im Styl der in jeder Hinsicht freigewordenen hellenischen Kunst, sondern nach den eigenthümlichen Regeln, die er an den äginetischen Bildwerken selbst entdeckt hatte und die der merkwürdigen Periode des Uebergangs von der ägyptisirenden zur ächtgriechischen, vollkommen durchgebildeten Kunstübung angehören. Die Brüder Boisserée haben die Gemälde der niederrheinischen Schule von einzelnen Flecken, Lücken, theilweise verblichenen oder beschmutzten Farben und andern Verderbnissen befreit und in eben dem Geiste, in welchem die alten Bilder durch Zeichnung, Ausdruck, Colorit u. s. w. ihren Charakter besitzen, hergestellt. Aber wie ganz anders, wenn man auf so manchem antiken Standbild in den europäischen Museen einen durchaus modernen Kopf eingesetzt findet. Ganz anders, wenn man z. B. in Colmar die Gemälde Martin Schöns, die ursprünglich den Ausdruck mildester Stimmung gewähren, und dies durch den Verein aller technischen Mittel in der Behandlung des Angesichts bewirken, während die übrigen Körperformen noch das Ungelenke älterer Kunst verrathen, durch einen Zögling der französischen Malerschule mit akademisch richtiger Zeichnung zwar, aber

in scharfen Umrissen, schreienden Farben, grellen Schatten übertüncht sieht.

Eben deßhalb sind die Gesangbuchsveränderungen aus dem Ende des vorigen und Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts so widerlich, weil auch sie dem Kunstwerke einen fremden Kopf aufsetzen, wenn sie den Hauptbegriff des christlichen Bewußtseyns und der evangelischen Lehre, den Glauben, wo möglich, überall ausstreichen, und an dessen Stelle die vage Vorstellung der Tugend setzen; weil sie die Flecken der alten Tafel mit modernen Tinten zudecken und dadurch den Schaden größer machen, wenn man u. a. statt der Worte Gerhards:

Dein Mund hat mich gelabet
Mit Milch und süßer Kost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit mancher Himmelslust;

wofür unter mehreren leichten Aenderungen die einfachste und beste die von Stier zu seyn scheint:

Dein Mund hat mich gelabet
Mit süßer Worte Kost,
Dein Geist hat mich begabet
Mit manchem Himmelstrost, —

die nicht nur dürre, sondern ganz neumodische Phrase liest:

Du hast mir durch dein Leiden
Vergebung, Bess'rungskraft,
In Trübsal, Trost und Freuden
Der bessern Welt verschafft;

und dies nur ein einziges Beispiel aus dem tiefempfundenen, großartigen Passionslied: „O Haupt voll Blut und Wunden", in eine Zeit vorgeschoben, wo man weder von Besserungskraft noch von besserer Welt, wohl aber von Heiligung und ewigem Leben sprach, Ausdrücke, die jedoch vor 50 Jahren unter die mystischen gehörten.

Indessen ist auch bei den jüngsten, mehrfach gelungenen Aenderungsversuchen der Geist der Zeiten nicht vorsichtig genug unterschieden worden. Ich will nur Zweierlei andeuten. In dem Liede von Johann Rist aus dem 17. Jahrhundert: „Jesu, der du meine Seele", heißt es z. B.

Böslich leb' ich ganz und gar
Und sehr gottlos immerdar.

Hier ist, um die Steigerung des Gottlos zu entfernen, von Knapp gesetzt worden:

Böslich lebt' ich ganz und gar,
Gottentfremdet immerdar.

Aber der Ausdruck Gottentfremdet ist modern und ersetzt nicht den alten conciseren Gottlos. Wie nahe lag es aber, die unnöthige Steigerung sammt der Tautologie zu vermeiden, wenn man, wie schon Knapp sich erlaubte, das Zeitwort der ersten Zeile in die Vergangenheit rückt und so verändert:

Böslich, verständlicher noch:
Böse lebt' ich ganz und gar
Und bin gottlos immerdar;

oder noch passender mit Vertauschung der Umstandswörter:

Böse lebt' ich immerdar
Und bin gottlos ganz und gar;

gewiß dem Urtext näher und an sich belebter, als auch die Aenderung von Stier:

Böse bleib' ich immerdar
Und verderbet ganz und gar.

Ferner in dem zuvor genannten Liede von Gerhard heißt es in der ersten Strophe:

O Haupt, sonst schön gezieret
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch schimpfiret,
Gegrüßet sey'st du mir.

Hier ist allerdings (vergl. v. S. 289) eine Veränderung nöthig; aber gewiß nicht, wie sie in dem, sonst so rühmlichen, rheinländischen Gesangbuch neumodisch lautet:

Haupt, wo mit sanften Strahlen
Auch noch am Kreuze hier
Sich Huld und Liebe mälen,
Gegrüßet seyst du mir;

sondern mit dem Berliner und Lübecker:

O Haupt, das sonst getragen
Die höchste Ehr' und Zier,
Doch schimpflich nun geschlagen, ꝛc.;

oder noch prägnanter mit dem ältern hannövrischen Gesangbuche, dem Bunsen und Stier beipflichten:

O Haupt, sonst schön gekrönet
Mit höchster Ehr' und Zier,
Jetzt aber hoch verhöhnet, ꝛc.

Auch Knapp hat durch den Reim: geschmücket — doch nun mit Schmach gedrücket — den alterthümlichen Ton getroffen.

Ein weiterer Uebelstand ist aber, daß durch die vielen, an und für sich nicht unerbaulichen und auch im Einzelnen nicht eben zeitwidrigen Aenderungen doch gar oft eine Stelle, welche in ihrer ältern Fassung ganz verständlich und ansprechend war, nunmehr nicht gerade in ein für das Jahrhundert der Entstehung des Lieds fremdartiges, aber doch in ein solches Gewand gekleidet ist, welches den eigenthümlichen Charakter der Zeit eher verwischt als bewahrt. So lautet Gerhards bekanntes Pfingstlied:

O du allersüßte Freude,
O du allerschönstes Licht,
Der du uns in Lieb' und Leide
Lässest unbesuchet nicht;
Geist des Höchsten, höchster Fürst,
Der du hältst und halten wirst
Ohn' Aufhören alle Dinge,
Höre, höre, was ich singe.

Diese Strophe ist nun gewiß durchaus klar, concret, geistvoll in der Steigerung von den Besuchen des heil. Geistes bei einzelnen frommen Seelen zu der königlichen Herrschaft, die ihm über alle Wesen und Dinge zukommt. Gleichwohl ist sie, nicht eben schlecht, aber auch nicht zum Vortheil, und gewiß aus keinem Bedürfniß weder in religiöser noch sprachlicher Hinsicht — denn süßte ist wie das immer vorkommende größte keine Kakophonie — so verändert worden (Knapp):

O du Quell der Himmelsfreude,
O du allerschönstes Licht!
Der du uns in Lieb' und Leide
Lässest unbesuchet nicht!
Geist des Höchsten, heil'ge Kraft,
Die unendlich Leben schafft,
Und umfasset alle Dinge,
Höre, höre, was ich singe.

Die zweite Hälfte dieser Strophe, wie sie verändert ist, lautet — abgesehen von dem, wie zu begrifflichen, auch nahezu modernen, unendlichen Leben — offenbar abstracter und dem Style der Zeit, dem das Lied angehört, minder angemessen.

Wenn gleich Knapp häufig die mattern Stellen des Originals durch ächtpoetische, lebensvolle Bilder wahrhaft verbessert, wie z. B. in dem schönen Abendliede von Schlicht, wo er, statt:

Nun, mein theurer Heiland, wache,
Wache du in dieser Nacht,
Schütze mich mit deiner Macht
Deine Liebe mich anlache:
Laß mich selbst auch wachsam seyn
Ob ich gleich jetzt schlafe ein,

zwar am Schlusse glücklicher als in der Mitte, so verändert:

Schütze mich mit deiner Macht
Wie mit einer Tempelwache,
Und im Schlafe sey mein Herz
Stets gerichtet himmelwärts;

während Stier prosaisch setzt:

Schütze mich mit deiner Macht,
Dir befehl' ich meine Sache;

so ist er doch mit manchen Liedern gebietrischer, als nöthig und heilsam war, verfahren, und es ist unter diesem Feilen auch die aerugo nobilis des Alterthums nicht selten weggeschabt worden. Aber unstreitig besteht das wahre Bearbeiten älterer Lieder aus verschiedenen Zeiträumen nicht bloß darin, daß man da, wo man ändert, eine dem Styl des Dichters und seines Jahrhunderts völlig disparate Sprache vermeide; sondern auch, daß man einen solchen Tact beobachte, ein solches Maß halte, wodurch auch das Gepräge des Zeitraums und die Eigenthümlichkeit der Schule bestimmter gewahrt bleibt. Dies geschieht, indem man sich hütet, ältere Ausdrücke und Formen, die jetzt zwar nicht mehr gebräuchlich, aber wohl verständlich und nicht geschmackswidrig sind, wegzuthun und andere, die wirklich geschmacklos sind, immer bloß mit solchen zu vertauschen, die zwar in der älteren Zeit gleichfalls nicht ungebräuchlich, aber deßhalb ihr nicht eigenthümlich sind, weil sie zugleich auch noch der Gegenwart angehören. Zieht man es nämlich vor, sich bei der Bearbeitung der alten Gesänge nur immer

allgemein in demjenigen Sprachkreise zu bewegen, der möglichst alle Perioden auf gleiche Weise umfaßt; so verwischt man die Unterschiede des einen und andern Jahrhunderts und benimmt dem ganzen Gesangbuch den Reichthum, wie dem einzelnen Liede die Frische des historischen Duftes und Farbenglanzes der Poesie, somit gewiß von dichterischer und geschichtlicher Seite einen wesentlichen Reiz. Außer einzelnen Bemerkungen, welche ich in dieser Hinsicht schon früher gegeben habe, dürfte durch Folgendes Maß und Art der Veränderung nach den verschiedenen Perioden im Wesentlichen bestimmt werden.

Im sechzehnten Jahrhundert, wo die Sylbenzählung und der unsorgfältige Reim, so wie Wortverkürzung und die dem Antiken annähernde Satzbildung mit Nachsetzung des Zeitworts und Eigenschaftsworts vorherrschen, dürfen diese Züge nicht ganz entfernt werden. Auch das keckere Bild ist diesem Zeitraum eigenthümlich und mag ihm verbleiben, wenn es nur jetzt nicht Ekel oder Lachen erregt. Es erweist ohnehin sich als ein schöner Grundsatz, die alten Bekenntnißlieder und die Lutherischen Dichtungen unverändert zu bewahren und lieber ein Lied ganz wegzulassen, wenn es Anstößiges enthält, als daran zu ändern: ein Grundsatz, welchem mitten in einer für das geistliche Lied unheilvollen Zeit, i. J. 1788, das Wittenberger Gesangbuch gehuldigt hat. Andere aus jener Periode, zumal mehrere sächsische, haben entweder die alten Texte ziemlich unverletzt oder setzen die Lieder im unveränderten und veränderten Text nach einander, und das Eisleben'sche bringt die Lutherischen unversehrt wenigstens in einem Anhange nach. Aber jedenfalls wird an jenen ältesten Denkmälern der evangelischen Hymnologie der ungelenkere Rhythmus, der ungenauere Reim, die gedrängtere Wortform, die seltnere Structur der Sätze, wenn nur Alles klar und herzlich ist, eher ansprechen als abstoßen.

Im siebenzehnten Jahrhundert wird die Sprache flüssiger, der Vers rhythmischer, Bild und Empfindung, wo nicht erhabener, doch inniger, zärter, heimlicher; neben den, schon in früherer Zeit nicht ungebräuchlichen, hier aber vermehrten Zeichen des Grußes und der Liebkosung, neben den Diminutiven der Vertraulichkeit und Demuth, vornämlich auch die, das Uebermaß des Gefühls oder den Werth des Gegenstands bezeichnenden zusammengesetzten Wörter, wie allerbest, herzinniglich, übergroß; ferner die Flickſylben: Herze,

Angesichte, Creuze; — Alles dies, nebst der gewöhnlichen großen Strophenzahl dieser Lieder, im unverkennbaren Gegensatz mit der Gedrängtheit des Styls und mit der Lautsparung der vorhergehenden Periode. Dergleichen darf nun in der That nicht sammt und sonders ausgemerzt werden, und wenn auch ein großer Theil davon als ungeeignet auf die Seite zu schaffen ist, so muß doch die Eigenthümlichkeit des Zeitraums, namentlich an den bedeutsamsten Stellen, und ich möchte besonders hervorheben, an den schon im Bewußtseyn der Gemeinden eingelebten Liedern, möglichst bewahrt und auch die unvermeidliche Aenderung nur in diesem Sinn und Ton behandelt werden. Hier ist es zwar am nöthigsten, den üppigen Wuchs abzukürzen; denn, wenn auch das Lied von 57 langen Strophen, von welchem Knapp die sieben besten auserlesen und mitgetheilt hat, einer späteren Periode anzugehören scheint, so fehlt es doch gerade in der Schule Paul Gerhards und zumal unter den Liedern dieses Dichters selbst, so wie des Johann Rist, des Benjamin Schmolke u. A., nicht an geistlichen Gedichten von 20 — 30 Versen, ein Ueberfluß, der schon für unsern gottesdienstlichen Gebrauch ganz unmäßig ist, und woraus denn mit Fug das Gediegenere für diesen Zweck ausgewählt werden mag. Namentlich aber sollte dann hierbei auch darauf gesehen werden, daß, wenn anders der religiöse und poetische Gehalt damit übereinstimmt, solche Strophen, die der wenigsten Veränderung bedurften, dem kirchlichen Gebrauch anheimblieben.

Die pietistische Schule hat im Durchschnitte den größeren Reichthum an typischer Darstellung und an sinnlichen Tropen. Diesen darf man ihr nicht entreißen, aber man muß das zu grelle und das zu weichliche Bild in ein edleres, wiewohl möglichst aus demselben mystischen Ideenkreis entlehntes, verwandeln, und hat besonders dem typischen Gebrauch alttestamentlicher Namen, Oerter, Sitten u. dergl., welche nur dem in die typologischen Mysterien Eingeweihten von dieser Seite bekannt und geläufig sind, Grenzen zu stecken. Auch hier kann es nicht schwer fallen, ganze Strophen um ihres unziemlichen Inhalts willen auszuscheiden. Dabei ist aber die Sprachform schon der unsrigen verwandter, wiewohl Manche noch in dem Ton der Gerhard'schen Schule sich auszudrücken befliſſen sind, und demnach dürfen auch hier die prosodischen, grammatischen und syntaktischen Regeln ihre strengern Ansprüche geltend machen

Die dem vierten Zeitraum angehörigen guten Lieder der Gellert'schen Schule bedürfen etwa nur von dogmatischer Seite einer Nachhilfe da und dort, wiewohl ich wiederholen muß, daß ich nicht gemeint bin, hier mit den Eiferern die Wörter Tugend und Gottheit just ebenso oft in Glauben und Gott umzutauschen, wie die Verbesserer des vorigen Jahrhunderts es umgekehrt mit den älteren Liedern gethan hatten.

Wird sodann, wie billig, auch der musikalische Theil des kirchlichen Volksgesangs in die Bearbeitung mit aufgenommen, so muß davon die einfachste, in Ober- und Unterstimmen singbare Herstellung der älteren und neueren Choräle gefordert werden. Von den am tiefsten empfundenen alten Chorälen, von welchen die Melodie vieler aus einer sehr frühen Zeit, noch vor der Reformation, herrührt, sind freilich nicht wenige, welche der leichten Faßlichkeit ermangeln und daher, zumal für eine Dorfgemeinde, nicht anders anwendbar sind als dadurch, daß man sie vor dem Gottesdienst oder während der Sakramentshandlungen und bei Casualien von einem methodisch eingeübten Chore vortragen läßt. Eine treffliche Auswahl von Chorälen der leichtern und schwierigern Gattung bietet das obengerühmte Kocher'sche Werk: „Stimmen aus dem Reiche Gottes", welches mit ausgedruckten Texten die unverkünstelte, den vierstimmigen Satz wie die Melodie in großer Einfachheit und Würde darbietende Behandlung enthält, wie solche einem längst gefühlten Bedürfniß entgegenkommt. Für ein Kirchen-Gesang- und Choralbuch kann hieraus vieles noch Unbekannte aus alter und neuer Zeit, und das Bekannte in der rechten Art und Haltung entnommen werden; aber die Hauptabsicht sollte dabei doch immer auf das wirklich Religiöse so wie Volksmäßige gehen, um den Gesang im Volke wahrhaft zu beleben und zu bilden.

In den Chorälen kann der vierstimmige Satz nicht wohl nach verschiedenen Zeiträumen des Ursprungs der Melodie verschieden ausfallen; denn abgesehen davon, daß der Tenor nicht mehr nach altrömischer Satzung der Cantus firmus seyn kann, um welchen sich die drei anderen Stimmen figurativ bewegen, wie, nach Luthers Ausdruck, die tanzenden Kinder um den lieben Vater, obwohl diese Methode auch in der Lutherischen Kirche bis ins siebenzehnte Jahrhundert galt und bei den Reformirten mit den Psalmen von Goudimel sogar jetzo noch zum großen Theile gilt: so trägt der

Choral, auch bei der Ueberweisung der Hauptstimme an den Sopran, nur in dem strengen diatonischen System überall wesentlich das einfache, kirchliche Gepräge und muß daher überall sich gleich bleiben. Die Unterschiede treten genugsam in den Tonweisen selbst hervor, nach deren besonderem Charakter sodann auch die Harmonie sich modificirt, wiewohl auch diese Abweichungen nur leise seyn können, und der allgemeinere Typus des kirchlichen Styls gleichmäßiger überall hervortreten wird, nicht bloß, weil die musikalischen Mittel von einer mehr allgemeinen Art und gleichartigern Behandlungsfähigkeit sind, sondern weil auch eine und dieselbe Tonweise zu Texten verschiedener Perioden, die ihr unterlegt sind, passen soll.

Aber gerade in letzterer Hinsicht kommt wiederholt zur Sprache, daß Lied und Tonweise, die im Gesangbuch als zusammengehörig verzeichnet sind, auch in ihrer Empfindung zusammen passen müssen, so daß die Verbindung nicht als eine willkürliche und äußerliche, sondern als nothwendig und organisch erscheine. Welche grobe Fehler hierin auch von einsichtsvollen Männern des vorigen Jahrhunderts begangen worden sind, mag nur durch das einzige Beispiel von Knecht belegt werden, in dessen Choralbüchern ein Passionslied nach der heitern Weise eines Danklieds für Gottes Wohlthaten zu singen verordnet ist. Diesem Unfug zu steuern, ist man der Religiosität und dem sittlichen Gefühl des Volks schuldig, welches bisher durch solche, von den Kirchenbehörden ausgegangene Maßnahmen wahrhaft verhöhnt worden ist. Droht nun freilich allenthalben noch der falsche Geschmack der Organisten und Cantoren da und dort eine neue Verwirrung, so kann auch diesem Schaden nicht sicherer vorgebeugt und entgegen gewirkt werden, als, anstatt der bloßen aufschriftlichen Bezeichnung, nach welcher Melodie das Lied zu singen sey, wie gewöhnlich geschieht, — durch wirkliche Vordruckung der ganzen Melodie in Noten vor dem Liede, und zwar im vierstimmigen Satze. Hierdurch wird nicht allein das richtige Treffen der Töne erleichtert und ein guter mehrstimmiger Volksgesang gebildet, sondern es wird die rechte Tonweise jedes Kirchenliedes durch die kirchliche Behörde fixirt, die wir uns freilich in unseren Tagen gerne so berathen denken, daß es ihr oder ihren Organen nicht am Tact auch für diesen höchst wichtigen Theil der Sache fehlt. In Deutschland ist mit dem vierstimmigen

Beispiel erst das Israelitische Gesangbuch im Königreich Württemberg vorangegangen. Will man denn auch nicht Wort haben, daß das Heil noch jetzo von den Juden komme, so möge die ältere Gewohnheit der schweizerischen Reformirten endlich einmal Nachahmung finden.

Mit dem wohlbestellten Choral geht sodann auch die Veredlung der figurirten Musik Hand in Hand. Denn hat nur erst Jener den festen, klaren, ernsthaften Styl, der ihm gebührt, und ist er mit dem richtig erlesenen Texte im Verständniß und Gefühl der Gemeinde verwachsen, so kann sich eine opernhafte Cantate nicht mehr daneben halten, sondern muß denjenigen Charakter sich aneignen, der auch allein im Stande ist, eine gottgesegnete Stimmung, ferne von den Regungen irdischer Leidenschaft oder sinnlichen Kitzels, hervorzurufen und so für die Anhörung des göttlichen Wortes und die Erbauung des innern Lebens vorzubereiten.

Fassen wir denn alle vorgetragenen Rügen und Ansprüche zusammen, so wird ihnen um desto gewisser Folge geleistet werden können, wenn man in Hinsicht auf Text und Tonweise sich mit einer Zahl von Liedern begnügt, welche das gottesdienstliche Bedürfniß der Gemeinde zwar hinlänglich versorgt, aber doch weislich so beschränkt ist, daß man sie mit klassischen Gesängen aus allen Zeiträumen christlicher Liederdichtung ausfüllen kann und nur möglichst wenige Veränderungen vorzunehmen braucht. Mit 300 Liedern sind die gottesdienstlichen Zwecke an etwa 10 Fest- und 50 Sonntagen des Jahres, und dazu ungefähr 100 — 200 Wochen- und Casualandachten einer Gemeinde reichlich bedacht. Ein schönes Lied ist auch, zehnmal im Jahr gesungen, nicht zu oft gesungen. Mögen indessen die Aengstlichen bis zu 4 oder 500 aufsteigen, so wird auch bei dieser Zahl immer noch vieles Aechte und Gute mit geringer Ueberarbeitung zu brauchen seyn. Aber freilich, je kleiner die Masse, desto köstlicher die Auswahl reiner und kräftiger Lieder und Melodien, desto leichter mögen Text und Tonweise in volksmäßigem Charakter zusammentreffen, desto entschiedener und nachhaltiger muß der Segen des Buches für die öffentliche Andacht und die individuelle Frömmigkeit seyn, weil die wenigen Lieder und Melodien ohne Mühe auswendig gelernt und auch ohne Buch und Notenblatt aus dem Herzen gesungen werden können, und so nicht nur den kirchlichen Zweck genau erfüllen, sondern auch in die

Verhältnisse des Lebens wahrhaftiger eingreifen und sogar auf dem Krankenbett die Gemeinschaft der Kirche mit ihren Tröstungen und Kräftigungen erhalten.

Ueber die Eintheilung und Anordnung des Ganzen mögen sich die Theologen unter sich verständigen. Geistreiche Belehrung hierüber hat Marheinecke ertheilt in seiner Beurtheilung des Bunsenschen Werkes. Dem Volke selbst ist einfache und übersichtliche Einrichtung die liebste, und ich erachte, daß wir auch hiefür an den Gesangbüchern der ältern Zeit das beste Vorbild haben. Kommen zumal die vielen, specielle Lebensverhältnisse betreffenden und subjektive Stimmungen darstellenden Lieder, wovon die neuen Liedersammlungen seit Gellert wimmeln und von welchen doch niemals und nirgends ein erbaulicher Gebrauch beim öffentlichen Gottesdienst gemacht werden kann, auch wenn diese Lieder sämmtlich besser wären, als die meisten es wirklich sind; — kommen diese Lieder auf die Seite, so müssen sich die Rubriken vereinfachen. Die Hauptsache ist sodann überhaupt aber nicht, wie die Rubriken auf einander folgen und welche Aufschrift sie führen, sondern ob sie gut bedacht und hinlänglich versehen sind.

Damit nun in der unermeßlichen Fülle der hymnologischen Literatur keine tauben Nüsse und faulen Aepfel für den Tisch der Gemeinde herausgegriffen werden: wem soll man die Sammlung, Auswahl und Bearbeitung anvertrauen? Stier sagt: „Die von ganzen Gesellschaften und Commissionen besorgten Gesangbücher sind bisher meistens — das darf man wohl ohne Anmaßung sagen — aus begreiflichen Gründen, nicht zum Besten gerathen.“ Er findet in der Arbeit des Einzelnen den Vortheil der Consequenz und der Begeisterung. Aber er möchte selbst wohl in seinem eigenen Versuche Manches vorsichtiger stehen gelassen, Anderes poetischer umgearbeitet haben, wenn ihm nur von jener Seite Bunsen, von dieser Knapp an der Seite gestanden wäre. Und käme zu diesen Dreien, die mit einander zu sehr dieselbe trübe dogmatische Färbung theilen, ein Vierter, der mit ruhigem Bedacht das Extreme, was auch noch den Liederschätzen von Knapp und Bunsen, wie dem Gesangbuche von Stier anhaftet, abzuwehren wüßte; so sollte fürwahr eine solche getroffene Vereinbarung tüchtiger Individualitäten alles Einseitige in der Arbeit eher vermeiden, ohne die Consequenz aufzugeben oder die Begeisterung zu verlieren. In der That sind auch

unter den seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienenen Gesangbüchern solche, die von einer wohlgesinnten Mehrzahl ausgingen, wie das Dresdener, viel besser gerathen, als wo ein Einzelner seine dogmatische oder skeptische Einseitigkeit, seinen poetischen Ungeschmack oder Prosaismus vorherrschen ließ.

Also nicht dem Einzelnen, weil dieser immer subjektiver denkt als ein Verein und entweder diese oder jene Theologie vorwiegen läßt oder den ascetischen Zweck, so daß darunter das poetische Element der Lieder Schaden leidet, oder das literarische Interesse ausschließlich bedenkt, wodurch die kirchliche Bestimmung unbeachtet bleibt; — sondern einer Verbindung von gleichgestimmten, wenn schon in ihrem Talent und in ihrer Ansicht für das geistliche Lied verschiedenartig beschaffenen Männern, die sich auf ihren verschiedenen Standpunkten anerkennen und einander gern die Hand zum symbolum unionis reichen, wird Wahl und Fassung der kirchlichen Liedersammlung am zuverlässigsten zu übertragen seyn. Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, ob die Gemeinden selbst auf einer Generalsynode zu der Bestellung einer solchen Commission mitwirken sollten, oder derselbe Zweck auf dem, unter uns Deutschen in der Consistorialverfassung vorgezeichneten Wege erreicht werden könne. Jedenfalls hat die, so oder anders berufene Gesangbuchscommission die Benöthigung und Fassungsstufe der Gemeinden stets im Auge zu behalten. Bunsen meint, man sollte durch ein im Volke verbreitetes Probegesangbuch die Stimmen abhören und hiernach zu einer definitiven Sammlung gelangen. Abgesehen von der Kostspieligkeit eines solchen Unternehmens, wird derselben Absicht schon dadurch entsprochen, daß die Gewählten im Sinn und aus dem Herzen der Gemeinden zu handeln fähig und verpflichtet sind. Was dem Volke paßt und frommt, ist tüchtigen Predigern, eifrigen Seelsorgern und frommen Laien wohl bewußt; was dem Volke bereits werth und heilig ist und in Freud' und Leid es begleitet, das werden sie aus den verschiedenen Gebieten einer Landeskirche ohne Mühe zusammenzutragen und als den Kern des Gesangbuchs aufzustellen wissen, um welchen sich sodann auch anderes, vorerst minder Bekannte, aber im Geist und Ton der Volksmäßigkeit Verfaßte und der Verbreitung in den Gemeinden, der Benutzung für den öffentlichen Gottesdienst Würdige sich anschließen möge. Dem Russischen General-Consistorium der Lutherischen Kirche gereicht es

zu großer Ehre, diese Rücksicht in den Punctationen besonders hervorgehoben zu haben, welche es jüngst den Provinzial-Consistorien mit dem Auftrage, ein Gesangbuch vorzubereiten, übergab: „die einzuführende Sammlung müsse der Mehrzahl der Gemeindeglieder dadurch zusagen und lieb und werth seyn, daß es die meisten der beliebten Lieder aus allen Consistorialbezirken enthalte.“

Daß zu diesem Geschäfte aber eben nicht bloß kirchliche Oberbeamte, sondern Pfarrer in Stadt und Land, und nicht bloß Geistliche, sondern auch Laien, die Letzteren zum wenigsten, wo nicht mitbesorgend, doch mitprüfend beigezogen werden, scheint unerläßlich; denn die gelehrten Theologen sind dem Leben, die höheren Kirchendiener dem Volke, die Geistlichen überhaupt dem über die Pfähle ihres Standes hinausgehenden, freieren Bildungskreise mehr oder weniger oft entfremdet oder doch ferne, so daß der religiöse Inhalt und die symbolische Haltung des Gesangbuchs zunächst von den Kirchenobern, die volksmäßige Wahl und Fassung vorzugsweise von den praktischen Kirchenlehrern, der die verschiedenen Bildungsstufen und Lebenskreise beobachtende Tact, wo nicht allein, doch besonders von gesellschaftlich wie literarisch gebildeten Laien gewahrt werden zu sollen scheint.

Ist das Kirchengesangbuch eigentlich bloß für den öffentlichen Gottesdienst bestimmt, so wird, je strenger man sich an den Begriff und Zweck desselben in der Ausführung hält, um desto unabweislicher das Bedürfniß einer abgesonderten Sammlung für Privaterbauung und häusliche Andacht sich geltend machen. Bunsen hat dieses Bedürfniß zuerst mit Klarheit geschieden und eine abgesonderte Lösung beider nebeneinander laufenden Aufgaben versucht. Sein Werk hat vor Allem einen großen literar-historischen und ascetischen Werth durch die gründliche Darlegung der ihn leitenden Grundsätze und durch die genaue Anwendung derselben in dem Buche selbst; durch die anschauliche Chronologie in der Anordnung der Lieder jedes Abschnitts, durch die richtigen musikalischen Fingerzeige und durch die im Anhang mitgetheilten trefflichen Choräle, die ein Prodromus des von ihm beabsichtigten Choralbuches sind. Aber die Lieder, ebenso die zunächst für die Privaterbauung bestimmten, wie die anderen, leiden an zu nachsichtiger Belassung der dogmatischen und sprachlichen Härten, so wie poetischer Unziemlichkeiten, die der Andacht eher hinderlich als förderlich sind. Auch in die

mit den Liedern verbundenen, der Zahl nach sogar vorwiegenden Gebete ist der dogmatische Rigorismus und ein tropischer Ungeschmack da und dort eingedrungen.

Ebenso für das Haus wie für die Kirche hat Knapp seinen evangelischen Liederschatz dargeboten, den umfangreichsten, nächst dem großen, in acht Bänden bestehenden Leipziger Gesangbuche, von dem er jedoch unabhängig und selbstständig und mit besonderer Bezugnahme auf die neueste poetisch-ascetische Literatur ausgearbeitet ist. Diese Sammlung wird wohl bald in keiner christlichen Familie fehlen, da sie sich durch ihre Wohlfeilheit ebenso raschen Umlauf verschafft, wie durch ihren mannichfaltigen und darum sehr gediegenen Inhalt Beifall gewinnt. Selbst ein ausgezeichneter christlicher Dichter, hat der Herausgeber aus allen Zeiträumen und Nationen der Christenheit viel Treffliches und wahrhaft Schönes, und mit Beachtung der verschiedensten Lebenskreise, Berufszweige, Altersstufen, Zustände und Schicksale, hier zu einem vieltausendstimmigen Hymnus der christlichen Kirche aufgereiht. In seinen Grundsätzen über die poetische Bearbeitung älterer Lieder so billig als zart, hat er an vielen Stellen unübertrefflich gebessert, indem er an den Ort eines matten Ausdrucks eine belebte, kräftige Sprache, anstatt eines unziemlichen Bildes ein edles, aus reicher Anschauung geschöpftes, setzte. Diese poetische Originalität und produktive Fülle ist ihm freilich auch wieder darin zum Nachtheil gewesen, daß unzählige Veränderungen ohne Noth gemacht sind, die das Gepräge der Alterthümlichkeit verwischen, indem sie sogar unwillkürlich an die Knapp'sche Muse oder doch an eine, unserer Zeit eigenthümliche Ausdrucksweise erinnern. Am meisten verräth der Dichter seinen persönlichen poetischen Charakter in den vielen von ihm eingestreuten Uebersetzungen aus der nicht deutschen Literatur. Für den Zweck häuslicher und Privatandacht ist indessen darin keine Behinderung vorhanden. Vielmehr dürfte gerade die Gleichmäßigkeit der Bearbeitung für diesen Behuf Manchem zweckdienlicher seyn. Der Hauptwerth der Sammlung liegt jedenfalls in ihrer Menge und Vollständigkeit für alle Bedürfnisse und Lebensbezüge und läßt in ihrem Vorzug von dieser Seite es nur zu schmerzlich empfinden, wie wenig, gegenüber solchen Hilfsmitteln der Privaterbauung, für die gottesdienstlichen Zwecke der Gemeinden noch geschehen ist, einzelne Städte und Bezirke ausgenommen;

wie sehr also eine so gründliche als billige Reform im Interesse des Volks wie der christlichen Bildung unserer Zeit unter die gerechten Wünsche gehört. Mögen diese Blätter, welche auf eine freundliche Einladung zur Theilnahme an der deutschen Viertel-Jahrsschrift Antwort geben, hier und dort auf beiden Seiten zum Verständniß beitragen, nach oben Anklang wecken und den Berufenen willkommene Fingerzeige zur Verwirklichung reichen.

G.

Ueber die Entstehung und Erweiterung des großen deutschen Zollvereines.

Unter den socialen Interessen, welche die Theilnahme des deutschen Publikums in seinen verschiedenen Kreisen fortdauernd anregen, und deren Besprechung dem Zwecke dieser Blätter nicht fremd erscheinen kann, darf man ohne Zweifel den Angelegenheiten des großen deutschen Zollvereines eine Stelle anweisen.

Wenn auch die Reichhaltigkeit der Materien, welche sich der Viertel-Jahrsschrift aus den mannichfaltigen Gebieten des geistigen und praktischen Lebens darbieten, ausführliche, in einzelne den Verein berührende Fragen tiefer eingehende Erörterungen nicht gestattet, so möchte ihr doch obliegen, die Entwickelung, welche seine Gesetzgebung allmählig erhält oder eine weise Staatswirthschaft und Handelspolitik verlangen, und den Einfluß, den die glücklich zu Stande gebrachte Verbindung auf den ökonomischen und gesellschaftlichen Zustand der ihr angehörigen Länder ausübt, periodisch einer kurzen, nur auf das Wichtigere und Allgemeine gerichteten übersichtlichen Betrachtung zu unterwerfen. Hiezu werden die Ergebnisse der regelmäßig wiederkehrenden Verhandlungen der Vereinsstaaten einigen Stoff liefern, zumal wenn sie, wie zu hoffen ist, zugleich die Resultate der gesammten Zollverwaltung der Publicität übergeben. Obwohl kaum zwei Jahre seit dem Bestehen des Vereines in seinem dermaligen Umfange abgelaufen sind, so bieten schon jetzt die Veränderungen, welche die Zollgesetzgebung in Folge der ersten Zollconferenz erlitten hat, sodann die Vereinbarung mehrerer Vereinsstaaten über das Münzwesen, die kürzlich mit andern Staaten

abgeschlossenen Verträge und vorliegende Andeutungen über bevorstehende Verhandlungen einige Fragen von höherm Interesse dar, und erlauben allgemein bekannte Thatsachen wenigstens ein ungefähres Urtheil darüber zu fällen, ob die Vorhersagungen wirklich eintreffen, wodurch, vor dem Abschlusse der Verträge, von der einen Seite das Publikum beunruhigt, und von der andern Seite mit freudigen Erwartungen erfüllt wurde.

Die Betrachtungen, die sich in dieser Beziehung aufdringen, wollen wir einem der folgenden Hefte vorbehalten, um was von den Ergebnissen des kaum verflossenen Jahres noch Näheres etwa bekannt wird, benützen zu können.

Hier sey uns der Versuch gestattet, in einem Rückblick auf die Vergangenheit den langen und schwierigen Zeugungsproceß zu vergegenwärtigen, aus welchem der Verein, man kann ohne Uebertreibung sagen, als eines der heilvollsten Ereignisse hervorgegangen ist, das die frühere und neuere Geschichte des öffentlichen Lebens in unserm deutschen Vaterlande aufzuweisen hat.

Unsere Absicht ist hiebei keinesweges die mannichfaltigen Fragen, welche zur Zeit, als es sich von der Gründung und Erweiterung des Vereines handelte, der Untersuchung würdig erschienen und in unzähligen Schriften zur Genüge besprochen wurden, hier nochmals zu erörtern, sondern lediglich die Zustände und Thatsachen, welche zu der Idee des Vereines, und die Hauptphasen der Verhandlungen, welche zu dem gegenwärtigen Zustande führten, in flüchtigem historischem Umrisse zu bezeichnen.

Zwar fehlt es nicht an historischen Darstellungen dieser Art; sie finden sich aber zerstreut in einer Reihe von Schriften, welche je nur einzelne Abschnitte der verschiedenen Verhandlungen berühren, die seit der Gründung des deutschen Bundes über die Handelsangelegenheit Statt fanden, und die, wenn auch nicht in äußern, doch in solchen innern Beziehungen zu einander stehen, daß nur eine das Ganze umfassende Darstellung die allmählige Entwickelung der großen Angelegenheit und was fördernd oder erschwerend auf sie einwirkte, zur klaren übersichtlichen Anschauung zu bringen vermag.

Es handelte sich um die Lösung einer Aufgabe, die im Wesentlichen schon seit mehreren Menschenaltern gestellt war.

Bekanntlich war das Bedürfniß heilsamer Reformen im deutschen Zollwesen längst vor Auflösung des deutschen Reiches

gefühlt worden. Allein obwohl Deutschland nach dem Rechtsgesetz nicht aufgehört hatte, ein Staat und einer mit aller Machtvollkommenheit rechtlich bekleideten Staatsgewalt unterworfen zu seyn, so fehlte es an der wirklichen Macht, die alten, tief eingewurzelten Uebelstände zu beseitigen und neue, den Forderungen der Zeit entsprechende Einrichtungen zu schaffen.

Im Laufe der Jahrhunderte war der deutsche Boden nach allen Richtungen des Verkehrs mit Zollstöcken übersäet worden, an welchen alle ankommenden Waaren einer gleichen oder, nach ihrer Beschaffenheit einer höhern oder geringern, in den Verleihungsbriefen bestimmten, oft auch nur auf dem Herkommen beruhenden Abgabe unterlagen. Die Reichsgesetze suchten zu spät ihrer Vermehrung durch Beschränkung der kaiserlichen Reservatrechte Einhalt zu thun, und das Verbot der eigenmächtigen Zollanlage, wornach unter andern sich kein Reichsstand unterstehen sollte, in und vor den Städten oder unter ihren Thoren und an andern Orten, die aus-, ein- und durchgehenden Waaren mit gewissem Aufschlage, unter dem Namen Accise, Umgeld ꝛc. und dergleichen Impoſten zu beschweren, wurde wenigstens in der Praxis nur von durchgehenden Waaren (vom Transitzoll) verstanden.

Man darf nur an die Zersplitterung der Gebiete denken, deren Schwaben allein mehrere hundert zählte, um sich ein Bild des ehemaligen deutschen Zollwesens, hauptsächlich in den westlichen Ländern, zu entwerfen.

Zu dem Uebel, das in den eigenen Einrichtungen lag, gesellten sich mit der Ausbildung der Mauth- und Prohibitivsysteme der fremden Staaten, mit welchen Deutschland verkehrte, neue Nachtheile.

Die stets wiederkehrenden Klagen über einen Zustand, in welchem der Handel in seiner freien Bewegung sich unleidlich gehemmt, und die deutsche Industrie, deren frühere Ueberlegenheit in manchen herabgekommenen Zweigen die Geschichte bezeugt, in ihrer Entwicklung aufgehalten fühlte, wurden, als wohlbegründet, eben so aufrichtig anerkannt, als sie fortdauernd ohne Abhülfe blieben.

Eine Reihe von Wahlkapitulationen legte das offene Bekenntniß ab, „daß die deutsche Nation und das heilige römische Reich zu Wasser und zu Land zum höchsten mit Zöllen beschwert sey,“ aber man ließ es bei jenem Verbote der Anlage neuer Zölle oder der Erhöhung der rechtmäßig bestehenden (durch

kaiserliche constitutionsmäßige Verleihung oder durch unvordenklichen Besitz erworbenen) bewenden, indem man jedem, durch eigenmächtige Maßregeln beschwerten Reichsstande (so wie selbst der Reichsritterschaft) neben den Mitteln zur rechtlichen Entscheidung und Abwehr, die Befugniß ertheilte, „sich und die Seinigen, so gut er kann, zu erledigen und zu befreien.“

Die Unbestimmtheit der alten, oft nur auf Tradition beruhenden Tarife, die behauptete Befugniß der Anlage von Wehrzöllen und die mancherlei Formen, in welchen die Territorialgewalt den Verkehr durch Auflagen auf den Verbrauch, die Ausfuhr, auf Käufe und Verkäufe und durch unverhältnißmäßig starke Abgaben für den Gebrauch nothwendiger, öffentlicher Anstalten treffen konnte, erlaubten jedoch die fortschreitende Vergrößerung des Uebels und mußten überdies zu endlosen Streitigkeiten führen.

Man findet, daß die Mahnungen zur Abstellung derselben Beschwerden stets, fast mit den nämlichen Worten, in den Gesetzen des Reiches wiederholt wurden. Eben so führten die stets wiederkehrenden Klagen über den verderblichen Einfluß der fremden Prohibitivsysteme zu Bestimmungen, welche von einem Reichsgesetz in das andere übergingen, ohne jemals Früchte zu tragen, und die, endlich durch die letzten Wahlkapitulationen erregten Hoffnungen, „gemeinsame, den Verhältnissen Deutschlands allenthalben angemessene Maßregeln“ zur Beförderung „der Commerzien des Reiches“ zu Stande kommen zu sehen, konnten unter den kritischen Zeitumständen, welche bald hierauf eintraten, eben so wenig in Erfüllung gehen.

Selbst im Innern der einzelnen Territorialstaaten bestanden mannichfaltige Beschränkungen des Verkehrs; und fast überall bezeichneten da, wo verschiedene Landestheile nach und nach zu einem größern Ganzen sich unter derselben Landeshoheit vereinigt hatten, die unverrückt gebliebenen Zollstöcke die alten Grenzen solcher Gebiete, und konnten wohl aufgehoben, aber nicht etwa, um die innere Freiheit herzustellen, an die äußere Grenze gegen das Nachbarland verlegt werden; da solche Verlegung eines herkömmlichen Zolles von einem Orte zum andern in den Reichsgesetzen ausdrücklich verboten war.

Mit der Auflösung des deutschen Reiches trat ein Zustand ein, der in einer Beziehung den Interessen des Handels und

der Industrie der einzelnen Länder zwar günstiger, in anderer Beziehung aber entschieden nachtheiliger war, als der frühere. Vermöge der erlangten Selbstständigkeit konnten nun alle, auch die minder mächtigen Staaten, ihr Zollwesen nach eigenem Gutfinden ordnen, und eine für den innern Verkehr der einzelnen Länder heilsame Reform war durch die Bildung größerer, etwas besser arrondirter Gebiete erleichtert.

Die Staaten des Rheinbundes begannen diese Reform, indem sie für den einheimischen, wie für den auswärtigen Handel alle Binnenzölle aufhoben, die Zolllinien an ihre Grenzen hinausrückten und die durchgehenden Güter in der Regel mit ganz mäßigen Transitzöllen, die eingehenden Waaren mit mehr oder minder bedeutenden Consumo-Abgaben, so wie die ausgehenden Güter mit Ausgangsgebühren belegten.

Die hiedurch gewonnene vollkommene Freiheit des innern Verkehrs, innerhalb der Grenzen der einzelnen Staaten, war die gute Seite der neuen Ordnung der Dinge; die schlimme Seite bot sie dar in dem schroffern Abschließen der Rheinbundländer gegen einander, welche bald die Erfahrung belehrte, daß die Anwendung der Grundsätze, auf welchen ihre Mautheinrichtungen beruhten, von desto bedeutendern Nachtheilen und Unbequemlichkeiten begleitet sey, und ihrem Zweck um so weniger entspreche, je kleiner der Staat ist, der jene Grundsätze befolgt.

Dem Zwecke der Beförderung des einheimischen Gewerbfleißes kam jedoch das Gebot fremder Uebermacht in dem Continentalsystem für kurze Zeit zu Hülfe.

Nach der Rückkehr des allgemeinen Friedens brachte zwar die wiederhergestellte Freiheit der Meere in den allgemeinen Verkehr eine größere Lebhaftigkeit; allein in mancher Beziehung wurden die Verhältnisse des Handels und der Produktion wesentlich verschlimmert. Der deutsche Markt wurde mit englischen Waaren überschwemmt, während die im Jahr 1815 ergangenen brittischen Korngesetze, nach Ablauf der Theuerungsperiode, ihre volle Wirkung äußerten. Die Mauthsysteme der einzelnen Bundesstaaten wurden in ihrer allmähligen Ausbildung für ihren wechselseitigen Verkehr fortschreitend verderblicher, ohne gegen das Uebergewicht der fremden Industrie einen genügenden Schutz zu gewähren, und der Mangel eines solchen Schutzes wurde jetzt weit fühlbarer, als je zuvor, weil

die Continentalsperre manche Unternehmungen hervorgerufen und ehedem wenigstens der Ackerbau sich eines ungehinderten Abflusses seiner Ueberschüsse erfreut hatte, überdies auch mehrere jener fremden Staaten, die früher dem Prinzip der Handelsfreiheit mehr zugethan waren, nunmehr ebenfalls, wie namentlich die Niederlande, die Bahn des Merkantilsystems zu betreten begannen.

Ueber die Nachtheile eines solchen Zustandes, zumal für die mittlern und kleinern deutschen Länder, war alles einverstanden, aber über die Mittel der Abhülfe zeigte sich eine Meinungsverschiedenheit. Neben dem lauten Rufe nach kräftigen gemeinsamen Maßregeln, vernahm man die Stimmen gar Vieler, welche in den wechselseitigen Beschränkungen das Hauptgebrechen und in der möglichst freien Bewegung des Verkehrs im Innern des Bundes eine zureichende Hülfe, dagegen in gemeinsamen Vorkehrungen nach Außen ein neues Uebel erblickten.

Die Bundesakte hatte, ohne die commerzielle Einheit Deutschlands in Aussicht zu stellen, das Bedürfniß gemeinsamer Verabredungen über den Handel und Verkehr zwischen den verschiedenen Bundesländern anerkannt; aber der, in den ersten Jahren nach Eröffnung der Bundesversammlung eingeleitete Versuch, sich über einzelne wichtige Handelszweige, über den Verkehr mit Lebensmitteln, zu verständigen, diente nur dazu, die Schwierigkeit in ein klares Licht zu stellen, welche eine solche Vereinbarung zwischen einer großen Anzahl von Staaten, bei der Verschiedenheit ihrer Lage und produktiven Verhältnisse, gerade deßhalb finden kann, weil sie nur einen Hauptzweig der Gütererzeugung berührt, in der Alles auf das Innigste zusammenhängt.

Auch würden selbst viel weitumfassendere Verabredungen über wechselseitige Erleichterungen wenigstens diejenigen nicht befriedigt haben, welche für den deutschen Handel im Allgemeinen, dem Ausland gegenüber, gemeinsame Maßregeln verlangten.

Die Lage der mittlern und kleinern Länder wurde noch schlimmer, als im Jahr 1818 Preußen sein Zollwesen reformirte.

Diese Reform beruhte im Allgemeinen auf denselben Grundsätzen, nach welchen die süddeutschen Staaten, namentlich Bayern, Württemberg und Baden ihr Zoll- und Steuerwesen schon seit längerer Zeit geordnet hatten. Man hob dort, wie es hier bereits geschehen war, alle Binnenzölle auf, verlegte die Zollinie an die

Grenzen des Landes, und setzte an die Stelle der Accise von fremden Waaren und der aufgehobenen alten Zölle einen die Einfuhr oder den Verbrauch, die Durchfuhr und Ausfuhr unterscheidenden allgemeinen Abgabentarif. Eine wesentliche Verschiedenheit zeigte sich nur in der Höhe der Zollsätze für eingehende Waaren, die dort größtentheils weit stärker belastet erschienen, als in den mittlern Bundesländern, welche die Kosten einer sichern Erhebung höherer Abgaben nicht bestreiten konnten.

Zwar war der preußische Tarif immer noch viel milder, als alle Tarife der großen Mauthstaaten, deren zahlreiche Prohibitionen, mit unbedeutenden (auf Salz und Spielkarten bezüglichen) Ausnahmen, ihm fremd blieben, und huldigte im Ganzen genommen dem Grundsatz der Verkehrsfreiheit selbst weit mehr, als die frühere preußische Gesetzgebung, welche manche Artikel direkt oder indirekt ausgeschlossen hatte; dennoch wirkte er aber in der That gleich einer Verstärkung der Handelsbeschränkungen. Einzelner Tariferhöhungen, welche die Erzeugnisse anderer deutschen Länder empfindlich trafen, der theilweisen Erschwerung des Transits und der lästigen, auf eingeschlossene Gebiete bezüglichen Bestimmungen nicht zu gedenken, so wurde das neue System schon deßhalb für die Nachbarländer drückender, als das frühere, weil seine strenge Vollziehung durch zweckmäßige Einrichtungen ungleich mehr gesichert erschien. Das Gefühl dieses Druckes preßte neue Klagen aus und veranlaßte selbst einzelne Regierungen, wie namentlich Churhessen, Retorsionsmaßregeln zu ergreifen.

Während sich auf solche Weise die Lage der übrigen deutschen Länder verschlimmerte, hatte Preußen nicht nur durch die hergestellte innere Verkehrsfreiheit seinen Zustand verbessert, sondern auch den größern Mauthländern gegenüber eine leidlichere Stellung gewonnen.

Unter diesen Umständen wurde im mittlern und südlichen Deutschland der Wunsch, daß allgemeine Maßregeln zu Gunsten des deutschen Handels getroffen werden möchten, immer lebhafter, und bald (im Frühjahr 1819) bildete sich jener weitverbreitete Privatverein von Fabrikanten und Kaufleuten, der sich zu solchem Zwecke an die Bundesversammlung wendete, seine von großem Eifer für die Sache erfüllten Wortführer (List, Schnell und Weber) im Juni 1819 an die Höfe von München, Stuttgart und Karlsruhe, von Hessen, Weimar und der herzoglich sächsischen Häuser, sodann

Deputationen nach Berlin, und zur Zeit der Ministerial-Conferenzen nach Wien abordnete, auch später, während der Dauer der Verhandlungen über einen süddeutschen Verein, durch einen thätigen und umsichtigen Agenten (Miller von Immenstadt) die Theilnahme des Publikums an dieser Angelegenheit rege erhielt.

Verschiedene Regierungen waren, von der Unzulänglichkeit der am Bundestage zur Sprache gekommenen Vorschläge überzeugt, zu umfassendern Verabredungen bereit. Um dafür die Meinungen zu gewinnen, war es nicht genug, das Bedürfniß gemeinsamer Anordnungen im Allgemeinen darzuthun, und allgemeine handelspolitische Ansichten aufzustellen; man mußte sich in näherer Entwickelung der zu ergreifenden Maßregeln klar machen, wie der Zweck, den man wollte, zu erreichen, auf welche die Handels- und Finanzinteressen der verschiedenen Staaten vermittelnde Weise gründlich zu helfen sey.

Als den ersten Versuch, diese Aufgabe durch die nähere Entwickelung der Idee eines großen deutschen Zollvereines zu lösen, deren fast vollständige Realisirung der spätern Zukunft vorbehalten war, glauben wir die Denkschrift bezeichnen zu dürfen, welche von der Großh. Badischen Gesandtschaft der Ministerial-Conferenz zu Wien (1819—20) mitgetheilt und später veröffentlicht worden ist.* Die Milderung der bestehenden Zollsysteme, allgemeine Anordnungen, neben der Fortdauer einer Absonderung der einzelnen Staaten durch Zollbarrieren, als halbe, unzureichende Maßregeln verwerfend, fand jene Denkschrift eine wahre gründliche Hülfe nur in der commerziellen Einheit Deutschlands, oder, — da Oesterreich sich mit seinem großen Markte selbst genügte, und die Verhältnisse zu den übrigen Theilen der Monarchie voraussichtlich Hindernisse darboten — der übrigen deutschen Länder; in einem Vereine, den nur das wechselseitige Bedürfniß und die Ueberzeugung des gemeinschaftlichen Nutzens schließen und dauernd erhalten, aus welchem daher jedem, wenn er seine Rechnung nicht dabei finden würde, nach Ablauf einer bestimmten Zeit, der Austritt freistehen sollte. Sie verlangte im Wesentlichen die Aufhebung der bestehenden Zolleinrichtungen

* Sie findet sich abgedruckt in einem Anhang zur Denkschrift des Verfassers des gegenwärtigen Aufsatzes für den Beitritt Badens zu dem zwischen Preußen, Bayern ꝛc. abgeschlossenen Zollverein. Karlsruhe. 1833.

der einzelnen theilnehmenden Länder, die Vereinigung derselben zu einem, von einer Zolllinie umschlossenen Markte, die Aufstellung eines gemeinschaftlichen Zollsystems und einer gemeinschaftlichen Verwaltung, in Bezug auf die Zollanlage im Allgemeinen die Annahme der Grundsätze, auf welchen größtentheils der gegenwärtige (ursprünglich preußische) Vereins-Tarif beruht, nämlich Schutzzölle zu Gunsten der Manufaktur-Industrie, die in der Regel 10, 15 bis höchsten 20 Procent nicht übersteigen sollten, die Befreiung oder ganz niedrige Belastung der eingehenden Fabrikbedürfnisse, so wie der ausgehenden Produkte, insonderheit solcher, die nur auf kurze Distanzen in den Verkehr treten, eine den Bedürfnissen der Finanzen und den Mitteln zur Abwehr der Contrebande angemessene Besteuerung jener Einfuhr-Artikel, die, wie verzehrbare Colonialwaaren, Gegenstand eines allgemeinen und gleichförmig verbreiteten Verbrauchs sind, sodann die Theilung der reinen Zolleinkünfte nach der Grundlage der Bundesmatrikel oder der Volksmenge, die unbedingte wechselseitige Verkehrsfreiheit zwischen den einzelnen Ländern, unter alleinigem Vorbehalt der gesetzlichen Abgaben von solchen Gegenständen, welche (wie Wein, Bier, Branntwein, Tabak u. s. f.) ohne Rücksicht auf ihren Ursprung Verbrauchssteuern unterliegen, die Beschränkung dieser Abgaben auf wenige, bestimmte Artikel, und folgeweise eine in jeder Beziehung wünschenswerthe Annäherung der deutschen Staaten in ihren Abgabensystemen, die Bestimmung eines Maximums für die Wegegelder, Vereinbarungen über Maß und Gewicht, Münzsystem, Erfindungspatente u. s. f.

Die Absichten der badischen Regierung, für die Gründung eines solchen Vereines, so viel an ihr lag, zu wirken, blieben den Mitgliedern der Kammern, die sich im Frühjahr 1819 zu Karlsruhe versammelten, nicht unbekannt, und ein demselben entsprechender Antrag, den der Freiherr von Lotzbeck im April jenes Jahres mit wenigen, aber kräftigen Worten in öffentlicher Sitzung entwickelte, fand eine frohe, begeisterte Zustimmung. Eben so sprachen die Kammern der übrigen süddeutschen Staaten sich in dem günstigsten Sinne für entscheidende Maßregeln zu Gunsten des deutschen Handels aus.

Allein bei den Wiener Ministerial-Conferenzen fand die Idee eines auf commerzielle Einheit gegründeten Zollvereines,

welche die badiſche Geſandtſchaft in dem oben angedeuteten Sinne in Antrag brachte, * anfänglich gar keinen und erſt ſpäter nur bei einigen Staaten den gewünſchten Anklang.

Die Separatverhandlungen, die in Folge der von verſchiedenen Seiten ergangenen, beſtimmt ablehnenden Erklärungen zwiſchen einigen kleinern, zu Vereinbarungen geneigten Staaten begannen, führten zunächſt lediglich zu einem Projekte über die Herſtellung der wechſelſeitigen Verkehrsfreiheit, unter dem Vorbehalte für jeden Paciscenten, Grenzzölle gegen andere Länder, nach eigenem Ermeſſen, jedoch ohne Belaſtung der Ein- und Ausfuhr der Verbündeten Staaten, anzulegen.

Nachdem der badiſche Hof eine ſolche Grundlage anzunehmen ſich geweigert hatte, und Bayern und Württemberg den Separatverhandlungen beigetreten waren, kam zwiſchen dieſen beiden Staaten, ſodann Baden, Heſſendarmſtadt, Weimar, den herzogl. ſächſiſchen Höfen, Naſſau und den reuſſiſchen Häuſern unterm 19. Mai 1820 ein Präliminarvertrag zu Stande, der die Einleitung zu dem Darmſtädter Handelscongreſſe traf, und als deſſen Aufgabe die Vereinbarung über die Aufhebung der Binnenzölle und die Aufſtellung eines gemeinſchaftlichen Zollſyſtems bezeichnete.

Die im September 1820 eröffneten Verhandlungen, an welchen, in Folge ihres ſpätern Beitrittes zu dem Wiener Präliminarvertrage vom 19. Mai noch Churheſſen, die fürſtlich hohenzollernſchen Häuſer und Waldeck Antheil nahmen, ſchienen anfänglich raſch zu einem Reſultate zu führen; indem ein Verſuch, die Aufgabe des Congreſſes, in dem Sinne des obenerwähnten erſten Projektes auf die Herſtellung der wechſelſeitigen Verkehrsfreiheit zu beſchränken, ſogleich wieder aufgegeben ward, und die hierauf von der badiſchen Regierung geſtellten Anträge, welche von dem Entwurfe eines Vereinsvertrages und den Grundzügen einer gemeinſchaftlichen Einrichtung begleitet waren, von der großen Mehrheit im Weſentlichen günſtig aufgenommen wurden.

Als Bayern dieſe Vorſchläge verworfen hatte, ſtanden im Verlaufe der Verhandlungen hauptſächlich Bayern und Württemberg, in ihren Anſichten näher übereinſtimmend, den übrigen und

* Baden hatte dieſe Frage bereits auf dem Karlsbader Congreſſe im Allgemeinen angeregt.

insbesondere den Rheinuferstaaten gegenüber, die auf der andern Seite in ihren entgegengesetzten Anträgen über die wichtigern Fragen unter sich mehr übereinstimmten. Der Streit drehte sich vorzüglich um die Höhe der Zölle * und die durch höhere Zolltarife bedingten Einrichtungen, die Besteuerung der ausgehenden Naturprodukte und die zu Gunsten der größern Staaten verlangte Annahme eines idealen Stimmenverhältnisses.

Die Vermittelungsversuche, welche hauptsächlich der königlich württembergische Hof sich angelegen seyn ließ, und die der ausgezeichnete Staatsmann, den derselbe zu dem Congresse bevollmächtigt hatte (Freiherr von Wangenheim) mit beharrlichem Eifer und der ihm eigenthümlichen geistigen Gewandtheit verfolgte, waren nicht ohne erhebliche Resultate geblieben und die Hoffnung auf ihr vollständiges Gelingen noch nicht verschwunden, als Hessendarmstadt, welches noch kein Grenzzollsystem hatte, und ohne offenbaren Nachtheil nicht länger in seinem dermaligen Zustande beharren konnte, sich von den Verhandlungen lossagte, jedoch zugleich erklärte, nach Vollendung seiner Einrichtung zu einer Vereinbarung auch fernerhin die Hand bieten zu wollen.

Während der Darmstädter Verhandlungen hatte die Verschärfung der französischen Mauthtarife, insbesondere die Erhöhung der Zölle von Wolle und Schlachtvieh (im Jahr 1822) dem Handel

* Schon bei dem Beginnen der Verhandlungen (in der ersten Sitzung des Handelscongresses) hatte sich der badische Bevollmächtigte in Bezug auf den Tarif für den Grundsatz der größten Mäßigung erklärt, und zugleich den Gesichtspunkt bezeichnet, unter welchem sein Hof die zu Wien eingeleiteten Separatverhandlungen betrachtete. Obwohl man vor der Hand die Hoffnung hatte aufgeben müssen, daß sämmtliche deutsche Staaten oder außer Oesterreich alle übrigen dem Vereine beitreten würden, so war diese Hoffnung, beim möglichen Wechsel der Ansichten, so wie der Personen und ihres Einflusses, doch nicht für immer verschwunden. Daher sollte als höheres Ziel die Gründung eines großen deutschen Vereines stets im Auge behalten werden, und auch in dieser Hinsicht schien ein ganz mäßiges Zollsystem den Vorzug zu verdienen, durch dessen Aufstellung man jedenfalls nicht nur die Ausführbarkeit einer Zollgemeinschaft nachweisen und künftige Verhandlungen über die Erweiterung des Vereines erleichtern, sondern auch für den Fall ihres Gelingens die kostbaren Einrichtungen an den künftigen Binnengrenzen ersparen konnte.

des südwestlichen Deutschlands eine neue Wunde geschlagen, [illegible] die Veranlassung zu gemeinschaftlichen Retorsionen mehrerer Staaten gegen Frankreich gegeben.

Der hessische Tarif führte ebenfalls neue Beschränkungen herbei, deren Wirkungen in dem Verkehre mit Baden man durch eine Uebereinkunft über interimistische, wechselseitige Erleichterungen im Jahr 1824 zu mildern suchte.

Die Verhandlungen über den Verein ruhten nun, bis Bayern und Württemberg vorläufige Verabredungen über eine Punktation getroffen hatten, welche die Grundlage der Negociationen bildeten, die zwischen diesen Staaten, sodann Baden, Hessen und Nassau im Jahre 1825 zu Stuttgart eröffnet wurden. Eine wesentliche Abweichung von den frühern Grundlagen bestand in dem, wenn wir nicht irren, ursprünglich von Hessen ausgegangenen sehr zweckmäßigen Vorschlage, wornach keine gemeinschaftliche Centralverwaltungsbehörde bestellt, sondern jedem Staate die selbstständige Zolladministration, nach der Vorschrift der gemeinschaftlich verabredeten Gesetze, unter angemessener Controle, überlassen werden sollte, und welcher, indem er auch bei spätern Verhandlungen benutzt wurde, und große Schwierigkeiten beseitigte, von entschiedenem günstigem Einfluß auf die Entwickelung der Vereinsangelegenheit war.

Auch die Stuttgarter Verhandlungen führten bekanntlich nicht zu dem gewünschten Resultate.

Der hier beabsichtigte süddeutsche Verein scheiterte, nachdem man sich über verschiedene frühere Streitpunkte verständigt hatte, oder noch zu verständigen hoffen konnte, an der entschiedenen Weigerung Badens, einen Tarif anzunehmen, den es, in einer solchen engern Verbindung einer geringern Anzahl von deutschen Staaten, der Lage und den Interessen seines Landes nicht für angemessen hielt *

Wurde aber das Ziel der mehrjährigen Darmstädter und Stuttgarter Verhandlungen auch verfehlt, so blieben sie doch nicht ohne fruchtbaren Einfluß auf die Entwickelung der Handelsangelegenheit

* Die Gründe, aus welchen Baden das von Bayern und Württemberg verlangte Zollsystem nicht annehmen konnte, sind ausführlich entwickelt in der bereits angeführten Denkschrift für den Beitritt Badens zum großen deutschen Zollvereine, Karlsruhe, 1833.

[redacted]ächst auf die partiellen Vereine einzelner Staaten, welche
glückliche Zustandekommen des großen deutschen Ver-
vielleicht selbst zuträglicher waren, als der Zustand, in
das südliche Deutschland oder die Gesammtheit der Staaten,
an den Stuttgarter Verhandlungen Theil genommen, durch
ihere Vereinigung auf die Grundlage eines hohen
tarifs versetzt worden wäre.

r Erläuterung dieser Ansicht mögen hier einige Bemerkungen
m unrechten Platze stehen.

an konnte alle Opposition oder Abneigung, die sich von
erein oder im Verlauf der Zeit gegen einen großen deutschen
erhob, aus drei verschiedenen Ansichten herleiten. Es gab
welche die Idee der Zollvereinigungen überhaupt für unaus-
ar und abenteuerlich hielten; eine zweite Klasse bekämpfte
ch eine unrichtige Anwendung der Principien der Handels-
und eine dritte war aus politischen und andern Gründen
Verbindung des Südens mit dem Norden entgegen.

Die Darmstädter und Stuttgarter Verhandlungen blieben nun weit entfernt, die Meinungen Derer zu unterstützen, welche die Idee der Vereine als unpraktisch und chimärisch betrachteten; sie stellten vielmehr ihre Ausführbarkeit, die Bedingungen, unter welchen sie sich einem Lande als wahrhaft wohlthätig erweisen mußten, und die Mittel zur Beseitigung von Schwierigkeiten in ein helleres Licht; sie gaben mannichfaltige Belehrungen über die Produktions- und Verkehrsverhältnisse und die wechselseitigen Handelsbeziehungen der einzelnen Länder, und wenn bei der Verschiedenheit ihrer Lage und Interessen die Bedingungen nicht gefunden werden konnten, unter welchen die commerzielle Verbindung, die den Zweck jener Verhandlungen bildete, den Interessen aller daran theilnehmenden Staaten auf gleiche Weise entsprochen hätte, so ergab sich doch nicht nur für einzelne dieser Staaten die Ueberzeugung, daß sie nach ihrer Lage und ihren Verhältnissen auch in solchen engern Verbindungen ihre Rechnung finden können, sondern für alle zugleich die evidente Bestätigung der Ansicht, daß ein großer deutscher Verein in Beziehung auf die Vereinbarung über ein, den Bedürfnissen des deutschen Handels und Gewerbfleißes, so wie der Finanzen der theilnehmenden Staaten angemessenes System, und auf eine

befriedigende Ausgleichung widerstreitender Interessen weit weniger Schwierigkeiten darbiete.

Da eine nahe Aussicht auf die Bildung einer solchen Association, die vor Allem durch den Zutritt des preußischen Staats bedingt erschien, wie die Wiener Verhandlungen gelehrt hatten, nicht vorhanden war, so suchten nun einzelne Staaten sich wenigstens der Vortheile theilhaftig zu machen, welche sie von einer innigern Verbindung mit ihren Nachbarländern erwarten durften.

Wie das große Ziel, das man auf dem Wege, in den die Vereinsangelegenheit nunmehr geleitet wurde, in wenigen Jahren glücklich erreichte, eher verfehlt werden konnte, wenn der früher beabsichtigte ausgedehntere süddeutsche Verein auf die Grundlage eines hohen Mauthtarifs zu Stande gekommen wäre, ist für Jeden nicht schwer einzusehen, der den Einfluß, den die Zölle auf die ökonomische und industrielle Entwickelung ausüben, und die Lage und Verhältnisse der Länder, welche jener Verein umfassen sollte, erwägt. Die meisten derselben hatten nur ganz mäßige Eingangszölle, und selbst in den beiden größern Staaten gewährten die früher und damals bestandenen Tarife und Einrichtungen dem einheimischen Gewerbfleiße nur unbedeutende Vortheile; die Einführung höherer Schutzzölle würde daher wohl nicht verfehlt haben, eine Reihe neuer Unternehmungen hervorzurufen und dadurch in wenigen Jahren einen Zustand herbeizuführen, in welchem die Neigung zur Vereinigung mit den nördlich gelegenen deutschen Ländern wesentlich geschwächt erscheinen konnte. Gewiß würde aus der Mitte der gewerbetreibenden Klassen, die ihre Kapitalien jenen Zweigen zugewendet, in welchen sie sich gegen die Mitbewerbung der preußischen und sächsischen Industrie geschützt fühlten, eine lebhafte Opposition gegen die Erweiterung des Vereines hervorgegangen seyn. Weit sicherer, als in dem später gebildeten engern bayrisch-württembergischen Vereine wäre aber durch den Beitritt von Baden, Hessen und Nassau, welcher das Mauthgebiet ungleich besser arrondirt und die Bewachung der Grenzen ungemein erleichtert hätte, die beabsichtigte Wirkung eines Schutzzolltarifs erreicht worden. Auch für die norddeutschen Länder konnte im nämlichen Maße, als sich die Industrie der süddeutschen Vereinsländer entwickelte, ein gemeinschaftlicher Zollverband minder wünschenswerth erscheinen, indem die Einwerfung der Verbrauchszölle von ihrer Consumtion an den höher besteuerten

Colonialartikeln ihnen nach aller Wahrscheinlichkeit Opfer kostete, wofür sie nur in den vermehrten Gewinnsten ihrer Manufakturen billige Vergütung zu finden hoffen durften.

Wenige Jahre der Herrschaft eines Mauthtarifs, der hoch genug gewesen wäre, auf dem vereinigten Markte sämmtlicher süddeutscher Länder des fortdauernden Schutzes bedürftige Unternehmungen hervorzurufen, würden genügt haben, um in den angegebenen Beziehungen eine sehr fühlbare Wirkung zu äußern, und zwischen dem Süden und Norden eine Scheidewand zu ziehen, deren allmählige Befestigung allein jene antinationale Ansicht hätte bestärken und verbreiten können, die sich kurz nach dem Beginnen der Darmstädter Verhandlungen kund gegeben hatte, und deren Anhänger Nord- und Süddeutschland als zwei von der Natur geschiedene Theile des gemeinschaftlichen Vaterlandes betrachteten, in dem Nationalcharakter der ihnen angehörigen deutschen Stämme, in den Interessen uud Bestrebungen, wie in dem eigenthümlichen Geist der nord- und süddeutschen Staaten und Regierungen wesentliche, sie auseinanderhaltende Verschiedenheiten erblickten und daher nicht ihre innigere Verbindung durch gemeinschaftliche nationale Einrichtungen, sondern vielmehr ein zwar in sich innig verbundenes, aber von dem Norden scharf geschiedenes südliches (südwestliches) Deutschland wollten. *

In den engern Vereinen, die sich nach dem Fehlschlagen der Stuttgarter Verhandlungen bildeten, war die Gefahr, daß sich neue Verhältnisse gestalten möchten, welche eine größere commerzielle Verbindung eher zu erschweren als zu befördern geeignet schienen, auf keine Weise zu besorgen, wie sich aus den weiter unten folgenden Betrachtungen ergeben wird.

Nachdem Baden und Nassau abgetreten waren, konnte die großh. hessische Regierung nach der Lage ihres Landes sich einem bayrisch-württembergischen Vereine bei weitem nicht mit gleichem Vortheil, wie dem früher beabsichtigten anschließen. Sie mochte zwar anfänglich eine solche Verbindung noch nicht aufgegeben haben, denn man weiß, daß sie im März 1826 zu Berlin anfragen ließ, ob Preußen geneigt sey, über wechselseitige Verkehrs-

* Wir erinnern unter andern an das Manuscript aus Süddeutschland, 1820 (mit dem angeblichen Druckort London).

erleichterungen zwischen beiden Staaten in Unterhandlungen zu treten, oder in dem Falle, daß zwischen Hessen-Darmstadt, Bayern und Württemberg ein Zollverein zu Stande komme, Preußen Bedenken tragen werde, sich diesem Vereine durch einen Handelsvertrag zu nähern. *

Es konnte dem Scharfblick der hessischen Staatsmänner, welche, wie Frhr. du Thil seit 1820 und später, mit ihm, Frhr. v. Hofmann, der Handelsangelegenheit ihre sorgfältigste Aufmerksamkeit und Thätigkeit gewidmet hatten, nicht entgehen, daß überwiegende Interessen ihres Landes nach Preußen hinwiesen, die um so mehr zu schonen waren, wenn man ebenso wie gegen Churhessen, welches im Jahr 1825 Retorsionen gegen das Großherzogthum angeordnet hatte, auch gegen Baden und Nassau abgeschlossen blieb; daher mußte es angemessen erscheinen, eine etwaige Vereinigung mit Bayern und Württemberg durch eine vorläufige Sicherstellung jener Interessen zu bedingen.

Von Seite des Berliner Hofs wurde auf die Anfragen Hessens erwidert, daß man kaum glaube, von solchen Verhandlungen Erfolg erwarten zu dürfen, jedoch etwaige bestimmtere Anträge entgegen nehmen wolle, und was die zweite Frage betreffe, man zuvörderst wissen müsse, unter welchen Bedingungen jener Verein zu Stande kommen und welche Anerbietungen derselbe an Preußen etwa machen werde. Dieser erste Schritt blieb vor der Hand ohne Erfolg.

Im Süden führten erneuerte Verhandlungen endlich am 18. Januar 1828 zu dem bayrisch-württembergischen Vereinigungsvertrage, dessen glückliches Zustandekommen man hauptsächlich den beharrlichen Bemühungen des Grafen von Armansperg und des Frhrn. v. Schmitz-Grollenburg zuschrieb. Die Vereinigung wurde am 1. Juli 1828 wirklich vollzogen und umfaßte auch die schon früher (1824) in den württembergischen Zollverband aufgenommenen hohenzollerschen Länder, schloß aber zur Zeit noch den bayrischen Rheinkreis von der Verbindung aus.

---

* Diese und einige weiter unten folgenden Notizen über die Verhandlungen zwischen Preußen und Hessen findet man in der historisch politischen Zeitschrift von Leop. Ranke 2r Band, 1s Heft, 1833, S. 114 f.

Bayern und Württemberg gebührt das unbestrittene Verdienst, durch diese Uebereinkunft die Aufgabe eines auf commerzielle Einheit gegründeten Vereines zwischen mehreren unabhängigen Staaten zuerst praktisch gelöst und dadurch den Weg zu Erreichung des großen Zieles gebahnt zu haben.

Noch vor dem definitiven Abschlusse dieses Vertrags erhielt der hessische Hof eine erneuerte Einladung zum Beitritte. Er entschied sich aber für die Wiederaufnahme seines früher dem Berliner Cabinette gemachten Antrages, drückte sofort demselben wiederholt seinen Wunsch aus, über gegenseitige Zollerleichterungen in Unterhandlungen zu treten, indem er sich zugleich bereit erklärte, sein indirektes Steuersystem dem preußischen zu assimiliren, jedoch ein Anschließen an den preußischen Zollverband als unthunlich ansah.

In seiner Erwiderung erklärte der Berliner Hof sich geneigt, jenem Wunsche zu entsprechen, und äußerte zugleich ebenfalls die Besorgniß, daß die Schwierigkeiten einer vollständigen Verschmelzung der beiden Zollsysteme unbesiegbar seyn möchten.

Die im J. 1828 begonnenen Unterhandlungen, welche zunächst lediglich bestimmtere hessische Anträge über wechselseitige Zollbegünstigungen zum Gegenstande hatten, führten indessen schnell zu der Ueberzeugung, daß man, um ein befriedigendes Resultat zu erlangen, die breitere Basis einer Zollvereinigung annehmen müsse. Nachdem diese Grundlage sogleich die vorläufige Billigung beider Souveräne erhalten hatte, kam in ganz kurzer Zeit, nämlich schon am 14. Febr. 1828 der Vereinigungsvertrag zu Stande.

Die Uebereinkunft erhielt den vollen Beifall der hessischen Kammern, in deren Mitte schon früher, vor dem Beginne der Stuttgarter Verhandlungen, die Vortheile eines Anschlusses an Preußen von einzelnen Mitgliedern (namentlich sehr nachdrücklich von dem Abgeordneten Perrot) zur Sprache gebracht worden waren.

Nach der Gründung des preußisch-hessischen Vereines begann eine neue Periode fruchtbarer Verhandlungen. Man durfte dieses Ereigniß als eine entschieden günstige Vorbedeutung für weit Größeres betrachten. War auch der gewonnene Erfolg zunächst, im Ganzen genommen, ohne erheblichen Einfluß auf Deutschland, und nur für Hessen, dem sich ein fremdes Marktgebiet, zwanzigfach größer als das eigene, eröffnete, von Bedeutung; so konnte man

doch nun keinen Augenblick mehr zweifeln, daß Preußen nicht abgeneigt sey, sich an die Spitze der Handelsassociation zu stellen.

Statt daß diese Erwägung sogleich allgemeine Freude erregt hätte, scheint sie vielmehr den Impuls zu jenem mitteldeutschen sogenannten Zollvereine gegeben zu haben, der am 24. Sept. 1828 aus den zwischen Hannover, den sächsischen Staaten, Churhessen, Oldenburg, Braunschweig, Nassau, den reußischen und schwarzburgischen Häusern und den Bundesstädten Frankfurt und Bremen zu Cassel gepflogenen Unterhandlungen hervorging und seiner Absicht und seinem Inhalt nach als eine Demonstration gegen das Prinzip der Zollgemeinschaft gelten konnte, und daher vor der Hand wenigstens einer weitern günstigen Entwickelung der Handelsangelegenheit hinderlich zu werden drohte, wenn er auch als Versuch, die Interessen des Verkehres zwischen den theilnehmenden Staaten auf einem andern Wege als durch die Aufstellung eines gemeinsamen Mauthsystems zu befördern, ganz geeignet war, eine schnelle praktische Belehrung über die Unzulänglichkeit der gesuchten Hülfe zu geben, und daher mittelbar dem großen Ziele näher zu führen.

In dem Vertrage machten sich nämlich sämmtliche contrahirende Staaten, mit einem auf die Enclaven in andern Gebieten bezüglichen Vorbehalt, gegeneinander verbindlich, ohne ausdrückliche Zustimmung der Gesammtheit, in keinen auswärtigen Zoll- oder Mauthverband sich einzulassen, verabredeten auch wechselseitige Erleichterung, ließen aber die Isolirung fortbestehen und jedem einzelnen Theilnehmer die Befugniß, für sich oder gemeinschaftlich mit andern unirten Staaten gegen nicht unirte Repressalien oder Retorsionen vorzukehren.

Verschiedene Separatverträge und namentlich der Einbecker Handelsvertrag vom 27. März 1830 modificirten den Zustand, den die Casseler Convention hervorrufen sollte.

Auf solche Weise bildeten sich vier verschiedene Handelsgebiete, die im Jahre 1830 folgende Länder umfaßten:

	□Meilen.	Einwohner.
1) Der preußisch-hessische Mauthverein: Die preußische Monarchie, verschiedene Enclaven, das Großherzogthum Hessen mit .	5288	13,428,000
2) der bayrisch-württembergische Verein: Bayern, Württemberg, mit einigen unbedeu-		

	□Meilen.	Einwohner.
tenden badischen Enclaven, und die beiden hohenzollernschen Länder mit	1765	5,646,000
3) Der mitteldeutsche Verein ohne gemeinschaftlichen Mauthverband: Königreich Sachsen, Sachsen-Weimar, die sächsischen Herzogthümer, Nassau, Homburg, Rudolstadt, die reussischen Länder mit . .	656	2,530,000
4) Der Einbecker Verein ohne gemeinschaftlichen Mauthverband: Hannover, Churhessen, Oldenburg und Braunschweig mit	1087	2,616,000

Daß dieser Zustand, in welchem in der That dem deutschen Handel nicht geholfen und nicht einmal eine wesentliche Veränderung des bestehenden Zustandes fühlbar werden konnte, nicht lange dauern werde, war schon vor dem Jahr 1830 klar geworden.

Bayern und Württemberg mußten bald finden, daß ihre Verbindung weit entfernt war, ihnen die Vortheile darzubieten, die sie von einer Vereinigung mit Baden, Hessen und Nassau sowohl in Beziehung auf den Handel, als auf die schickliche Arrondirung des Mauthgebietes erwarten durften. Ihr vereinigter Markt blieb, vom Rheine durch ihre westlichen Nachbarländer geschieden, gegen diese in einer gewissen, ihrem Handel nicht zuträglichen Abhängigkeit. Vorzüglich waren es aber die Ausdehnung der Grenzen und die Beschaffenheit des im Westen und Südwesten von der Zolllinie durchschnittenen Terrains, welche sich den Interessen und Zwecken des Vereines nachtheilig erwiesen, indem sie die wirksame Handhabung seines Mauthtarifs ungemein erschwerten.

So wie die Finanzen einer der Höhe der Abgaben angemessenen Einnahme sich nicht erfreuten, so blieb auch die Wirkung der Schutzzölle für die einheimische Industrie weit unter dem Maße der Tarifsätze, und es würde ohne Zweifel immer klarer geworden seyn, daß man entweder das gesetzliche Maß des Schutzes (den Zolltarif) bedeutend reduciren oder die wirksamere Handhabung des Gesetzes mit einem ganz unverhältnißmäßigen Kostenaufwand erkaufen müßte.

In dieser Lage konnte dem süddeutschen Verein die durch den

Anschluß Hessens an das preußische System eröffnete Aussicht nicht anders, als höchst erwünscht erscheinen.

Wie bereits bemerkt worden, war früher und wohl bis zum Jahr 1827 keine Hoffnung vorhanden, Preußen für die Sache eines großen deutschen Zollvereines zu gewinnen. Die in der jüngsten Zeit häufig vernommene Behauptung, daß man dort bereits bei der Reform des Zollwesens im Jahr 1818 sich die Gründung des Vereines in Aussicht gestellt und durch die damals getroffenen Einrichtungen den Weg hiezu zu bahnen beabsichtigt habe, ist ebenso unbegründet, als die früher nicht minder häufig ausgestreuten Gerüchte über angebliche Hindernisse es waren, die man von dieser oder anderer Seite den zwischen den süddeutschen Staaten beabsichtigten Vereinen in den Weg zu legen suche. Nie und von keiner Seite haben, wie jeder von dem Gange der Verhandlungen näher Unterrichtete weiß, auch nur die entferntesten Einwirkungen solcher Art statt gefunden. Daß, wie das Königreich Sachsen, auch Preußen ohne alle Theilnahme blieb, hatte wohl hauptsächlich seinen Grund in der von gar Vielen bei der ersten Anregung der Vereinsidee getheilten Meinung, daß die Zerstückelung der deutschen Bundesgebiete, die Verschiedenheit der Interessen und der bestehenden Steuersysteme, die Eifersucht der einzelnen Staaten auf ihre Unabhängigkeit und das Bedürfniß einer sichern Bürgschaft für die übereinstimmende und gewissenhafte Vollziehung der gemeinsamen Anordnungen fast unüberwindliche Schwierigkeiten darbiete. Dazu kam die günstigere Lage, in welche sich die preußische Industrie durch die Aufstellung des Grenzzollsystems vom Jahr 1818 gesetzt sah, und die hauptsächlich in der ersten Periode, als die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtungen sich entwickelten, das Bedürfniß einer Vereinigung weniger fühlbar machte. Jenes System erleichterte durch seine innere Zweckmäßigkeit allerdings eine Vereinigung, allein daß seiner Einführung zugleich ein Plan der eben bezeichneten Art zu Grund gelegen, davon wird man vergebens sich nach irgend einer Spur umsehen.

Alle Verträge, die Preußen bis zum Jahr 1828 mit benachbarten Staaten, wie namentlich mit Schwarzburg-Sondershausen, mit Sachsen-Weimar, mit Lippe-Detmold, mit Mecklenburg-Schwerin, mit Anhalt-Dessau abgeschlossen, hatten lediglich den Zweck, durch die Einverleibung der von seiner Zolllinie umschlossenen

Gebietstheile den Vollzug seines Zollsystems zu sichern, oder dem Schleichhandel wirksamer zu begegnen. Die Vereinigung mit Hessen dagegen, dessen Gebiet den preußischen Markt nur auf kurze Strecken berührte, und in seiner parcellirten Lage ohne den Beitritt von Nassau und Churhessen nicht schicklich arrondirte, vielmehr die Grenzzollinie in einem stärkern Verhältniß ausdehnte, als die zu Zolleinkünften beitragende Bevölkerung sich erhöhte, mußte auf andern Gründen beruhen und als eine unzweideutige, dem Prinzip der commerziellen Einheit Deutschlands dargebrachte Huldigung betrachtet werden.

Daß die Ansicht erleuchteter Staatsmänner sich dort mit der Idee eines großen Zollvereines allmählig mehr befreundete, darf man vielleicht auch dem Einfluß zuschreiben, den die Entwickelung der fremden Mauthsysteme auf die preußische Industrie ausübte. Wenn manche Zweige derselben die fortschreitende Erhöhung der französischen Tarife schmerzlich empfanden, so waren die Verluste, welche sie durch die schärfere Absperrung des russischen Marktes erlitt, noch bedeutender. Von dieser Seite her wurde nicht nur, die Steigerung der Tarife, sondern auch die strengere Bewachung der Grenze von den Jahren 1824 bis 1828 fortschreitend fühlbarer. Der Nachtheil traf nicht nur den eigenen Verkehr mit Polen und dem russischen Reiche, sondern zugleich den Absatz, welchen die preußische Industrie für verschiedene Erzeugnisse durch die Vermittelung des russischen Zwischenhandels und die Benutzung der russischen Transitstraßen in Asien gefunden hatte. Die Folgen dieser wachsenden Beschränkungen zeigten sich in den östlichen Provinzen selbst in zahlreichen Auswanderungen von Arbeitern. *

Unter diesen Umständen mußte man weit mehr, als in den verflossenen 6—8 Jahren, da der Gewerbfleiß die ersten reichlichern Früchte des neuen verbesserten Zollsystems erntete, das Bedürfniß einer Verbindung mit dem weniger in der Industrie vorangeschrittenen Süden empfinden, und die Bedenklichkeiten, die eine solche Vereinigung in finanzieller Hinsicht einflößen mochten, verloren den nationalökonomischen Interessen gegenüber an Gewicht. An Bedenklichkeiten der bezeichneten Art konnte es wohl nicht fehlen.

* Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues von Gust. v. Gülich. Bd. 2. S. 469.

Als Folge einer Zollvereinigung war ein Verlust an Einkommen in einer Hinsicht, wenn man die Tarife nicht gleichzeitig erhöhte, mit Gewißheit zu erwarten, in einer andern wenigstens nicht unwahrscheinlich. Man verlor jedenfalls den ganzen Ertrag der Zölle von dem Verkehre mit den Vereinigten Staaten und erwog man die Verschiedenheit der Produktion der nördlich und südlicher gelegenen Länder, und der Lebensweise ihrer Bewohner, so wie den Einfluß der Nähe des Meeres und der größern städtischen Bevölkerung auf die Consumtion der höher besteuerten Colonialartikel, so mußte man in der That mit gutem Grunde besorgen, in der Theilung der gemeinschaftlichen Einkünfte nach dem Maßstab der Volksmenge verkürzt zu werden.

Ob für diese Opfer in commerziellen Vortheilen ein zureichender Ersatz zu finden sey, durfte vielleicht auch später noch für zweifelhaft gehalten werden, aber die nächsten, materiellen Interessen waren es gewiß nicht allein, welche in die Wagschale gelegt wurden.

Die höhern Rücksichten auf die deutsche Nationalität, auf die dauerhafte Befestigung des innern Friedens, auf eine kräftige Entwickelung des ökonomischen Zustandes der deutschen Länder und das davon abhängige Fortschreiten der Gesammtheit an Reichthum und Macht, konnten nicht ausgeschlossen bleiben.

So klar indessen aus dem Vertrag mit Hessen die entschieden günstige Gesinnung des preußischen Cabinets für eine große deutsche Zollassociation hervorleuchtete, so gingen doch von dieser Seite keine Anträge an andere Staaten aus.

Ein Entgegenkommen war zunächst von dem mitteldeutschen und dem Einbecker Vereine nach dem Prinzip ihrer Entstehung nicht zu erwarten; wenn aber Bayern und Württemberg sich nähern wollten, so mußte Churhessen, das schon früher geneigt war, einem süddeutschen Zollvereine sich anzuschließen, den Zutritt zu diesem Bunde von ganz entschiedenem Nutzen finden; so wie auch auf der andern Seite das Ausscheiden Churhessens aus der Einbecker Verbindung und sein Anschluß an den preußisch-hessischen Verein jenen beiden süddeutschen Staaten verstärkte Motive zu einer Verbindung mit Preußen geben mußte. Dann konnte aber auch den Staaten des mitteldeutschen Vereines die, nach drei Seiten hin, von dem Gebiete jener in einem gemeinschaftlichen Zollverband stehenden Länder

sich umschlossen sahen, keinen Augenblick mehr zweifelhaft bleiben, daß der Zutritt zu diesem großen Handelsbunde ihnen überwiegende Vortheile und eine entschiedene Verbesserung ihrer Lage darbiete.

Auch Baden und Nassau, obwohl in günstigerer Stellung, konnten alsdann durch ihren Beitritt nur gewinnen und zogen voraussichtlich die, als merkantilischer Centralpunkt des südwestlichen Deutschlands, wichtige Bundesstadt Frankfurt nach sich.

Reichten also Bayern und Württemberg dem preußisch-hessischen Vereine die brüderliche Hand, so war der Sieg der deutschen Nationalität über das System der Absonderung im Gebiete des Verkehrs entschieden, die commerzielle Einheit Deutschlands in der ganzen Ausdehnung gewonnen, in der sie nach allen Umständen zur Zeit möglich und zur Befriedigung der Gesammtinteressen der Bundesländer zureichend erschien; denn der Zutritt aller übrigen genannten Staaten konnte nicht fehlen; sie bildeten in ihrer Vereinigung einen wohlarrondirten, großen Markt und eine Handelsmacht vom ersten Range; es blieben nur jene deutschen Länder außerhalb der gemeinschaftlichen Zolllinie liegen, deren Zutritt zwar in hohem Grade wünschenswerth wäre, welche aber theils, wie die österreichischen Staaten, für sich allein eine große Handelsmacht bilden, theils, wie Hannover, Oldenburg, Braunschweig, Mecklenburg und Holstein und die Hansestädte, ihrer Lage nach, wenigstens ohne wesentlichen Nachtheil für das allgemeine deutsche Handelsinteresse, in ihrer Isolirung beharren konnten.

Unter diesen Umständen sah man einem entscheidenden Schritte zur Annäherung zwischen dem preußisch-hessischen und dem bayrisch, württembergischen Vereine mit der gespanntesten Erwartung entgegen; und hatte die Handelsfrage von Anfang an nicht allein die Cabinette beschäftigt, sondern vielfache Theilnahme im vaterländischen Publicum, hier mehr, dort weniger, erregt, so mußten die Bildung der beiden Zollvereine und die wenig befriedigende Lage, in welcher der deutsche Handel beim fortdauernden Nebeneinanderbestehen dieser beiden Associationen geblieben wäre, das Verlangen nach einer weitern, vollständigen Entwickelung der großen Angelegenheit noch dringender und allgemeiner machen.

Sie wurde endlich in nahe, erfreuliche Aussicht gestellt, als im Anfange des Jahres 1829 die Höfe von Bayern und Württemberg,

um eine Annäherung mit Preußen zu erzielen, den Freiherrn von Cotta nach Berlin abordneten, der, rühmlich bekannt durch seine lebhafte Theilnahme an allen gemeinnützigen Bestrebungen, wie man wußte, insbesondere auch von dem wärmsten Eifer für die Sache des deutschen Handels beseelt war, und dessen Wahl für solche Mission, da er nicht dem Staatsdienste angehörte, den bedeutenden Einfluß, den man ihm auf den Entschluß jener beiden Cabinette zuschrieb, ebenso klar bezeichnete, als ihn seine unabhängige Stellung, das persönliche Vertrauen, dessen er bei den Königen von Preußen, Bayern und Württemberg genoß, und seine Intimität mit den einflußreichsten Staatsmännern Witzleben, Motz, Humboldt, Armansperg u. s. f. vorzugsweise fähig machten, für jene Annäherung zwischen den beiden Vereinen zu wirken, von welchen das Seyn oder Nichtseyn eines großen deutschen Zollbundes abhing.

Von dem Vertrag, den er am 27. Mai 1829 nach mehrmonatlichen Verhandlungen unterzeichnete und, nach persönlich bei den Königen von Bayern und Württemberg eingeholter Genehmigung, nach Berlin zurückbrachte, darf man die neuere glücklichere Periode des deutschen Handels datiren. Es wurde dadurch die vollständige Vereinigung der beiden Vereinsgebiete auf eine Weise eingeleitet, welche die Erreichung des vorgesteckten Zieles erleichterte und mit aller Wahrscheinlichkeit in der nächsten Zukunft erwarten ließ.

Vom 1. Januar 1830 an sollten alle inländischen Erzeugnisse der Natur, des Gewerbfleißes und der Kunst wechselseitig frei von Ausgangszöllen eingeführt werden dürfen, mit verschiedenen Ausnahmen, die theils die Gegenstände der auch später vorbehaltenen Ausgleichungsabgaben betrafen, theils einige andere Artikel, für welche einstweilen nur eine, für die erste Zeit minder bedeutende und vom Jahr 1831 an stärkere Ermäßigung der Zollsätze zugestanden wurde. Alle durchgehenden Waaren der contrahirenden Staaten wurden von allen Transitzöllen befreit.

Indem diese Verabredungen einstweilen, bis es möglich war, über die mannichfaltigen Bedingungen einer vollständigen Vereinigung übereinzukommen und die zum Vollzuge nöthigen Vorbereitungen zu treffen, beide Theile sogleich in den Genuß wesentlicher Erleichterungen setzten, gewährten sie den Vortheil eines, dem Interesse

der Gewerbe entsprechenden, allmähligen Uebergangs in den Zustand vollkommener freier Mitbewerbung, ohne das Bedürfniß einer vollständigen Vereinigung zu schwächen, da die mit diesem Zwischenzustande verbundenen lästigen Formalitäten auf der anderen Seite die längere Fortdauer desselben nicht zuträglich erscheinen ließen.

In dieser Uebergangsperiode konnte auch mit jenen Staaten, deren Stellung und Lage gegen den preußisch-süddeutschen Verein ihnen den Zutritt zu dem großen Handelsbunde wünschenswerth machen mußten und die zum Theil schon ihre Bereitwilligkeit zum Abschluß ausdrücklich erklärt hatten, hierüber unterhandelt und die Einleitung getroffen werden, daß die vollständige Vereinigung aller dieser Länder in ein gemeinschaftliches, wohl arrondirtes Mauthgebiet gleichzeitig zum Vollzuge komme.

Die nächste Wirkung des preußisch-hessischen Vertrags mit den Kronen Bayern und Württemberg war der Rücktritt Churhessens von dem Einbecker s. g. Vereine und sein vollständiger Anschluß an den preußisch-hessischen Verein, der am 25. August 1831 beschlossen und am 1. Januar 1832 vollzogen wurde.

So wenig die Einsprache jener Staaten, mit welchen Kurhessen sich in unfruchtbare Verbindung eingelassen hatte, den Vollzug des neuen Vereinigungsvertrags, der den heißen Wünschen und den wohlverstandenen Interessen des Landes entsprach, zu hindern vermochte; so wenig konnten die erneuerten Verhandlungen der Bundesversammlung über den Vollzug des Art. 19. der Bundesacte und die hierüber im Jahr 1832 hauptsächlich von Hannover und dem königlich sächsischen Hofe ausgegangenen Vorschläge von dem weiteren Fortschreiten auf der betretenen Bahn zurückhalten.

In rascher Folge kamen nun, als Ergebniß gleichzeitiger und rastloser Beflissenheit und bewunderungswürdiger Einsicht geleiteter Verhandlungen, an denen von Seite mehrerer Staaten namentlich von Seite Preußens, Bayerns und des Königreichs Sachsen die Chefs der Finanzverwaltungen, Maaßen, v. Mieg, v. Zeschau, unmittelbaren, thätigen Antheil nahmen, die Verträge zu Stande, welche den, mit dem 1. Januar 1834 ins Leben getretenen, großen deutschen Zollverein begründeten.

Am 22. März 1833 schlossen Preußen und die beiden Hessen mit Bayern und Württemberg ab.

Die Bevollmächtigten dieser sämmtlichen Staaten unterzeichneten am 30. März 1833 den Vereinigungsvertrag mit dem Königreich Sachsen, das anfänglich wenig geneigt schien, sich dem preußischen System anzuschließen oder überhaupt in eine Verbindung zu treten, welche die Freiheit zu schmälern drohte, die es in seinem isolirten Zustand dem auswärtigen Handel bisher gegönnt hatte. Als aber der Beitritt von Kurhessen erfolgt und die Verschmelzung des bayrisch-württembergischen und des preußisch-hessischen Vereines nicht mehr für zweifelhaft gehalten wurde, auch vorauszusehen war, daß die thüringischen Staaten, wie namentlich Weimar schon im Jahr 1830 angekündigt hatte, nach Ablauf der für die Dauer des mitteldeutschen Bundes bestimmten Zeit, sich anschließen würden; so mußte man die Ueberzeugung gewinnen, daß die ganz freie Bewegung auf diesem großen Vereinsgebiete dem Interesse der blühenden sächsischen Industrie weit mehr zusage, als die Fortdauer des isolirten Zustandes unter ganz andern als den bisherigen Verhältnissen. Den eifrigen Bestrebungen des Vertreters der sächsischen Interessen gelang es, für Leipzig günstige Concessionen zu erhalten, welche eine wichtige Opposition beschwichtigte.

Da der Beitritt des Königreichs Sachsen von der Abänderung seines Systems der indirecten Steuern abhängig war, so hatte die Regierung hiezu bereits im Januar 1833 die nöthigen Einleitungen getroffen. In Beziehung auf verschiedene solcher Abgaben wurde nun gleichzeitig eine besondere Uebereinkunft mit Preußen geschlossen. Im Laufe von zwei Monaten wurde, als die Ratificationen erfolgt waren, die gänzliche Umgestaltung eines, seit länger als einem Jahrhundert bestandenen Zoll- und Accisewesens ohne erhebliche Anstände und nachtheilige Störungen vollbracht und hier der evidenteste Beweis geliefert, wie wenig begründet die anfänglich von Manchen gehegte Meinung war, daß eine, alle deutsche Staaten oder die große Mehrheit derselben umfassende Vereinigung zu einem gemeinschaftlichen Zollsystem, wenn sie je ausführbar und mit der politischen Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Staaten vereinbarlich befunden werden sollte, doch nur in weiter Ferne, nach allmähligen, stufenweisen Vorbereitungen, möglich seyn würde.

Die von Bayern, Churhessen, Preußen und dem Königreich Sachsen umschlossenen und mit Parcellen jener Staaten vermischten Länder bildeten eine bunte Masse kleinerer Gebiete,

deren Aufnahme in den Gesammtverein verlangte, daß zuvörderst besondere Verabredungen zwischen den Regierungen dieser Länder und Landestheile, nicht nur über gleichförmige Anlage und Erhebung der indirecten Abgaben, sondern auch über die Aufstellung einer gemeinschaftlichen (Control-)Behörde getroffen würden. Dies geschah durch den zwischen Preußen und Churhessen, den herzoglich Sächsischen, den Schwarzburgischen und Reussischen Häusern abgeschlossenen Vertrag vom 10. Mai 1833, welcher den Thüringischen Zoll- und Handelsverein gründete.

Am 11. Mai wurde sodann der gleichzeitig unterhandelte Vertrag, durch den die Staaten dieses Vereines dem Gesammtvereine sich anschlossen und die so eben berührte Behörde als gemeinschaftliche Zolldirection constituirten, so wie eine weitere Uebereinkunft über die Mittel zum kräftigen Schutze des vertragsmäßigen Zollsystems (Zollcartels) unterzeichnet. Zugleich kam zwischen Preußen, Sachsen und den Thüringer Staaten über die Gleichstellung verschiedener Abgaben (von Bier, Wein, Branntwein und Tabak), welche die Thüringer Staaten unter sich bereits verabredet hatten, so wie über die Gemeinschaft und die Theilung der Steuern von Branntwein ein Separatvertrag zu Stande. Aehnliche besondere Uebereinkünfte traf Preußen noch mit mehreren anderen Staaten, von welchen schon früher einzelne Gebietstheile in seinen Mauthverband aufgenommen worden waren. *

Nachdem diese sämmtlichen Verträge, so wie die, auf die Zollordnung, das Zollgesetz und auf Erlassung übereinstimmender Strafgesetze bezüglichen Zusätze vom 31. October 1830, die vorbehaltene Ratification (und zwar, wo es nöthig war, unter Zustimmung der ständischen Versammlungen) erhalten hatten, kam am 1. Januar 1834 die Vereinigung zum wirklichen Vollzuge.

Es fehlte zwar, selbst in den ständischen Versammlungen der betheiligten Staaten, noch in der letzten Zeit kurz vor der Ratification der Verträge, nicht an einer Opposition, wie namentlich in der württembergischen Kammer, in welcher (von dem Abgeordneten Zais) im Februar 1833 der Antrag gestellt wurde, die der

* Alle auf die am 1. Januar vollzogene Vereinigung bezüglichen Verträge sind in No. 21. der Gesetzsammlung für die königlich preußischen Staaten vom Jahr 1833 enthalten.

Regierung auf dem vorangegangenen Landtage ertheilte Ermächtigung zum Abschluß eines Vereinigungsvertrags mit Preußen zurückzunehmen. Die wichtigsten Gründe, welche in einem Nachtrage zur Motivirung des Antrages im Juli vorgebracht wurden, beruhten auf der Voraussetzung, daß Baden sich nicht anschließen werde.

Im Großherzogthum bestanden ungleich niedrigere Zölle, als in den Vereinsländern, und keine strengen Grenzcontrolen, wie sie die Handhabung hoher Tarife erfordert; sein Gebiet berührte das württembergische auf nicht weniger als $80^{8}/_{10}$ Meilen, und diese weitausgedehnte Zolllinie war, wie bereits bemerkt worden, so schwer zu schützen und die bisherige Bewachung hatte sich so wenig wirksam gezeigt, daß der Schleichhandel eine ungemeine Ausdehnung gewonnen hatte, sowohl zum empfindlichen Nachtheil der Vereinscasse, als zum Ruin des redlichen auswärtigen Handels, insbesondere in Colonialwaaren. Man besorgte nun, daß die zur Abwehr der heimlichen Einfuhr erforderlichen Anordnungen für einen großen Theil des Landes sehr drückend werden könnten, ohne zureichende Hülfe zu gewähren, wenn Baden im Zustand der Isolirung beharren sollte.

Da auch ein weiterer Versuch, welcher geraume Zeit nach der zwischen Bayern und Württemberg im Jahr 1828 vollzogenen Vereinigung, unter freundlicher Vermittelung eines dritten Staates, gemacht worden, sich mit Baden über den Eintritt in den süddeutschen Verein zu verständigen, ohne Erfolg geblieben war und man wußte, daß die Kammern sich dagegen ausgesprochen hatten, so hielt man, zumal, da von einer Wiederaufnahme der Verhandlungen nichts verlautete, die im Großherzogthum vorherrschende Ansicht auswärts als entschieden ungünstig für jede Vereinigung oder zweifelte wenigstens an seinem Beitritte.

Diese Meinung, welche unter den angedeuteten Umständen nachtheilig wirken konnte, war irrig.

Man wollte und konnte nach der in Baden vorherrschenden Ansicht weder dem preußisch-hessischen Vereine, wovon in der That auch niemals die Rede war, — noch unter den angebotenen Bedingungen dem süddeutschen beitreten, wohl aber beiden, wenn es gelang, sie in einen einzigen zu verschmelzen. Man hatte dort von vorn herein klar erkannt, daß eine gründliche, vollständige

Hilfe nur in einem großen deutschen Vereine zu finden, daß in einer solchen ausgedehnteren Verbindung eine befriedigende Ausgleichung der Interessen der theilnehmenden Staaten viel leichter falle, ein höherer Mauthtarif, den man für die engere süddeutsche Association verworfen hatte, viel leichter zu handhaben und leichter zu ertragen und für die damit verbundenen Nachtheile und Unbequemlichkeiten ein reichlicher Ersatz zu erwarten sey. Man konnte daher in der Bildung des großen Vereines nur die Erfüllung eines längst gehegten Wunsches erblicken.

Gleichwohl bestand auch im Großherzogthum, wie anderwärts, eine Opposition, deren Thätigkeit es wünschenswerth machte, das Publicum über die wesentlich veränderte Stellung der Frage und, was nicht schwer fiel, über die unzweifelhafte Räthlichkeit des Anschlusses des Großherzogthums, aufzuklären. Diese Aufgabe hatte sich eine Denkschrift gesetzt, die, von einem badischen Staatsbeamten, der früher in der Handelsangelegenheit zu wirken berufen war, herrührend,* gerade im Monat der entscheidenden Schlußverhandlungen in den württembergischen Kammern erschien und welche vielleicht, indem sie auswärts gehegte Zweifel und im Lande theilweise verbreitete Vorurtheile zu beseitigen beitragen konnte, nicht ohne günstigen Einfluß blieb, aber auch auf der andern Seite die ganze Stärke jener Opposition an den Tag brachte, die theils auf Principien der unbedingten Handelsfreiheit sich stützte, theils aus dem Standpunkt der Politik oder aus anderen Gründen sich hauptsächlich gegen eine Vereinigung mit Preußen erklärte und unter deren Stimmführern Freiherr v. Wessenberg und v. Rotteck hervorragten.

Allein die überwiegende Mehrheit in beiden Kammern zollte der ihnen auf dem Landtage von 1833 erklärten Absicht der Regierung, über den Beitritt zu dem Zollvereine in erneuerte Unterhandlungen zu treten, unerachtet der Anstrengungen der Gegner innerhalb wie außerhalb der Kammer, ihren Beifall.

Die eigenthümlichen Verhältnisse des Großherzogthums boten bei den Verhandlungen einige Schwierigkeiten dar, die glücklich

* Der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes hatte in dieser Schrift, sowie in der weitern: „Der große deutsche Zollverein, seine Systeme und seine Zukunft“, lediglich seine Privatansichten niedergelegt.

besiegt wurden. Der am 12. Mai 1835 abgeschlossene Vertrag gewährte für die besonderen, auf den Rückzoll von Tabak, auf die Bestimmung des Grenzbezirks, auf einzelne Transitstraßen und auf die Verhältnisse zu der Schweiz bezüglichen Interessen des Landes eine vollständige Befriedigung, die man den einsichtsvollen und standhaften Bestrebungen des Chefs der badischen Finanzen, von Böckh, so wie dem freundlichen Entgegenkommen der verbündeten Staaten und den conciliatorischen Gesinnungen ihrer Vertreter zu danken hatte. Hier dürfen wir nicht unterlassen, insbesondere der förderlichen Bemühungen des Freiherrn v. Otterstedt zu gedenken, der, in seiner Eigenschaft als preußischer Gesandter an mehreren süddeutschen Höfen zu vermittelnder Wirksamkeit berufen, seine Stellung hiezu, wie früher (im Jahr 1827 zu Darmstadt) auch jetzt im Interesse der Handelssache, eifrig benutzte und in den erlangten Erfolgen den Sieg der Ideen und Ansichten feierte, denen er, wie man wußte, schon seit lange persönlich befreundet war.

Obwohl der mit Baden abgeschlossene Beitrittsvertrag allen billigen Forderungen Derer, welche überhaupt den Verein wollten, entsprach, so erlangte er doch nur nach schwerem, erneuerten Kampfe gegen eine nicht unbedeutende Minorität die Zustimmung der Kammern der badischen Stände. Die Vereinigung wurde sodann nach einer kurzen Zwischenperiode, für deren Dauer vorläufige Handelsbegünstigungen stipulirt waren, mit dem 1. Januar 1836 wirklich vollzogen.

Nachdem auch mit Nassau, das bei allen früheren Verhandlungen vorzüglich mit Baden sympathisirt hatte, vorläufige Verabredungen über wechselseitige Erleichterungen, die am 10. September 1835 eintraten, getroffen und am 10. Dezember der Vereinigungsvertrag abgeschlossen worden, erfolgte der Anschluß des Herzogthums am 1. Januar, zuvörderst noch unter fortdauernder Grenzbesitzung, und in voller Ausdehnung am 1. April 1836.

Unter gleichen Beschränkungen für eine kurze Uebergangsperiode schloß Hessenhomburg, in Folge des mit Hessendarmstadt unterhandelten Vertrags vom 20. Februar 1835, das Amt Homburg dem Großherzogl. Hessischen Zollgebiete an.

Die isolirte Stellung der Stadt Frankfurt war durch den Anschluß aller ihrer Nachbarstaaten an den Verein unhaltbar geworden. Ihr Beitritt wurde durch eine, auf billige Berücksichtigung

der überwiegenden städtischen Bevölkerung ihres Gebietes gegründete und auf den Maßstab ihrer Theilnahme an den gemeinschaftlichen Zolleinkünften bezügliche Concession erleichtert.

Nachdem sie, in Gemäßheit des Beitrittsvertrags vom 2. Januar 1836, bereits am 7. Februar den Vereinstarif eingeführt hatte, trat sie in den gemeinschaftlichen Zollverband an dem nämlichen Tage mit Nassau und Hessenhomburg ein.

Nähere Verabredungen über ganz oder größtentheils enclavirte Gebiete, wodurch schon früher bestandene Verträge modificirt wurden, oder zu welchen die veränderten Umstände eine Veranlassung gaben, vollendeten die Verfassung des gemeinsamen Zollverbandes.

Zwischen Preußen auf der einen und den schwarzburgischen und herzoglich sächsischen Höfen, den anhaltischen Häusern über ihre sämmtlichen Länder, mit Lippe-Detmold, Mecklenburg-Schwerin, Hessenhomburg (wegen Meisenheim), Holstein, Oldenburg, Waldeck und Pyrmont, auf der andern Seite; sodann zwischen Bayern, Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg; ferner zwischen Baden auf der einen und Württemberg, Hessendarmstadt und Hohenzollern-Sigmaringen auf der andern Seite; zwischen dem Großherzogthum Hessen und Hessenhomburg und zwischen Württemberg und den beiden hohenzollernschen Häusern bestehen solche, theils vor der Bildung des großen Vereines, theils später verabredete oder modificirte Verträge.

Im besonderen Interesse der mit der Schweiz angrenzenden Vereinsstaaten Bayern und Württemberg und Baden wurden endlich noch ausgedehntere Begünstigungen im Verkehr mit der Eidgenossenschaft verabredet.

Nur wer den Gang und den Inhalt aller dieser Verhandlungen, deren detaillirte Darstellung mehrere Bände füllen würde, näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte, vermag nach ihrem ganzen Werthe die Geschicklichkeit, die rastlose Thätigkeit und den festen und redlichen Willen zu schätzen, welche von allen Seiten an den Tag gelegt wurden und werden mußten, um die so mannichfaltig verweigerten Negociationen zu einem befriedigenden Resultate zu führen.

Wenn Bayern und Württemberg durch die rühmliche Beharrlichkeit, womit sie die Vereinsidee verfolgten und die erste

praktische Lösung der Aufgabe in einem engern Kreise erstrebten, der Entwickelung der Vereinsangelegenheit den kräftigsten Anstoß gaben, wenn sodann Hessen jene Entwickelung durch seine wohlberechnete Annäherung an Preußen, deren wohlthätige Folgen über die Nützlichkeit einer Verbindung mit dem Norden belehrte, mächtig förderte, so war es Preußen, das durch sein Zollsystem, durch den Umfang der Länder, die es dem Vereine beifügte, und durch die Zugeständnisse, welche es als der größte der theilnehmenden Staaten machte, die vollständige und rasche Erreichung des Zieles sicherte.

Waren die Consumozölle des preußischen Tarifs auch höher, als sie die meisten mittlern und kleinern Staaten wünschten, so war doch das Verhältniß der Abgaben fast durchgängig nach richtigen Grundsätzen bemessen, und die Bedenklichkeiten verschiedener Art, welche gegen die Annahme eines solchen höhern Tarifs für ein beschränktes Mauthgebiet von dem Umfang der Vereine, worauf die Darmstädter und Stuttgarter Verhandlungen abzielten, von verschiedenen Seiten erhoben worden waren, verschwanden bei der Betrachtung des drei- bis vierfach größern freien Marktes. Vorzüglichen Werth hatten auch bei frühern Verhandlungen mehrere mittlere und kleinere Staaten auf Befreiung oder ganz mäßige Belastung der ausgehenden Naturprodukte gelegt; dieser Forderung entsprach der preußische Zolltarif in ausgedehntem Maße. Oertliche Verhältnisse, die hauptsächlich in jenen Ländern, welche die Grenze bilden, Ausnahmen von allgemeinen Regeln wünschenswerth machten, fanden überall billige Berücksichtigung. Vor allem wurde aber eine Verständigung wesentlich gefördert durch die gänzliche Beseitigung der Frage über ein ideales Stimmenverhältniß, und durch das Princip vollkommener Rechtsgleichheit, welches Preußen, zufrieden mit dem natürlichen stärkern Einfluß, den der große Länderbesitz gewährt, bereitwillig anerkannte.

Auch die Art und Weise, wie die Verhandlungen geleitet, und durch ihre schickliche Trennung die Verwickelungen und Zögerungen vermieden wurden, welche bei einer gleichzeitigen unmittelbaren Theilnahme aller Betheiligten nicht gefehlt hätten, erleichterten und beschleunigten ihren Erfolg.

Der Staat, der den Mittelpunkt der Verhandlungen bildete, und dessen erleuchteten Staatsmännern, wie v. Motz, nach ihm

Maaßen, zuletzt Graf von Alvensleben, in allen Phasen der Verhandlungen vorzüglich Eichhorn, sodann Michaelis, Kühne u. s. f. der größte und schwierigste Theil der Aufgabe anheimgefallen war, entwickelte aber gleichzeitig eine auch für den Verein mittelbar fruchtbar gewordene Thätigkeit zum Besten des auswärtigen Handels.

Nachdem nämlich noch vor dem Beginnen der Vereinsverhandlungen von 1827 das preußische Cabinet bereits Handels- und Schifffahrtverträge mit Dänemark (1818), Großbritannien und Irland (1824), mit Rußland und Polen (1825), mit Mecklenburg-Schwerin (1826) abgeschlossen hatte, wurde in der Periode, welche mit den ersten Verhandlungen mit Hessen begann, eine Reihe weiterer solcher Verträge verabredet, namentlich mit Schweden und Norwegen (1827) mit Brasilien (1827 und 1828), mit Nordamerika (1828), mit Lübeck, Hamburg und Bremen (1828), mit Oldenburg (1830), mit Oesterreich (1831), mit den vereinigten Staaten von Mexiko (1831, ratif. 1834).

In diese Periode fiel auch die Regulirung der Rheinschifffahrtsverhältnisse, die noch lange Zeit hindurch, nachdem bereits in den Jahren 1821 und 1823 über die Elbe und Weser die nöthigen Verabredungen zum Vollzug der Pariser und Wiener Verträge getroffen worden, Gegenstand ermüdender Verhandlungen geblieben war, und die man in der befriedigenden Weise, wie sie (1831) erfolgte, der Standhaftigkeit verdankte, womit unter den betheiligten Staaten hauptsächlich Preußen die deutschen Handelsinteressen gegen die von Holland geltend gemachte, bekannte Auslegung der Verträge vertrat.

Der Beitritt sämmtlicher deutscher Rheinuferstaaten aber zu dem Vereine gewährte diesem für die Rheinschifffahrt weit größere wechselseitige Vortheile, als die Convention von 1831 einräumte und ließ noch weitere günstigere Verabredungen erwarten.

So wurde also in einem Zeitraum von sieben Jahren für den deutschen Handel ein Zustand errungen, in welchem seit Jahrhunderten gefühlte Bedürfnisse befriedigt und Ideen und Plane verwirklicht erschienen, die Manche noch zehn Jahre zuvor als unschuldige Träume und fromme Wünsche betrachteten.

Es fanden sich nun vom Jahre 1836 an die industriellen und commerziellen Interessen aller deutschen Staaten, außer Oesterreich,

Hannover und Mecklenburg mit den wenigen, durch diese Länder von dem Vereinsmarkte geschiedenen kleinern deutschen Gebieten, auf das innigste verflochten, und geschützt durch einen Bund, der ihnen in ihrer Gesammtheit eine imposante Stellung in der Reihe der europäischen Handelsmächte anwies.

So stehen wir nun nicht mehr auf dem Gebiete der Wahrscheinlichkeitsberechnungen über die Wirkungen der commerziellen Einheit der großen Mehrheit der deutschen Länder, sondern sind in der günstigern Lage, ihren Einfluß in wirklichen, wahrnehmbaren Erscheinungen zu beobachten und die praktische Entwickelung aller auf den Verein bezüglichen Verhältnisse mit dem Interesse zu verfolgen, welches eine der wichtigsten Angelegenheiten des Volkslebens in Anspruch nimmt.

Was sich in dieser Beziehung unserer Betrachtung darbietet, wollen wir, wie gesagt, einem zweiten Aufsatze vorbehalten, indem wir hier zum Schlusse der geschichtlichen Darstellung eine Uebersicht der Vereinsgebiete, ihrer, den jüngsten Maßstab der Revenuentheilung bildenden Bevölkerung (fast durchgängig nach den Zählungen von 1834) und der Grenzstrecken, mit einigen hierauf bezüglichen Bemerkungen, folgen lassen.

Die Regierungen, welche Zollvereinsverträge abgeschlossen haben, sind:

1) Preußen. An der Einwohnerzahl des Königreichs, welche, ausschließlich von Neuchatel und einschließlich des neu acquirirten Fürstenthums Lichtenberg, 13,510,030 beträgt, kommen in Abzug a) die Garnisonen von Luxemburg und Mainz mit 11,906. b) die Bevölkerung der isolirten, vom Zollverbande ausgeschlossenen Orte: 9033, und c) die Einwohner der zum Thüringer Vereine gehörigen Kreise 88,534, zusammen mit 109,473, und

	Einwohner.
es bleiben	13,400,557
Dazu kommen die Länder, deren Einwohnerzahl bei der Revenuentheilung dem Königreich Preußen, welches dafür Entschädigung gewährt, zugerechnet werden	290,096

nämlich a) Schwarzburg-Sondershausen: Unterherrschaft (30,330 Einw.); b) Schwarzburg-Rudolstadt; Unterherrschaft (13,697 E.); c) Sachsen-Weimarsche Aemter Allstädt und Oldisleben (8329 E.); d) Anhalt-Bernburg: Oberherrschaft, Unterherrschaft und Amt Mühlingen (45,292 E.); e) Lippe-Detmold: Orte Lipperode, Kappel und Grevenhagen (915 E.); f) Mecklenburg-Schwerin: Orte Rossov, Netzeband und Schönberg (920 E.); g) Anhalt-Dessau: Aemter Sondersleben, Groß-Alsleben und Hauptland (59,331 E.); h) Anhalt-Köthen: Grafschaft Warmsdorf und Hauptland (38,569 E.); i) Coburg: Amt Volkerode (2569 E.); k) Hessenhomburg: Amt Meißenheim (13,550 E.); l) Oldenburg: Fürthum Birkenfeld (26,597 E.); m) Waldeck: Fürstenthum (49,797 E.).

	Einwohner.
2) Bayern. An der Bevölkerung des Königreichs von 4,246,778 geht ab die Einwohnerzahl a) der in Thüringen gelegenen Enclave Kaulsdorf mit 434, und b) einiger von Böhmen eingeschlossenen Ortschaften mit 1261 .	4,245,083.
Dazu kommen die vom bayrischen Gebiete umschlossenen weimar'schen Orte des Amts Ostheim mit 3679, und das coburgische Amt Königsberg mit 2356 Einw., im Ganzen .	6035
3) Königreich Sachsen	1,595,668
4) Württemberg einschließlich des badischen Condominatsorts Widdern (1298 Seelen) .	1,571,012
mit a) Hohenzollern-Sigmaringen, ausschließlich der von Baden enclavirten Orte . . .	41,339
b) Hohenzollern-Hechingen	19,428
5) Baden mit Ausschluß der Insel Reichenau, des Orts Büsingen (bei Schaffhausen), der Kreuzlinger Vorstadt und des sogenannten Paradieses bei Constanz	1,228,298

Hannover und Mecklenburg mit den wenigen, ... Einwohner.
von dem Vereinsmarkte geschiedenen kleinern ... 3887
auf das innigste verflochten, und geschützt dur...
ihnen in ihrer Gesammtheit eine imposante ...
der europäischen Handelsmächte anwies.

So stehen wir nun nicht mehr auf de...
scheinlichkeitsberechnungen über die Wirku... 640,674
Einheit der großen Mehrheit der deutschen ...
der günstigern Lage, ihren Einfluß in wi... 769,691
Erscheinungen zu beobachten und die pra...
auf den Verein bezüglichen Verhältnisse ...
folgen, welches eine der wichtigsten Ang... ...en,
in Anspruch nimmt. ...nd

Was sich in dieser Beziehung u... . 88,534
wollen wir, wie gesagt, einem zweiten 25,153
wir hier zum Schlusse der geschichtli... ...adt,
der Vereinsgebiete, ihrer, den jüng... . . 226,664
lung bildenden Bevölkerung (fast d... . . 146,224
von 1834) und der Grenzstrecken, ... 117,921
Bemerkungen, folgen lassen. ...lemter

Die Regierungen, welche Z... . . 129,740
sind: ...rschaft 23,750
...aft . 50,332

1) Preußen. An der Ein... ...9,580,
nigreichs, welche, aus... ...2 Ebers-
und einschließlich des ... ...2 Einw.,
thums Lichtenberg, 1... . . . 99,626
men in Abzug a) d... . . . 434
burg und Mainz 373,601
kerung der isoli... 60,000
schlossenen Orte: ...
ner der zum ...
Kreise ...

	□Meilen.
[illegible]	5157,21
[illegible]	1477,26
[illegible]	271,68
[illegible]	385,15
[illegible]	279,54
[illegible]	7570,84

	Seelenzahl.	□Meilen.
Transport	22,401,403	7570,64
Churhessen	640,674	182,10
Großherzogthum Hessen	769,691	179,25
Thüringen	908,478	233,49
Nassau	373,601	82,70
Frankfurt	60,000	4,33
und im Ganzen	25,153,847	8,252,71 *

Die Bevölkerung der norddeutschen, nicht zum großen Vereine gehörigen Länder, nämlich von Hannover und Braunschweig, die im Jahr 1834 einen abgesonderten Verein verabredeten, von Oldenburg, das dieser Verbindung später beitrat, sodann von Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, die in ihrer Isolirung verharren, und der übrigen durch diese Staaten von dem großen Vereinsmarkte abgeschnittenen norddeutschen Bundesgebiete, wird durch die Bevölkerung der preußischen zum großen Vereine, nicht aber zum deutschen Bunde gehörigen Länder ungefähr ausgeglichen. **

Die Land- und Seegrenzen des gesammten Vereinsgebiets betragen 1,064,49 Meilen. Die Grenzen gegen Luxemburg, Belgien und Holland von 83,60 M., gegen Mecklenburg von 81,50 M., gegen Rußland und Polen von 183,30 M., gegen Krakau von 4 und die ganze Ostseeküste in der Ausdehnung von 128,80 M. hat Preußen ausschließlich; von den Grenzen gegen Hannover, Braunschweig und Lippe mit 188,62 M. Preußen 172,22 und Churhessen 16,40; von den Grenzen gegen Oesterreich mit 299,77 M. hat Preußen 103,37, Bayern 138,40 und Sachsen 58; von den Grenzen gegen die Schweiz mit 40,35 M. hat Bayern 2, Württemberg 3,10,

* Der Flächenraum der von den Hauptländern getrennten, einem andern Zollgebiete zugetheilten Gebietstheile, wie namentlich der preußischen, churhessischen zum Thüringer Verein gehörigen Gebiete ist unter der Angabe für die Hauptländer enthalten.

** Mit Hannover, Braunschweig und Oldenburg wurden kürzlich über die Aufnahme einzelner Landestheile dieser Staaten in den großen Verein, so wie über die Aufnahme einiger preußischen Landesparzellen in den hannöverischen Verein und über einige andere Gegenstände Verträge abgeschlossen, deren jedenfalls ganz unbedeutender Einfluß auf die Volksmenge des großen Vereinsgebiets und dessen Grenzlänge uns unbekannt ist und daher oben unberücksichtigt blieb.

Baden 35,25; von den Grenzen gegen Frankreich mit 54,35 M. hat Preußen 18, Bayern 11,10 und Baden 25,25 zu bewachen. Von der zu schützenden Zollgrenzlinie von 1064,49 Meilen kommen daher

auf Preußen	774,99,	auf Sachsen	58
„ Bayern	151,50,	„ Churhessen	16,40
„ Baden	60,50;	„ Württemberg	3,10.

Die Grenze der preußischen Staaten, welche nach Einführung des Zollgesetzes vom Jahr 1818 zu bewachen war, wird zu 1073,17 Meilen angegeben.

Durch die Aufnahme der eingeschlossenen anhaltschen Länder (1823 und 1828) verminderte es seine Grenzschutzlinie auf 990,11 Meilen.

Die Vereinigung mit dem Großherzogthum Hessen, welches im isolirten Zustande eine Grenzlinie von nicht weniger als 160,99 Meilen hatte, gab dem Vereinsgebiete eine Zollgrenze von 1107,67 Meilen; sie verlängerte sich daher um circa $10^{8}/_{10}$ Proc., während der Zuwachs an Einwohnern nur circa $5^{6}/_{10}$ Proc. betrug.

In Folge der mit Oldenburg, Coburg und Homburg über ihre Besitzungen am Hundsruck in den Jahren 1829 und 1830 getroffenen Verabredungen verminderte sich die Grenze des preußisch-hessischen Vereines auf 1098,57, also um 910 Meilen.

Der Anschluß von Churhessen gewährte vom Januar 1832 eine weitere Verminderung auf 1071,73 Meilen oder um $2^{1}/_{10}$ Proc., während sich die Einwohnerzahl des Vereines um $4^{3}/_{10}$ Procent erhöhte.

Bayern, dessen Grenze im Zustande der Isolirung, ohne den Rheinkreis 315,60 Meilen, und mit diesem Kreise 371,64 betrug, und Württemberg, das eine Grenzlänge von 170,05 und nach der Aufnahme der hohenzollerschen Fürstenthümer von 144 Meilen hatte, fanden in Folge ihrer Vereinigung und der Aufnahme der weimar'schen und coburg'schen Enclaven, im Jahre 1828 ihre Zollgrenzen von zusammen 485,60 auf 341,90 M., also um nahe 30 Procent, und nach der Aufnahme des isolirten Rheinkreises von 541,64 auf 397,94 M., also um 26 Proc. vermindert.

Nachdem die Staaten des preußisch-hessischen, des bayrisch-württembergischen und des Thüringer Vereines mit dem Königreich

Sachsen im Jahr 1834 ihre Vereinigung vollzogen hatten, berechnete man die Grenzen des großen Vereinsgebietes (ohne Baden, Nassau und Frankfurt) zu 1206,14 Meilen und die Bevölkerung der ihm angehörigen Gebiete betrug nach den Zählungen am Schlusse des gedachten Jahres 23,491,948 (nach den frühern Zählungen, welche bis dahin den Maßstab der Revenuenvertheilung bildeten 23,086,543) Seelen.

Da der preußisch-hessische Verein mit den dazu gehörigen Staaten, vor der Bildung des Thüringer Vereines und der Verbindung mit Sachsen und dem bayrisch-württembergischen Vereine, eine Grenzlinie von circa 1071,73 und eine Volksmenge von circa 15¼ Mill. hatte, so zeigte sich eine Vermehrung der Zollgrenze von 134,41 oder 12½ Proc., während die Bevölkerung des großen Vereines um circa 53 Proc. höher stand.

Durch den Beitritt von Baden, Nassau und Frankfurt verminderte sich, wie man gesehen, die Zollgrenze auf 1064,49, also um 141,65 Meilen oder 11⁷/₁₀ Proc., während sich die Einwohnerzahl auf 25,153,847 oder um 1,661,899, d. i. 7 Procent erhöhte.

Es ist nicht ohne Interesse den Einfluß, den die Zollvereinigungen auf das Verhältniß der Länge der Zolllinien zu der Zahl der Einwohner (Verbrauchssteuerpflichtigen) in den davon umschlossenen Gebieten ausübten, in einer vergleichenden Darstellung zu überschauen, da von jenem Verhältniß hauptsächlich die relative Kostbarkeit gleichartiger Mauthanstalten abhängt.

Theilt man die Einwohnerzahl durch die Meilenzahl der frühern Zollgrenzlinie, so kamen in den einzelnen, zum großen deutschen Zollvereine gehörigen Gebieten im isolirten Zustande:

	Einw.
in Churhessen (640,327 Einw. und 153,76 Meilen Zollgrenzen) auf 1 Meile	4164
im Großherz. Hessen (760,694 E. und 160,99 M. Gr.)	4,725
in Baden (1,228,298 E. und 187,60 M. Gr.) . .	6545
in Württemberg (1,571,012 E. und 170,05 M. Gr.)	9241
in Bayern (4,246,778 E. und 371,64 M. Gr.) . .	11,427
in Preußen (13,400,557 E. und 1073,17 M. Gr.) .	12,488
Nach Aufnahme der enclavirten anhaltischen Länder kamen in Preußen vor der Vereinigung mit Hessen auf eine Meile	13,677

	Einwohner.
nach der Vereinigung mit dem Großherzogthum Hessen in diesem Vereine	12,944
nach der Vereinigung mit Churhessen und der Aufnahme einiger anderer, kleinerer Gebiete in dem preußisch-hessischen Vereine, wie er kurz vor Bildung des großen Vereines bestand (circa 15¾ Mill. Einw. und circa 1071,73 M. Gr.)	14,220
in dem bayrisch-württembergischen Vereine, einschließlich des Rheinkreises und der hohenzollernschen Länder (5,876,862 E. und circa 397,94 M. Gr.) . .	14,080
in dem großen Vereine, unmittelbar vor dem Zutritt von Baden, Nassau und Frankfurt (23,491,948 E. und 1206,14 M. Gr.)	19,476
nach dem Anschluß dieser drei Staaten im Jahr 1836 .	23,640

In Preußen war daher eine relativ fast zweifach, in Bayern eine relativ mehr als zweifach und in den kleinern Mauthstaaten eine mehrfach und zwar bis fast sechsfach größere Grenze zu bewachen als in dem gegenwärtigen Vereinsgebiete.

Unter allen stattgefundenen Vereinigungen war die von Preußen und dem Großherzogthum Hessen allein, in der angegebenen Beziehung, nicht günstig, indem die dadurch gebildete Grenze im Verhältniß zu der Einwohnerzahl noch etwas ausgedehnter war, als die Zolllinie des unmittelbar zuvor bestandenen preußischen Mauthgebiets. Sie verlängerte sich im umgekehrten Verhältnisse von 13677:12914, also um nahe 6 Procent.

Dagegen hatte der Anschluß von Baden, Nassau und Frankfurt in Beziehung auf die Grenzbewachung die relativ vortheilhafteste Wirkung; er war in dreifacher Hinsicht von Nutzen, indem er die Zollgrenze im Verhältniß zur Einwohnerzahl des Gesammtgebietes um nicht weniger als 21⁴⁄₁₀ Proc. (in der umgekehrten Proportion von 19,476:23,640) verkürzte, sodann, auf eine Strecke von circa 60 Meilen im Südwesten, die Grenzlinie von einem durch seine Beschaffenheit ungünstigen Terrain auf ein weit günstigeres vorrückte, nämlich von dem Gebirgs- und Hügellande, auf welchem die Territorien von Württemberg und Baden sich berühren, an die Ufer des Bodensees und des Rheins, der mit zwei kurzen Unterbrechungen die Gebiete von Baden, der Schweiz

und Frankreich scheidet, und indem er endlich, so weit diese neue Grenze gegen Frankreich gelegen ist, dem Vereine, statt eines Landes, das nur ganz unbedeutende Zollabgaben kannte, und daher dem Schleichhandel bequeme Gelegenheit darbot, einen Staat zum Nachbarn gab, dessen strenges Mauthsystem die Bewegungen der Contrebande nach jeder Richtung erschwert.

Fr. Nebenius.

Ueberſicht der Leiſtungen der Konſtantinopolitaniſchen Preſſe in den letzten ſieben Jahren.

Die Centurie der Werke, welche in dem erſten Jahrhunderte der konſtantinopolitaniſchen Preſſe (im Jahr 1828 — 1830) aus derſelben hervorgegangen, iſt vollſtändig in dem ſiebenten Bande von Hammers Geſchichte des osmaniſchen Reichs gegeben worden, und ſeitdem hat, ein paar kurze Anzeigen im Journal asiatique abgerechnet, nichts darüber verlautet. Die Zahl der ſeitdem zu Konſtantinopel erſchienenen Werke beträgt indeſſen nicht weniger als dreißig, worunter freilich manche Kleinigkeiten von ein paar Blättern, wie z. B. die kleine Choleraſchrift des Protomedicus, die kleine Schrift über 25 Ueberlieferungen des Propheten, welche den Gehorſam gegen den Sultan einſchärfen, die arabiſchen Conjugationstabellen (Emsilet) u. dgl. mehr; aber auch Werke von großem Umfange und innerem Werthe. Wir wollen uns hier nur mit dem Ueberblicke der in dieſem Zeitraume von ſieben Jahren erſchienenen wichtigſten Werke beſchäftigen, welche aus den Preſſen Konſtantinopels hervorgegangen, und deren nicht weniger als ſieben, ſo daß alſo im Durchſchnitte wenigſtens Eines auf das Jahr zu rechnen iſt. Das wichtigſte derſelben in Bezug auf den Fortſchritt der Bildungsanſtalten der Hauptſtadt durch Benützung europäiſcher Werke, iſt die unter dem Titel: Sammlung der mathema-

tiſchen Wiſſenſchaften* in vier dicken Quartbänden erſchienene mathematiſche Encyclopädie Elhadſch Hafis Iſhak Efendi's, des erſten Chodſcha, d. i. Profeſſors an der kaiſ. Schule der Ingenieurs. Der erſte Band enthält die Arithmetik und Geometrie, der zweite die Algebra, die höhere Geometrie und die Lehre von den Kegelſchnitten, der dritte die Mechanik, Hydraulik und Optik und der vierte die Aſtronomie mit den Anfangsgründen der Phyſik. Dieſes für den Unterricht der Ingenieure ſo weſentliche Werk iſt im Buchhandel zu haben, was nicht der Fall iſt mit den lithographirten Reglements der Truppen, welche nur an die Offiziere vertheilet werden und nicht käuflich zu haben ſind; dies iſt auch der Fall mit einem der hier ausgezeichneten ſieben Werke, welches von dem dermaligen Muſti auf ſeine Koſten gedruckt, nur unter Freunde vertheilt worden; dies iſt der Commentar zu dem berühmten Lobgedichte Bußivi's auf den Propheten, von den Orientaliſten insgemein die Burda genannt, in der feineren Ausſprache zu Konſtantinopel aber El-Bürdet, welche zuerſt der Ungar Uri im Text und lateiniſcher Ueberſetzung herausgegeben,** Hammer im Anhange des erſten Bandes von Konſtantinopolis und der Bosporus deutſch überſetzt, und zwei Jahre nachher Roſenzweig*** zu Wien im Texte herausgegeben hat, ſo daß die Bürdet bisher nur durch drei öſterreichiſche Orientaliſten bekannt wurde.

Der Commentar des dermaligen Muſti, Mekkiſade Muſtafa Efendi, ein Quartant von 624 Seiten, iſt auch durch ſeine äußere Ausſtattung eines der ausgezeichnetſten aus der kaiſerlichen Druckerei unter der Leitung des Direktors derſelben, Seid Mohammed Eſaad, welcher zugleich der Redakteur der osmaniſchen Staatszeitung iſt, zu Tage geförderten Werke, nicht nur durch ſehr netten Druck und weißes ſchönes Papier, ſondern auch durch den ſehr breiten Rand, ſo daß der Text eigentlich ein ſchmales großes Oktav von 29 Zeilen auf der Seite. Der türkiſche Commentar läßt insbeſondere hinſichtlich der Ausführlichkeit, womit alle Fragen und

* Medschmuai ulumi rijasije.

** Carmen mysticum Borda dictum, edidit Joh. Uri. Lugd. Bat. 1761. 4.

*** Funkelnde Wandelſterne zum Lobe der Beſten der Geſchöpfe, ein arabiſches, insgemein unter dem Namen Gedicht Burde bekanntes Gedicht. Wien, 1824.

Feinheiten des arabiſchen Sylbenmaßes erörtert ſind, nichts zu wünſchen übrig. Voraus eine kurze Lebensbeſchreibung, ſowohl des Verfaſſers, Mufti Mohammed Mekki Efendi, als des Herausgebers ſeines Sohnes Mekkiſade Muſtafa Efendi, welcher dieſe Würde nun zum dritten Male bekleidet; die erſte Lebensbeſchreibung aus dem Haine der Scheiche; * die zweite aus der dritten Fortſetzung deſſelben Werkes. ** Der Verfaſſer des Commentars war der Sohn Chalil Efendi's, eines Aga aus der Speiſekammer (Kilar, das deutſche Keller) des neuen Serai, und erhielt den Namen Mekki, weil er zu Mekka im J. 1126 (1724) geboren war; er durchlief die Bahn der Geſetzwürden als Muderris und dann als Richter von Selanik, Damaskus, Medina, Mekka, Konſtantinopel, Oberſtlandrichter von Anatoli und Rumili, und ward endlich i. J. 1204 (1789) mit der oberſten Würde des Geſetzes bekleidet, die er aber nur durch hundert und vier Tage verwaltete, ſo daß, wie ſein Biograph bemerkt, die Zahl der Tage ſeiner Muftiſchaft dieſelbe mit der vom Himmel geſandten Bücher, welche ebenfalls hundert und vier. Die Dauer ſeiner Zurückgezogenheit von Aemtern war nur ſehr kurz; denn ſchon im folgenden Jahre ward er zum zweiten Male zum Mufti erhoben und wieder nach 16 Monaten zum zweiten Male abgeſetzt. Seine erſte Muftiſchaft fiel in die Regierung Sultan Abdolhamids, die zweite in die Sultan Selims; er ſtarb im Jahr 1212 (1797) im Alter von 87 Mondjahren. Er ſtiftete eine Lehranſtalt an der Moſchee Sultan Mohammed, eine Geburtsfeier (des Propheten) an der Moſchee Ali Portok's (bekannt aus der Eroberung Szigeths), am europäiſchen Schloſſe des Bosporos; ebenda eine jährliche Pilaw-Vertheilung an die Armen am Tage Aaſchura (der zehnte Moharrem, der Tag des Martyrthums Huſeins), und eine jährliche Geldſendung an die Armen von Mekka. Außer dieſem Commentar der Bürdet, hinterließ er einen vollſtändigen Divan von Gedichten und mehrere Abhandlungen. Sein Sohn Mekkiſade Muſtafa ward im Jahr 1233 (1817) das erſte Mal zum Mufti ernannt, und im folgenden Jahre abgeſetzt; dann im Jahr 1239 (1823) zum zweiten Mal zum Mufti befördert, nach Jahresfriſt

* Dewhatol-meschaich von Suleiman Seadeddin, berühmt unter dem Namen Muſtakim Efendi.

** Seili seili seili tewhatol-meschaich von Munib Efendi.

abgesetzt, und bekleidet nun diese höchste Würde des Gesetzes zum dritten Male seit dem 17. Ramasan 1248 (7. Febr. 1833) ins fünfte Jahr. Der Titel dieses Commentars der Bürdet ist Tewwesül, das am trefflichsten mit: Moyen de parvenir übersetzt werden könnte.

Wenn die Bürdet als philologisches Schatzkästchen und, weil nicht verkäuflich, als einzige Perle, hier vorausgeschickt worden, so verdient doch das große, unter dem Titel: der Rosenflor der Kenntnisse, * erschienene, nicht weniger als 1693 Quartseiten starke historische Werk vor allen übrigen in Vordergrund gestellt zu werden; nicht nur weil es seit der, vor einem Jahrzehend erschienenen Geschichte der Janitscharenvertilgung das einzige historische, sondern auch weil der bald nach dem Drucke desselben verstorbene Verfasser Feraisisade für Schreibung desselben, wie es seiner Zeit in den Begebenheitstafeln d. i. in der türkischen Staatszeitung angekündigt worden, vom Sultan Mahmud, dem er dasselbe dargebracht, durch eine Pension belohnet, und der Druck auf Unkosten der Staatsdruckerei unternommen ward. Dieses als eine Weltgeschichte (deren vorher keine zu Konstantinopel gedruckt worden) von der Staatszeitung so hoch gepriesene Werk, ist eine theils höchst dürftige, theils höchst alberne Compilation aus bekannten Geschichtswerken, und namentlich (wo die Geschichte des osmanischen Reichs beginnt), aus den osmanischen Reichsgeschichten geschöpft, in welcher die Weltgeschichte bis zur Gründung des osmanischen Reichs nur ein Viertel des ganzen Werkes, diese aber hernach allein die übrigen drei Viertel einnimmt. In der Prophetengeschichte kommen außer den schon aus dem Rosenöl zur Genüge bekannten Legenden doch noch manche neue vor, so z. B. wird die Aufmerksamkeit Asias, der Gemahlin Pharaons auf das im Nile schwimmende Kind (den kleinen Moses) dadurch angezogen, daß zwischen den beiden Augen desselben ein Lichtstrahl hervorbricht, und daß es dem im Mund gesteckten Finger Milch entsaugt; Pharao erschrickt über den Anblick des Moses so sehr, daß er das Wasser nicht halten kann und wie ein Esel pißt. ** Die Psalmen Davids werden als eben so viele

* Güldscheni maarif.

** Chuufden char misali tebewwül eder idi.

Suren angeführt, wovon ſich fünfzig auf die Begebenheiten Babylons unter Nabuchodoneſor, fünfzig auf die Gefangenſchaft der Kinder Iſraels in Perſien beziehen, und fünzig bloß Lehren der Weisheit enthalten ſollen. An den David ſey das berühmte Wort der himmliſchen Ueberlieferung ergangen: Ich war ein verborgener Schatz und wollte geöffnet werden, welches die Grundlage moslimiſcher Myſtik. Aus der Legende unſers Herrn Jeſus, welche drei Blätter füllet, wäre ſchwerlich ein Beitrag zur Lebensgeſchichte Jeſu von Strauß zu ſchöpfen, und die von Mohammed enthält (wiewohl einige und zwanzig Blätter ſtark) nichts Neues; auf dieſelbe folgt in kurzen Abſchnitten die Geſchichte ſeiner zwölf Frauen, ſeiner zehn auserwählten Gefährten, der eilf erſten großen Rechtsgelehrten (Fukeha) und der erſten ſieben Ueberlieferer (Hufaſi Hadis), der ſechs großen Imame der Ueberlieferung und der dreiundſiebenzig großen Scheiche des Islams.

Hierauf folgt die Geſchichte der vier alten perſiſchen Dynaſtien, die der Chalifen aus dem Hauſe Omeije und Abbas, die der Beni Sſoffar, Beni Saman in Choraſan, der Familie Sebuktegia's zu Ghaſna, der Söhne Buje's in Iran, der Seldſchuken, der Aſſaſſinnen, der perſiſchen Atabege, der Chuaremſchahe, der Fatimiten in Aegypten, der Beni Ejub, der Mamluken vom Nile und der tſcherkeſſiſchen, der Dynaſtien aus der Familie Dſchengiſchans und Timurs und endlich der osmaniſchen Sultane. Um ſich einen Begriff von der hiſtoriſchen Gelehrſamkeit des Verfaſſers zu machen, genüge die Stelle S. 420, wo Nikomedien als die Reſidenz Philipps von Macedonien und der alte Name der Stadt als Makedonia aufgeführt wird, weßhalb ſein Sohn Alexander der Macedoniſche genannt werde. Höchſt charakteriſtiſch für den pragmatiſchen Geiſt, in welchem dieſe Geſchichte geſchrieben, iſt das gänzliche Stillſchweigen, welches über die Stiftung der Janitſcharen beobachtet wird, als ob dieſer Hebel der erſten Eroberungen des Reichs und die Urſachen ſeiner Vergrößerung gar nie in demſelben gegründet worden wäre. Selbſt unter Sultan Mohammed II., wo ihr erſter Aufruhr ſchon am Throne zu rütteln begann, wird ihrer mit keinem Worte erwähnt, eben ſo wenig bei der Thronbeſteigung Sultan Selims, den ſie auf den Thron ſetzten, und erſt bei der

Entthronung Sultan Osman II., den ſie in den ſieben Thürmen erwürgten, wird derſelben im Vorbeigehen, als der verworfnen Rotte oder der abgeſchafften Herrſchaft (Odſchagi mulgha), erwähnt. Dieſe Correctheit eines Reichshiſtoriographen iſt wahrhaft muſterhaft für alle von gleichem Geiſte beſeelten Cenſoren. Für den Verfaſſer dieſer osmaniſchen Geſchichte ſind die Janitſcharen nie gegründet, eigentlich bis zu ihrer Vernichtung gar nicht vorhanden geweſen, und der Leſer, der ſonſt nichts von ihnen gewußt, kann ſagen: „C'est en pleurant leur mort que j'apprend leur naissance.“ Da die Geſchichte aber mit der Thronbeſteigung Sultan Abdolhamids endet, ſo erfährt der Leſer eigentlich gar nichts davon und hört nur im Vorbeigehen von einer verworfenen Rotte und abgeſchafften Herrſchaft ſprechen, ohne daß der Geſchichtſchreiber gewagt, dieſelbe zu nennen, weil heute ſelbſt der Name Jenitſcheri hoch verpönt iſt. Das Seitenſtück zu ſolcher Correctheit eines Reichshiſtoriographen iſt nur die Gefälligkeit der osmaniſchen Staatszeitung, welche bei Gelegenheit eines Berichtes über Wampyren ſich allerdevoteſt dahin äußert, daß dieſelben nur der abgeſchafften Rotte angehört haben können. Das Studium dieſer ſo correct geſchriebenen osmaniſchen Reichsgeſchichte iſt daher Cenſoren, welche, indem ſie alles Geſchichtliche, das nicht in ihren Kram taugt, ſtreichen, die Geſchichte wie die Janitſcharen zu vernichten hoffen, ganz beſonders anzuempfehlen.

Zu Ende des Werks gibt der Verfaſſer von ſeinen eigenen Lebensumſtänden, ſeiner Ausbildung und den Quellen, woraus er ſeine Geſchichte geſchöpft, Kunde; er iſt der Sohn Feraiſi Mohammed Efendi's, welcher als Profeſſor der allgemeinen öffentlichen Schule zu Bruſa angeſtellt war, und von dem er die erſte Anleitung im Arabiſchen empfing; er nennt dann mehrere Scheiche und Profeſſoren, unter deren Anleitung er zu Konſtantinopel ſtudirte und im Perſiſchen Fortſchritte gemacht. Er führte ſich erſt die Ueberlieferung des Propheten zu Gemüthe: „Wenn der Sohn des Menſchen ſtirbt, überleben ihn nur drei Dinge: gute Werke, nützliche Wiſſenſchaft und ein redlicher Sohn, der ſeinen Namen fortpflanzt;“ dann den perſiſchen Vers:

Am Baum iſt jedes Blatt für den Verſtändigen
Ein Kenntnißbuch des Herrn, des Allebendigen.

Als die ersten Quellen seiner Weltgeschichte gibt er die Ergötzlichkeit der Geschichten* Weisi's an, welcher in der Uebersetzung der arabischen Geschichte, welche den Titel: Oriente der Geschichten führt, allen überflüssigen Redeschmuck weggeschnitten.** Außer den Orienten der Geschichten schöpfte er die alte Geschichte aus dem Sammler der Geschichten Hadschi Chalfa's. Es ist unglaublich, daß der Verfasser einer auf Kosten des Sultans gedruckten Weltgeschichte so unwissend in der Literatur osmanischer Geschichte, daß er den Sammler der Geschichten Mohamed Kjatib's dem Hadschi Chalfa zuschreibt, unter dessen, aus seiner Lebensbeschreibung wohlbekannten vierzehn Werken*** sich keines dieses Titels befindet, so daß Feraisisade den wahren Verfasser des Sammlers der Geschichten Kjatis Saim mit Kjatib Tschelebi vermengt hat. Die osmanische Geschichte compilirte er aus den bekannten Reichsgeschichten Seadeddins, Naima's, Raschids, Ssi's, Ssubhi's, Wassifs binnen zehen Jahren. Diese arabische, persische, türkische Chronogrammenspielerei ist bekannt genug; aber kein Orientalist hat noch unseres Wissens die höchst seltsame Art zu datiren erklärt, deren sich auch Feraisisade zu Ende seines Werkes bedient. Indem wir dieses Datum wörtlich hierhersetzen, fordern wir alle Orientalisten und namentlich die haarspaltenden Herren Fleischer und Weil zur Erklärung desselben auf. Dieses seltsame Datum lautet: „Die Feder hat ausgeruht von der Reise in den wichtigen Geschäften der Schrift in der sechsten Stunde des Tages,† welcher das achte Zehntel vom dritten Drittel, vom ersten Sechstel von der zweiten Hälfte von dem zehenten Zehntel von dem vierten

* Behdschet et-tewarich.

** Hier scheint eine doppelte Irrung untergelaufen zu seyn; denn erstens ist das Behdschet et-tewarich die persische Geschichte Schukrallah er-Rumi's (Gesch. des Osm. Reichs I. Bd. S. XXXI.); zweitens ist die Uebersetzung des Eschrak et-tewarich, des Richters Adhadeddin, nicht von Weisi, sondern von Aali. S. Jahrbücher der Literatur, B. LXX. Anzeigeblatt S. 76.

*** Geschichte des Osmanischen Reichs B. VI. S. 47.

† We huwe aschres-sami min es-süls es-salis min es-süds el-ewwel min en-nussfes-sani min el-ascher el-aaschir min el-ikd er-rabii min el-ikd es-salis min el ikd es-sani min el-hidschret en nubuwijet.

Knoten vom dritten Knoten vom zweiten Knoten der prophetischen Auswanderung.“

Das vierte der in den letzten sieben Jahren zu Konstantinopel erschienenen wichtigen Werke ist der Sammler gerichtlicher Aufsätze* des Richters Debbaghsade Nuuman Efendi, welcher ein Abkömmling Seadeddins, des großen Mufti und Reichshistoriographen im neunten Grade, der Sohn Bekajisade Achmed Efendi's, welcher als Richter von Medina starb. Nuuman Efendi bekleidete i. J. 1203 (1788) die Richterstelle von Bagdad, drei Jahre hernach die von Philippopolis, von welcher er nach Jahresfrist abgesetzt wurde, dieselbe aber i. J. 1214 (1799) wieder erhielt, und zwei Jahre früher, als die gesetzmäßige Frist der Amtsverwaltung eines Jahres aus war, d. i. im Jahr 1800, starb. Ein höchst nützliches Werk, welches das berühmteste der bisher bekannten dieser Art, nämlich: die Formen Baldûrsade's,** dann die beiden nach dem Muster Baldûrsade's verfaßten Mustafa Efendi's und Balisade's*** bei weitem an Vollständigkeit und Ordnung übertrifft; zu Ende des fünfzehn Blätter starken Registers sind die Titel von einundachtzig Werken angegeben, aus denen der Verfasser sein Werk zusammengetragen, und welches Verzeichniß für sich allein schon ein höchst schätzbarer Beitrag orientalischer Bibliographie. Es sind die berühmtesten Werke moslimischer Rechtsgelehrsamkeit und Fetwasammlungen, darunter allein sieben türkische† und vier arabische Wörterbücher, nämlich: Kamus, Achteri, Wankuli (alle drei gedruckt zu Konstantinopel) und die Definitionen Seid Dschordschams, welche letzte Orientalisten durch die von de Sacy in den notices et extraits und von Freitag in seinem Wörterbuche gegebenen Auszüge hinlänglich bekannt sind. Das Ganze ist in fünf Hauptstücke getheilt; das erste handelt von den verschiedenen Arten der gerichtlichen Urkunden und Stiftungsbriefe††, das zweite von den

---

* Dschamd es-ssikk.

** Auf der königl. Bibliothek zu Berlin unter den v. Dieg'schen Handschriften.

*** Gesch. d. Osm. Reichs VIII. Bd. S. 250.

† Die Ali Efendi's, Ebusunds, Sekeria Efendi's, die Athajischen, die Feisischen, das Behdschetul-Fetawi und das Netidschetul-Fetawi.

†† El-hudschedach wel-wakfiat.

gerichtlichen Anzeigen,* das dritte von den Verträgen,** das vierte von den gerichtlichen Zuſtellungen,*** das fünfte von den verſchiedenen Formeln der Unterſchriften und der Eingänge. † Das ganze 417 Quartſeiten ſtarke Werk enthält nicht weniger als 670 Muſter und nennt auf der vorletzten Seite, ohne der oben genannten drei Sammlungen gerichtlicher Urkunden zu erwähnen, noch ſechs andere, aus welchen die hier zuſammengetragenen Muſter geſchöpfet werden, †† worunter die Sammlungen drei Lebender, nämlich: des Reichshiſtoriographen und Redakteurs der Staatszeitung, Scheichſade Eſaad Efendi; des erſten Sekretärs der Gerichtsbehörde von Balata (hinter Pera), Huſein Feiſi Efendi und eines der Sekretäre der Erbtheilungsbehörde, Feraiſi Huſein Efendi, welcher mit Feraiſi Mohammed, dem Vater des Verfaſſers der oben angezeigten Weltgeſchichte nicht zu vermengen iſt.

Die drei noch zu erwähnenden Werke ſind drei Commentare dreier der berühmteſten Werke dreier der größten perſiſchen Dichter, nämlich der Commentar zum Gûliſtan (Roſenhain) Saadi's, zum Beharistan (Frühlingsgarten) Dſchami's und zum Pendname (Buch des Rathes) Attar's. Der erſte ein Foliant im größten Formate von 513 Seiten, die beiden andern Quartanten von 607 und 689 Seiten. Das Gûliſtan iſt durch die lateiniſche Ueberſetzung von Gentius, die engliſche von Roß und die franzöſiſche von Semlet, das letzte durch die Ueberſetzung und den Commentar Silv. de Sacy's bekannt genug, nur das Beharistan Dſchamis iſt bisher nirgends im Ganzen überſetzt worden, und nur durch die in der Anthologia persica gegebenen Auszüge bekannt. Der Verfaſſer des Commentars des Gûliſtan's iſt Sudi, der Commentator mehrerer perſiſcher Dichter aus der Zeit Suleiman's des Geſetzgebers, der Verfaſſer des Commentars zum Pendname, der große Gelehrte Ismail Hakki geſt. 1138 (1735), der Verfaſſer der voriges Jahr zu Konſtantinopel gedruckten und im Journal asiatique ausführlich angezeigten Synonymik (Foruk); der Verfaſſer des dritten endlich Eſaid Mohammed eſch-ſchakir, ein lebender osmaniſcher Gelehrter, welcher durch dieſen

* El-ilamat. ** El-maarudat. *** El-muraselat. † El misa wed dibadschat.
†† Nämlich die Hadſchibſade's, Muſaſade's, Dſchaniſade's, Scheichſade's, Huſein Feiſi Efendi's und Feraiſi Huſein Efendi's.

höchst ausführlichen und genügenden Commentar den früheren Schemiis in Schatten stellt; er betitelte denselben: „Geschenk für kundigen Mann als Commentar des Behariſtan.“ * Da das Behariſtan Dſchami's, dieſes, wie das Gûliſtan Saadi's, theils in Proſa, theils in Verſen geſchriebene Meiſterwerk bisher der europäiſchen Literatur ſo gut als unbekannt, ſo lohnt es ſich der Mühe, hier von dieſem allein vorzugsweiſe vor dem längſt bekannten Gûliſtan Saadi's und Pendname Attar's zu ſprechen. Daſſelbe iſt in acht Gärten nach der Analogie der acht Gärten des Paradieſes eingetheilt. Der erſte enthält Kunden von Heiligen und großen Scheichen, nämlich: 1. Dſchuneid, 2. Abdallah Anßari, 3. Sirri Sakati, 4. Manßur Halladſch, 5. Ebu Haſchim der Sſofi, 6. Solum der Aegypter, 7. Fadil Ben Ajadh, 8. Karchi, 9. Schubli, 10. Ebuſaid Charas, 11. Ebubekr Waſithi, 12. Ebu Ali Dokak, 13. Ebul Haſan Charkani, 14. Ebuſaid Fadhlallah, 15. Beſcher Hafis, 16. Schakik Balchi, 17. Juſuf Ben el-Huſein Raſi, 18. Ebubekr Werrak, 19. Ibrahim Chawwaſi, 20. Ebu Ali Rudbari, 21. Ebu'l Abbas Kaßßab d. i. der Fleiſcher, 22. Ebu Huſein Haßri, 23. Chodſcha Juſuf Imnes Saka, 24. Abdel Chalik Ghidſchdewani, 25. Chodſcha Ali Ramtini, 26. Chodſcha Behaeddin der Nakſchbende. Der zweite Garten von den Philoſophen, eine Sammlung von Weisheitsworten und Anekdoten; der dritte Garten von der Regierung und Herrſchaft mit verſchiedenen, auf die Eigenſchaften der Herrſcher ſich beziehenden Geſchichten. Der vierte Garten (S. 232) von der Freigebigkeit und Großmuth; der fünfte Garten (S. 279) von Liebe und Freundſchaft; der ſechste Garten (S. 345) von Scherzen und Schwänken, ein halbes Hundert von Anekdoten; der ſiebente Garten der der Dichter; der achte Garten Anekdoten von Stummen d. i. Fabeln und Apologen, zwanzig an der Zahl; die letzten ſind aus der Anthologia persica bekannt, da dieſe aber von den ſiebenunddreißig Dichtern, welche der ſiebente Garten enthält, nur eilf aufgenommen hat, ſo gewährt dieſer Garten noch eine reiche Ausbeute für perſiſche Literaturgeſchichte und Anthologie. Die Dichter, von denen hier Kunden und Verſe mitgetheilt werden, ſind: 1. Rudegi, 2. Dakiki, 3. Ammar, 4. Anßari, 5. Asdſchedi, 6. Ferruchi,

* Hedijetul irfan der scherhi Beharistan.

7. Firdewſi, 8. Naßir Chosrew, 9. Eſraki, 10. Moiſi, 11. Abdul-Waſii Dſchebeli, 12. Edib Sſabir, 13. Enweri, 14. Wathwath, 15. Amiki, 16. Suſeni, 17. Chakani, 18. Fochr Dſchordſchani, 19. Sahir-din Farjabi, 20. Niſami, 21. Kemal Ismail, 22. Selman Sawedſchi, 23. Mohammed Aaßar, 24. Saadi, 25. Hafis, 26. Kemal Chodſchendi, 27. Chosrew Dehlewi, 28. Amad Fakih, 29. Chodſchu, 30. Naßir Bochari, 31. Iſmet, 32. Binaketi, 33. Chijali, 34. Aſeri, 35. Kjatibi, 36. Schohd, 37. Aarafi.

Die Kunde von dieſen ſiebenunddreißig Dichtern ſowohl als von den ſechsundzwanzig Scheichen ſind ein koſtbarer Beitrag zur Geſchichte perſiſcher Sſofi und Poeten. Der grammatikaliſche und proſodiſche Commentar iſt nicht ſo ausführlich wie der Sudi's zum Güliſtan und Ismail Hakki's zum Pendname, aber doch hinlänglich, und der ſächliche enthält manches Neues, ſo z. B. bemerken wir nach demſelben, daß der urſprüngliche Name des gerechteſten der perſiſchen Könige nicht, wie er gewöhnlich geſchrieben und ausgeſprochen wird, Nuſchirwan, ſondern Nuſchinrewan oder noch eigentlicher Nuſchini-rewan lautet. So heißt es S. 182:

Er, der Prophet, der zu der Zeit Nuſchinrewan's
Das Auge des Geſichts, die Lampe war der Welt
Er ſprach: ich bin von Ungerechtigkeiten frei,
Weil ich geboren bin zur Zeit Nuſchinrewan's.

S. 198 werden mit dem Neweus (dem perſiſchen Frühlingsfeſte) die Oſtereier in Verbindung geſetzt, welche alſo das Symbol der in das Zeichen des Frühlings tretenden Sonne; daß Horus auf hieroglyphiſchen Gemälden oder Steinen, als das Symbol der wachſenden Sonne, ſich in einem rothen Ei befindet, iſt bekannt. Ein für die Proſodie höchſt wichtiger Beitrag iſt S. 393 die ausführliche Erörterung des Unterſchiedes zwiſchen dem Vierers (Rubai) und dem Bruchſtücke (Kitaa). Es iſt ſeltſam, daß trotz des Erſcheinens dieſer Commentare dreier Meiſterwerke perſiſcher Dichtkunſt noch bis heute kein einziges Werk türkiſcher Poeſie aus der Druckerei Konſtantinopels hervorgegangen, wiewohl ſchon in der Staatszeitung vom 22. Oktober 1833 die vier Diwane: Wehbi's, Suriri's, Kjani's und Ghalib's auf Subſcription angekündiget worden.

Hammer-Purgſtall.